

# LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN

FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFTEN

DEPARTMENT I – GERMANISTIK, KOMPARATISTIK, NORDISTIK, DEUTSCH ALS  
FREMDSPRACHE

INSTITUT FÜR DEUTSCHE PHILOGIE



MASTERARBEIT

ZUR ERLANGUNG DES AKADEMISCHEN GRADES „MASTER OF ARTS“ (M.A.)  
IM FACH „GERMANISTISCHE LINGUISTIK“

## Untersuchungen zu Negationsstrukturen im Mittelhochdeutschen

Abgelegt von: Daniel Hrbek

Betreuer: Jun.-Prof. Dr. Oliver Schallert

Bearbeitungszeit: 08.03.2021 – 26.07.2021

Abgabedatum: 26.07.2021

Matrikelnummer: 11539520

E-Mail-Adresse: d.hrbek@campus.lmu.de

Studiengang: Germanistische Linguistik (M.A.)  
(4. Fachsemester)

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	<b>5</b>
<b>2</b>	<b>Forschungsüberblick: Grundlagen und bisherige Untersuchungen</b>	<b>7</b>
2.1	Negation allgemein . . . . .	7
2.1.1	Logische Aspekte der Negation . . . . .	7
2.1.2	Satz- versus Konstituentennegation . . . . .	9
2.1.3	<i>Negative concord, negative doubling, negative spread</i> – Sonderformen der Negation . . . . .	11
2.1.4	Negation in der <i>Generativen Grammatik</i> . . . . .	14
2.2	Typologische Aspekte der Negation . . . . .	20
2.2.1	Negation als universelles Phänomen der menschlichen Sprache . . . . .	20
2.2.2	Überblick über die Arten der Negation . . . . .	22
2.3	Klassische diachrone Entwicklung der Negation im Westgermanischen . . . . .	27
2.3.1	Etymologie und Entwicklung der Negationsmarker . . . . .	28
2.3.1.1	Die Negationspartikeln ahd. <i>ni</i> und <i>niouuiht</i> . . . . .	28
2.3.1.2	<i>Negative-polarity items</i> und n-Indefinita . . . . .	31
2.3.1.3	<i>nicht die Bohne</i> – Kurzüberblick über <i>Minimizer</i> . . . . .	38
2.3.1.4	Ausblick: Entwicklung im Nordgermanischen . . . . .	41
2.3.2	Traditionelle Hypothese: der Jespersen-Zyklus . . . . .	45
2.3.2.1	Überblick über den Jespersen-Zyklus und seine Phasen . . . . .	45
2.3.2.2	Der <i>Jespersen-Zyklus</i> im Deutschen . . . . .	48
2.3.2.3	Plausibilität und Kritik . . . . .	53
2.4	Neuere Theorien zum Wandel der Satznegation . . . . .	56
2.4.1	Entwicklungen im Mittelhochdeutschen nach Jäger (2008) und Pickl (2017) . . . . .	57
2.4.2	Szenario im Mittelniederdeutschen nach Breitbarth (2013, 2014) . . . . .	66
2.4.3	Phonologie als treibende Kraft – neuer Ansatz nach Hertel/Schüler (2016, 2017) . . . . .	75
2.4.3.1	Phonologische Entwicklungen im Mittelhochdeutschen . . . . .	76
2.4.3.2	Szenario nach Hertel: Phonologie als Motor des <i>Jespersen-Zyklus</i> und das Westmitteldeutsche als Phase II . . . . .	82
2.4.3.3	Zum Status der präverbalen Negationspartikel <i>ne</i> . . . . .	90
2.5	Resümee: Zielsetzung und neue Ausgangslage . . . . .	97
<b>3</b>	<b>Methodenübersicht und Datengrundlage</b>	<b>100</b>
3.1	Datenquellen für das Mittelhochdeutsche . . . . .	100
3.1.1	Urkunden: das <i>Corpus der altdeutschen Originalurkunden</i> (CAO) . . . . .	101

3.1.2	Sprachdenkmäler und Predigten – einzelne Texte und Textsorten .	104
3.1.3	Korpuslinguistik – der Einsatz des <i>Referenzkorpus Mittelhochdeutsch</i> (ReM) für die historische Syntaxforschung . . . . .	107
3.1.3.1	Korpuslinguistik und das <i>Referenzkorpus Mittelhochdeutsch</i> . . . . .	108
3.1.3.2	Auf der Suche nach dem <i>Jespersen-Zyklus</i> – die Negation im <i>Referenzkorpus Mittelhochdeutsch</i> . . . . .	116
3.1.3.3	Fazit zum <i>Referenzkorpus Mittelhochdeutsch</i> für die historische Syntaxforschung . . . . .	123
3.2	Historische Dialektologie – zur arealen Variation im Mittelhochdeutschen	125
3.2.1	Stand der historischen Dialektologie . . . . .	125
3.2.2	Das Untersuchungsgebiet – Dialekte des Mittelhochdeutschen . .	127
3.2.3	Zum Sonderstatus des Ostmitteldeutschen – eine Entstehungsgeschichte . . . . .	132
3.3	Graphematik als Anhaltspunkt für phonologische Abschwächung und Pro-/Enklise . . . . .	136
3.4	Zusammenfassung: Methodologie einer ReM-Studie . . . . .	142
<b>4</b>	<b>Präsentation und Diskussion der Ergebnisse</b>	<b>144</b>
4.1	Vorbemerkungen zur Auswertung und Interpretation der ReM-Daten . . .	144
4.1.1	Stichprobenziehung und Vorgehen bei der Auswertung . . . . .	145
4.1.2	Ausgeglichenheit des Korpus und Eingrenzung des Untersuchungsrahmens . . . . .	147
4.2	Areale und zeitliche Variation in der Frequenz der diskontinuierlichen Negation . . . . .	154
4.2.1	Diachrone Entwicklung der Negation im Mittelhochdeutschen . .	154
4.2.2	Entwicklung in den einzelnen Spracharealen – Dialektal-diachrone Aspekte der Negation . . . . .	159
4.2.3	Fazit: Diachron-dialektale Entwicklung der Negation . . . . .	177
4.3	Einflussfaktoren auf Ebene der (Morpho-)Syntax . . . . .	178
4.3.1	Der Einfluss der Verbstellung . . . . .	181
4.3.2	Verbklasse I: Vollverben versus Auxiliare . . . . .	192
4.3.3	Verbklasse II: Simplex- versus präfigierte Verben . . . . .	198
4.3.4	Fazit: Morphosyntaktische Einflüsse auf den <i>Jespersen-Zyklus</i> . .	204
4.4	Einflussfaktoren auf Ebene der Phonologie . . . . .	207
4.4.1	Schreibung der Partikel . . . . .	207
4.4.2	Kliserichtung der präverbalen Partikel <i>ne</i> . . . . .	221
4.4.3	Einfluss des vorangehenden Auslauts und der Silbenstruktur auf die Negationspartikel . . . . .	231

4.4.4	Resümee: Phonologische Einflüsse auf den <i>Jespersen-Zyklus</i> . . .	238
4.5	Vorstellung und Diskussion einiger Sonderfälle . . . . .	241
<b>5</b>	<b>Schluss</b>	<b>249</b>
5.1	Fazit . . . . .	250
5.2	Ausblick . . . . .	254
	<b>Literatur</b>	<b>257</b>
	<b>Schlusserklärung</b>	<b>276</b>

# 1 Einleitung

Eine der Grundmerkmale der menschlichen Sprachfähigkeit ist es, nicht nur über positive Sachverhalte zu sprechen, sondern auch negierte Äußerungen zu treffen; Widersprechen (1a), Ablehnen (1b) oder auch Verbieten (1c) sind dabei nur einige Beispiele, bei denen die sprachliche Negation zur Anwendung kommt. Daher ist es nicht verwunderlich, dass alle Sprachen der Welt über mindestens ein Werkzeug verfügen, um Negation sprachlich zu markieren. So schreibt beispielsweise Boysson-Bardies (1976: 9): „[La] négation est marquée [...] dans toutes les langues. Dans toutes les langues, il existe une ou plusieurs possibilités formelles pur exprimer qu’une chose est fausse, qu’elle n’est pas, qu’elle est autre ou qu’on la rejette.“

- (1) a. Den grauen Hasen mit den Schlappohren habe ich nicht gemeint!
- b. Danke, aber ein alkoholfreies Bier möchte ich nicht.
- c. Du darfst hier nicht rauchen!

Aus diesem Grund wird von Negation des Öfteren als *Sprachuniversalie* gesprochen; aufgrund der fundamentalen Bedeutung für die menschliche Kommunikation „lässt sich das Phänomen *Negation* sicherlich als eine Strukturuniversalie ansehen, ohne die sowohl aus systemtheoretischen als auch aus pragmatischen bzw. funktionalen Gründen eigentlich keine Sprache auskommen kann“ (Köller 1976: 4). Die einzelnen Ausdrücke, die zur Negation verwendet werden, variieren nicht nur zwischen den einzelnen Sprachen und Sprachfamilien; viele Sprachen der Welt haben unterschiedliche Mechanismen gleichzeitig zur Verfügung, zum Beispiel Negationspartikeln und n-Indefinita. Dabei unterliegt die Kategorie der Negation – wie alle anderen Kategorien und Aspekte der Sprache – den Sprachgesetzen und auch dem Sprachwandel. Otto Jespersen, ein dänischer Sprachwissenschaftler des 20. Jahrhunderts, hat sich intensiv mit der Entwicklung der Negation in diversen Sprachen beschäftigt und dabei eine starke Tendenz beim Wandel der Negationsausdrücke bemerkt, den sogenannten *Jespersen-Zyklus* (Jespersen 1917). Dieser besagt, dass ein ursprünglicher Negationsmarker über insgesamt drei Phasen erst abgeschwächt, dann durch das Hinzutreten eines zweiten Markers verstärkt und letztlich durch diesen gänzlich ersetzt wird. Für viele Sprachen ist eine Entwicklung dieser Art belegt, so auch für das gesamte Westgermanische (darunter Deutsch, Englisch oder auch Niederländisch). Die Länge der einzelnen Phasen oder aber auch die Geschwindigkeit des gesamten *Jespersen-Zyklus* kann dabei variieren – das geschriebene Standardfranzösisch verharrt beispielsweise bis heute in Phase II (*ne ... pas*). Nachdem in den letzten Jahrzehnten die Syntax historischer Sprachstufen immer mehr in den Vordergrund gerückt ist, entstanden immer mehr linguistische Studien über die Entwicklung der Negation in den einzelnen Sprachen. Besonders kritisch erscheint dabei das Mittelhochdeutsche. Jä-

ger (2008), die sich mit dem Wandel der Negation im Alt- und Mittelhochdeutschen beschäftigt hat, konstatiert, dass es wohl keine stabile Phase II – die Verstärkung des geschwächten und mittlerweile klitischen Negationsmarkers durch einen zweiten Marker – im Mittelhochdeutschen gegeben hat. Unterstützung erhält sie von Pickl (2017), der ein Korpus oberdeutscher Predigten ausgewertet hat. Auch Pickl konnte keine stabile Verwendung der sogenannten *diskontinuierlichen Negation* (*ne ... niht* oder auch *en ... niht*) feststellen. Schüler (2016, 2017) konnte in westmitteldeutschen Urkunden hingegen eine starke Tendenz zu dieser Negationsstrategie feststellen – ein Ergebnis, das den vorherigen Studien gänzlich widerspricht.

In der vorliegenden Arbeit verfolge ich das Ziel, die bisher eher kritisch gesehene Phase II des Mittelhochdeutschen genauer zu beleuchten. Genauer gesagt: Es soll untersucht werden, ob es tatsächlich keine stabile Verwendung der diskontinuierlichen Negation in der Zeitspanne von ca. 1050 bis 1350 n. Chr. gegeben hat. Dies geschieht in Anlehnung an Breitbarth (2014) in abgestuften Zeitspannen von jeweils 50 Jahren und nach Dialektregion unterteilt. Das hochdeutsche Sprachgebiet gliedere ich dabei in vier Teile: (i) Ost- und (ii) Westoberdeutsch, (iii) Ost- und (iv) Westmitteldeutsch. Das niederdeutsche Sprachgebiet wird ausgegliedert. Erstens liegen mit Breitbarth (2013a, b, 2014) bereits umfangreiche Untersuchungen zu dieser Dialektregion vor. Zweitens ist die Entwicklung im Mittelniederdeutschen zeitlich deutlich später anzusetzen und weist eben doch eine stabile Phase II auf. Dabei gliedert sich diese Masterarbeit wie folgt: In einem ersten Schritt (Abschnitt 2) sollen die grundlegenden Aspekte der Negation vorgestellt werden. Themen sind unter anderem logische Aspekte und die Systematik der Negationsausdrücke sowie die Unterscheidung zwischen Satz- und Konstituentennegation. Danach folgt ein kurzer Überblick über die Typologie der Negation, der sich auch mit der zu Beginn der Einleitung angesprochenen Universalienthese beschäftigt und verschiedene Strategien zur Markierung von Negation, wie sie sich in den Sprachen der Welt finden, aufzeigt. Abschließend werden diverse Theorien zum Wandel in der Negationsstruktur des Westgermanischen erläutert und diskutiert. Ein zentraler Punkt meiner Arbeit ist das Szenario nach Hertel (in Vorbereitung) beziehungsweise Schüler (2016, 2017), nach derer phonologische Entwicklungen starken Einfluss auf den schnellen Untergang der diskontinuierlichen Negation hatten. Abschnitt 3 behandelt die Datengrundlage für diese Untersuchung und stellt die angewandten Untersuchungsmethoden vor. Da die Studie auf einer Korpusuntersuchung des *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* basiert, werden Hintergründe zu diesem und korpuslinguistische Grundlagen besprochen. Ferner behandle ich auch das Gebiet der historischen Dialektologie, die bis heute akut unterforscht ist. Kapitel 4 beinhaltet die Darstellung der gefundenen Ergebnisse sowie eine ausführliche Diskussion des analysierten Datenmaterials im Hinblick auf die zuvor besprochenen Theorien zum Wandel der Satznegation in der Geschichte des Deutschen. Den Abschluss bildet eine Zusammenfassung dieser Arbeit sowie ein Ausblick auf künftige Studien.

## 2 Forschungsüberblick: Grundlagen und bisherige Untersuchungen

Im folgenden Kapitel soll der gegenwärtige Stand der Forschung zur Negation vorgestellt werden. Neben allgemeinen Aspekten der Negation (Logik, Sonderformen) behandle ich auch die Typologie, denn nicht jede Sprache drückt Negation mit den gleichen Mitteln aus; wie zu sehen sein wird, unterscheiden sich die Sprachen in diesem Punkt äußerst stark. In den weiteren zwei Unterabschnitten spielt die Diachronie, also die historische Entwicklung, eine große Rolle. Abschnitt 2.3 beinhaltet das klassische Szenario, den sogenannten *Jespersen-Zyklus* (Jespersen 1917), und beleuchtet dieses kritisch hinsichtlich seiner Plausibilität. Abschnitt 2.4 betrachtet hingegen neuere Ansätze zur Entwicklung im Westgermanischen, vor allem Jäger (2008) und Breitbarth (2014). Da diese Studie jedoch einen anderen Ansatz verfolgt, muss auch das phonologische Szenario von Schüler (2017) besprochen werden.

### 2.1 Negation allgemein

Bevor ich konkret auf typologische oder diachrone Aspekte zur Negation eingehe, sollen nun zuerst allgemeine Punkte abgehandelt werden. Dies ist notwendig, da der Begriff *Negation* nicht eine festgelegte Bedeutung hat, sondern viele verschiedene Dimensionen ansprechen kann. Dies betrifft sowohl logische als auch sprachliche Aspekte. So muss man beispielsweise zwischen der *Satz-* und der *Konstituentennegation* unterscheiden. Bei ersterem können wiederum diverse Sonderformen auftreten, wie etwa *negative concord* (dt. ‚Negationskongruenz‘). Zuletzt spielt für die weitere Untersuchung der Diachronie auch die Einbettung der Negation in die *Generative Grammatik* eine Rolle – sowohl Jäger (2008) als auch Breitbarth (2013a, b, 2014) nehmen in ihren Arbeiten auf die Negation in den generativen Theorien Bezug. Dies alles werde ich im folgenden Abschnitt beleuchten.

#### 2.1.1 Logische Aspekte der Negation

Zunächst gilt es, die logische Komponente hinter dem Mechanismus der Negation zu betrachten. Dieser Aspekt wird überwiegend in der (Sprach-)Philosophie (zum Beispiel Köller 2016: 73–84 oder Wittgensteins (2018) *Tractatus*) behandelt, findet aber auch in der Semantik (zum Beispiel Löbner 2003: Kap. 4) oder Pragmatik Verwendung und kann für konkrete linguistische Fragestellungen bedeutsam sein.

Wenn von sprachlicher Negation gesprochen wird, bezieht man sich zumeist auf die Werkzeuge, die diesen Vorgang ausführen – „Mittel, mit denen ein Tatbestand verneint oder eine Möglichkeit abgelehnt wird“ (Lindow et al. 1998: 283). Durch die Anwendung dieser Mittel drückt man aus, dass ein Sachverhalt falsch ist oder das Angebot des Gegenübers

abgelehnt wird. Was unter Negation nicht verstanden werden darf, ist, dass der Gesprächskontext gar nicht existiert, „denn negative Sachverhalte (‘Sachen, die es nicht gibt’) gibt es nicht“ (Stickel 1970: 1).<sup>1</sup> Wittgenstein (2018: 33) schreibt in seinem *Tractatus* auch: „Einen Satz verstehen, heißt, wissen was der Fall ist, wenn er wahr ist“. Die Negation eines Satzes bezieht sich also immer auf dessen Proposition, der deskriptiven Bedeutung (Löbner 2003: 30). Im Gegensatz zum konkreten Satz bezieht sich die Proposition immer auf einen binären Wahrheitswert; laut dem Polaritätsprinzip (hierzu Löbner 2003: 83–84) ist sie entweder *wahr* oder *falsch*, eine dritte Option gibt es nicht (*Satz vom ausgeschlossenen Dritten*, lat. *tertium non datur*) und beides kann nicht gleichzeitig zutreffen (*wahr* und *falsch*; *Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch*). Wittgenstein (2018: 33) fordert daher auch: „Die Wirklichkeit muss durch den Satz auf ja oder nein fixiert sein.“ Abbildung 1 zeigt nun das Verhältnis zwischen dem Satz, der Proposition und dem Wahrheitswert.

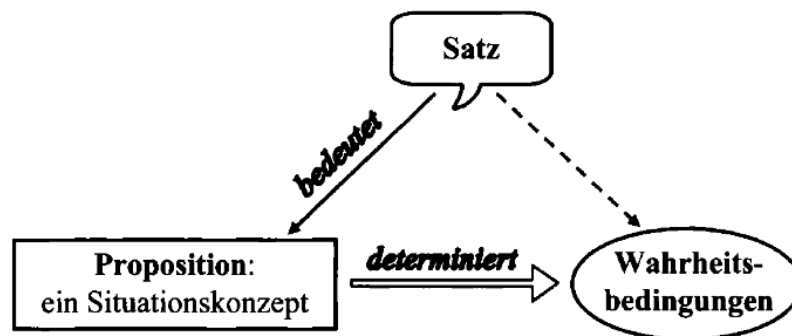


Abbildung 1: Semiotisches Dreieck in Bezug auf Sätze (aus Löbner 2003: 34)

Nun muss es einem Sprecher auch möglich sein, das polare Gegenteil eines positiven Satzes zu formulieren. Dies geschieht durch die Negation, die den Wahrheitswert einer Aussage umkehrt. Die Negation eines Satzes A ist folglich nicht-A; wenn A wahr ist, ist nicht-A falsch und umgekehrt. In der Aussagenlogik verwendet man dafür das Negationsymbol  $\neg$  – die negierte Variante von A ist also  $\neg A$ . Die Negation einer negierten Aussage ( $\neg\neg A$ ) ergibt wiederum eine positive (wahre) Aussage.<sup>2</sup> Um dies an einem sprachlichen Exemplar zu demonstrieren, ist ein Beispiel (2) gegeben.

- (2) a. Donald Duck ist eine Ente (A).  
 b. Donald Duck ist keine Ente ( $\neg A$ ).  
 c. Donald Duck ist nicht keine Ente ( $\neg\neg A$ ).

<sup>1</sup>Im *Tractatus* findet sich hierzu der vielzitierte Satz sieben: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“ (Wittgenstein 2018: 111).

<sup>2</sup>Wie jedoch in Abschnitt 2.1.3 zu sehen sein wird, gibt es Sprachen, die von sogenanntem *negative concord* Gebrauch machen. Hierbei heben sich mehrere Negationselemente innerhalb eines Satzes nicht gegenseitig auf, sondern stehen miteinander in einer Kongruenzbeziehung (*Negationskongruenz*).



Bereits angesprochene Sonderformen der Aussagenlogik finden sich in (3). Der *Satz vom ausgeschlossenen Dritten* ist in (3a) abgebildet; da Wahrheitswerte binär sind, also nur *wahr* oder *falsch* sein können, trifft diese Aussage immer zu. Die Aussage in (3b) hingegen ist immer falsch; Donald Duck kann entweder eine Ente sein oder nicht, aber beides gleichzeitig ist ausgeschlossen (*Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch*).

- (3) a. Donald Duck ist eine Ente oder keine Ente ( $A \vee \neg A$ ).  
 b. Donald Duck ist eine Ente und keine Ente ( $A \wedge \neg A$ ).

Man kann also zusammenfassen, dass die Negation ein Werkzeug ist, um den Wahrheitswert eines Satzes – beziehungsweise den Wahrheitswert der Proposition eines Satzes – umzukehren und so eine Aussage am anderen Ende der Polarität zu treffen. Nicht von der Negation betroffen hingegen ist die *Präsupposition* – also die Voraussetzungen, die ein Sprecher durch seine Äußerungen macht, oder allgemein das, was implizit vorausgesetzt wird (siehe hierzu auch Meibauer 2006: 44–57). Äußert man nun einen Satz wie in (4a), so geht man indirekt auch von der Existenz eines Satzes wie in (4b) aus:

- (4) a. Viele Studenten fühlen sich in der Corona-Krise von der Politik im Stich gelassen. (p)  
 b. Es gibt eine Corona-Krise. (q)  
 c. Aus p folgt q. ( $p \gg q$ ; sprich: p präsupponiert q)

Negiert man nun den ursprünglichen Satz (5a), so muss man feststellen, dass sich an der Gestalt der Präsupposition (5b) nichts ändert.

- (5) a. Viele Studenten fühlen sich in der Corona-Krise von der Politik nicht im Stich gelassen. ( $\neg p$ )  
 b. Es gibt eine Corona-Krise. (q)  
 c. Aus  $\neg p$  folgt q. ( $\neg p \gg q$ ; sprich:  $\neg p$  präsupponiert q)

Dieses Verhalten wird „Konstanz unter Negation“ (Meibauer 2006: 45) genannt und ist ein Hauptcharakteristikum der Präsupposition. Die Negation betrifft folglich nur die Proposition eines Satzes; die impliziten Voraussetzungen zum Verstehen einer Äußerung, die Präsupposition, bleiben unangetastet.

### 2.1.2 Satz- versus Konstituentennegation

Sprachliche Negationsmarker unterscheiden sich nicht nur in ihrer Form (Abschnitt 2.2.2), sondern auch in ihrem Geltungsbereich – der *Skopus* kann variieren, je nachdem, ob man es mit einer Satz- oder einer Konstituentennegation zu tun hat. Ein direkter Vergleich mit

der Satznegation (6) zeigt, dass bei der Konstituentennegation (7) eben nicht die gesamte Prädikation negiert wird. Vielmehr bezieht sich die Negation – wie der Begriff bereits vermuten lässt – hier nur auf eine einzelne Konstituente.

- (6) a. Hasen mögen Futter vom Discounter.  
b. Kein Hase mag Futter vom Discounter.
- (7) a. Jeder Hase mag Futter vom Discounter.  
b. Nicht jeder Hase mag Futter vom Discounter.

Die Negation in (7b) hat demzufolge einen kleineren Skopus als (6b). Wagner-Nagy (2005) beschreibt den Unterschied zwischen beiden Negationsmustern nicht nur den Skopus betreffend, sondern auch strukturell:

„Die Konstituentennegation wird üblicherweise als modifizierende Operation betrachtet, während die Satznegation als eine Konstruktion beschrieben wird, die die Argumentenstruktur des finiten Verbs (Hauptverbs) modifiziert. In diesem Fall wird das Negationswort als ein Argument des finiten Verbs behandelt“ (Wagner-Nagy 2005: 129).

Wie anhand von Beispiel (8) demonstriert wird, ist es bei der Konstituentennegation nicht möglich, die gesamte Proposition zu negieren. Die negierte Variante (8b) ist nicht bedeutungsgleich mit der Äußerung in (8a).

- (8) a. *In der Küche stehen mehrere nicht geöffnete Weinflaschen.*  
b. *Es ist nicht der Fall, dass in der Küche mehrere geöffnete Weinflaschen stehen.*

Konstituentennegation; entnommen aus Jäger (2008: 21)

Jäger (2008) unterscheidet beide Negationsstrukturen daher anhand des semantischen Skopus. Genauer argumentiert sie:

„Whenever the semantic scope of negation covers the entire proposition of the clause, as in the case of n-indefinites, one is dealing with sentential negation. [...] One may only properly speak of constituent negation if the semantic scope of negation is indeed restricted to one constituent. This may for instance be the case when the negation marker is more deeply embedded in some constituent“ (Jäger 2008: 20–21).

Im Deutschen tritt die Konstituentennegation (auch Sätze mit „enger Fokusnegation“) häufig in Verbindung mit *sondern*-Phrasen (9) auf, wie der DUDEN-Grammatik (Duden

2009: 908–909) entnommen werden kann. Jäger (2008: 22) spricht auch von „Kontrastnegation“, die zur expliziten Fokusmarkierung dienen und gleichzeitig eine Alternative zur Aufrechterhaltung einer wahren Proposition bieten kann.

- (9) a. Karl ist nach Berlin nicht geflogen, sondern mit dem Zug gefahren.  
b. Nicht Karl ist nach Berlin geflogen, sondern Otto.  
modifiziert nach Jäger (2008: 23)

Die Unterscheidung zwischen Konstituenten<sup>3</sup>- und Satznegation lässt sich also wie folgt zusammenfassen: Sobald der gesamte Satz (beziehungsweise seine Proposition) negiert wird, spricht man von Satznegation. Ist dies jedoch nicht der Fall und bezieht sich das Negationselement nur auf eine einzelne Konstituente, handelt es sich um eine Konstituentennegation. Meist findet man die Negation dort tiefer in die Struktur eingebettet („This is signalled by the position of *nicht* before the focussed element“ (Jäger 2008: 22)).

### 2.1.3 *Negative concord, negative doubling, negative spread* – Sonderformen der Negation

Die Negation kann nicht nur hinsichtlich ihres Skopus variieren. Vielmehr treten sprachübergreifend auch Sonderformen auf, allen voran *negative concord* (NC; dt. ‚Negationskongruenz‘). Hier steht die sprachliche Negation im Widerspruch zur logischen: In den Varietäten, in denen Negationskongruenz auftritt, treten mehrere Negationselemente innerhalb derselben syntaktischen Domäne auf und kongruieren miteinander, ohne dabei die semantische Negation aufzuheben. Giannakidou (2000: 458) definiert NC daher wie folgt: „Generally, we talk about ‚negative concord‘ in situations where negation is interpreted just once although it seems to be expressed more than once in the clause.“ Das Standarddeutsche ist keine solche NC-Sprache (11a), einige seiner Dialekte wie Niederdeutsch (11b) und Bairisch (11c) hingegen schon.

- (11) a. Ich habe nicht kein Geld.  
(,Ich habe Geld‘)

---

<sup>3</sup>Wie Jäger (2008: 23) jedoch korrekterweise anmerkt, ist in diesen Fällen der Begriff Konstituentennegation irreführend. Sowohl in (9a) als auch (9b) befindet sich trotz abweichendem Fokus die gesamte Proposition im Skopus der Negation. Sie stützt diese Annahme auf Paraphrasierungen (10) dieser Beispiele:

- (10) a. Es ist nicht der Fall, dass Karl nach Berlin geflogen ist.  
b. Es ist nicht der Fall, dass KARL nach Berlin geflogen ist.

b. *Ik heff keen Geld nich*

Ich habe kein Geld NEG

„Ich habe kein Geld“; Niederdeutsch (Lindow et al. 1998: 284)

c. *Koàn bessàn weàsð need findn*

Keinen besseren wirst=du NEG finden

„Einen besseren wirst du nicht finden“; Bairisch (Merkle 2005: 155)

Das Jiddische (12) zeigt ebenfalls Züge einer (strikten) NC-Sprache; hier tritt zum Negationsmarker *ni(sh)t* noch ein n-Indefinitum wie *keyn* (12a); des Weiteren existiert ein existenzieller Negator *nito* (12b) – eine Zusammenziehung aus *nit* und *do* (hierzu auch allgemein van der Auwera/Gybels 2014 sowie Jacobs et al. 1994: 417):

(12) a. *er hot khasene gehat, ober er hot nit gehat keyn (emese)*  
er AUX Hochzeit gehabt aber er AUX NEG gehabt kein (richtige)  
*khasene.*

Hochzeit

NC im Jiddischen (Jacobs et al. 1994: 417; Übersetzung von D.H.)

b. *Es iz nito keyn naves in Insterberg?*

Es ist NEG=da kein Neues in Insterberg

existenzieller Negator *nito* (van der Auwera/Gybels 2014: 187)

Lenz (1996: 189) hat die Negationsmuster des Deutschen im typologischen Vergleich untersucht und kommt zum selben Schluss:

„Pleonastische Negation gibt es im heutigen Standarddeutschen nicht. Wenn zwei Negationsträger auftreten, so wird keiner von beiden dessemantisiert, beide behalten ihre Negationsbedeutung und die Äußerung wird affirmativ verstanden, die Negationen heben sich gegenseitig auf.“

Das Deutsche (wie beispielsweise auch Latein) reflektiert in seiner Negationsstrategie also denselben Typ wie die Aussagenlogik (Abschnitt 2.1.1) – zwei Negationselemente heben sich gegenseitig auf. Jäger (2008: 23) nennt diesen Typus „Double Negation“. Ein späterer Blick in die Diachronie wird jedoch zeigen, dass dies keinesfalls die Regel war. Alt- und Mittelhochdeutsch waren (bis zu einem gewissen Grad) NC-Sprachen. Daher finden wir in mehreren Dialekten des Deutschen auch bis heute noch NC, wie beispielsweise Moser (2019, 2021) berichtet. Hierzu Behaghel (1924: 80): „Daß mehrere Verneinungen sich gegenseitig aufheben, ist erst Errungenschaft der neueren Schriftsprache.“

Hinsichtlich der Charakterisierung von Negationskongruenz müssen zwei Subtypen unterschieden werden: (i) *negative doubling* und (ii) *negative spread*. *Negative doubling* (13) besteht aus dem Satznegator (im Deutschen *nicht*) sowie (mindestens) einem n-Indefinitum (wie zum Beispiel *kein* oder *nie*). Dieser Typus findet sich unter anderem im Bairischen (13a) sowie in zahlreichen anderen Sprachen; in (13b) ist ein Beispiel aus dem Italienischen gegeben (beide nach Jäger 2008: 24, 251):

- (13) a. *Koa Mensch is (ned) kema.*  
Kein Mensch ist (NEG) gekommen
- b. *Non ho visto nessuno.*  
NEG habe gesehen niemanden

Der Term *negative doubling* beschreibt wiederum das gleichzeitige Auftreten von mehreren n-Indefinita (hierzu unter anderem den Besten 1986). Im Portugiesischen (14; zitiert nach Breitbarth (2014: 63)) tritt *negative spread* häufig auf:

- (14) *Ninguém viu nada*  
Niemand sah nichts

Beim Phänomen *negative doubling* können Sprachen weiterhin in strikt (Rumänisch) und nicht-strikt (Portugiesisch) eingeteilt werden (Breitbarth 2014: 65). In Sprachen mit striktem *negative doubling* tritt der Satznegator obligatorisch mit n-Indefinita auf; nicht-strikes *negative doubling* weist lediglich einen fakultativen Satznegator wie *nicht* auf. Harbert (2007: 379–382) gibt einen Überblick über das Auftreten von NC in der germanischen Sprachfamilie.

Aus rein formaler Sicht ist die diskontinuierliche Negation, wie sie noch im Mittelhochdeutschen (15a) oder im heutigen Standardfranzösischen (15b) auftritt, als Fall von NC zu bewerten, da zwei Negationselemente gleichzeitig in derselben syntaktischen Domäne auftreten, ohne sich gegenseitig hinsichtlich des Negationswertes zu beeinflussen. Allerdings ist zu dem Zeitpunkt, als beide Partikeln gleichzeitig auftraten, ihre Funktion nur in Abhängigkeit voneinander interpretierbar; obwohl zwei Negationsmarker auftreten, gehe ich hier nur von einem gemeinsamen semantischen Negationsmerkmal aus – in Übereinstimmung mit Jäger (2008: 24). In der Literatur findet man jedoch auch Gegenstimmen, die die diskontinuierliche Negation sehr wohl als Fall von NC behandeln (zum Beispiel Simpson/Wu 2002).

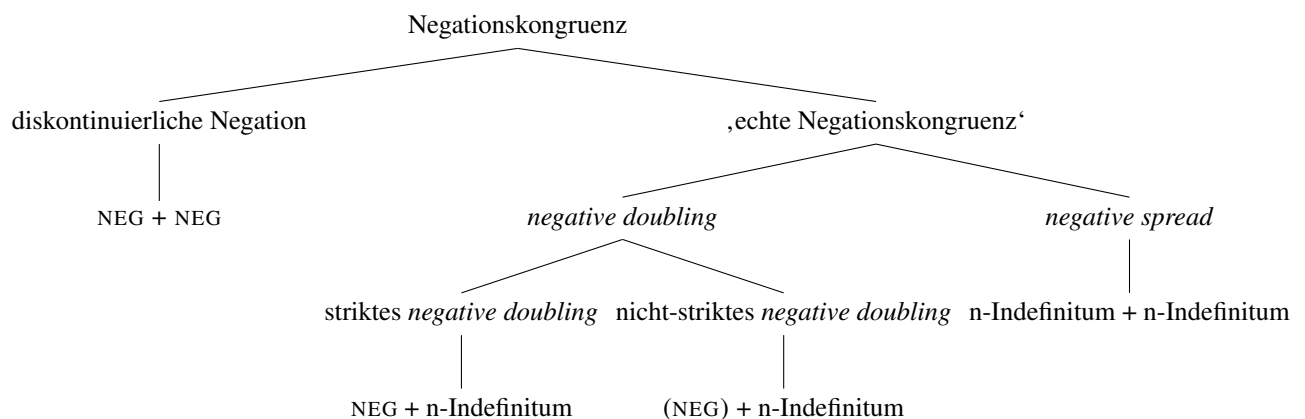
- (15) a. *Ia enwolden die edelen cristen nîcht die heiden fristen*  
PTK NEG=wollten die edlen Christen NEG die Heiden aufhalten  
Ostmitteldeutsch (1301); Landgraf Ludwigs Kreuzfahrt 2243–2244

- b. *Il n'a pas de trou*  
 es NEG=hat NEG PRÄP Loch

Französische Standardnegation; zitiert nach Boysson-Bardies (1976: 68)

Die Abbildung in (16) fasst die Ergebnisse dieses Abschnitts zusammen. Das mehrfache Auftreten von Negationsmarkern (*negative concord*) kann in zwei Gruppen eingeteilt werden: (i) *negative doubling* (*nicht* und n-Indefinita) und (ii) *negative spread* (mehrere n-Indefinita). *Negative doubling* existiert in zwei Formen: einer strikten und einer nicht-strikten Version. Zusätzlich muss die in einigen Sprachen und historischen Sprachstufen vertretene diskontinuierliche Negation (franz. *ne ... pas*, mhd. *ne ... niht*) hiervon abgegrenzt werden, da beide Elemente nur zusammen die Negation ausdrücken. Das moderne Standarddeutsche weist keine Negationskongruenz auf – ganz im Gegensatz zu seinen Dialekten mit dem prominentesten Vertreter Bairisch (siehe auch Weiß 1998).

(16)



#### 2.1.4 Negation in der *Generativen Grammatik*

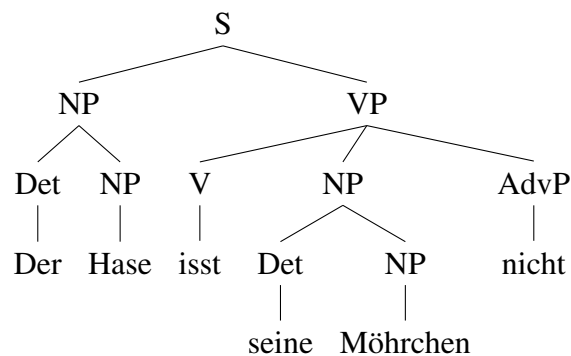
Nun betrachte ich, wie die Negation innerhalb der *Generativen Grammatik* behandelt wird. Dies ist aus mehreren Gründen relevant. Erstens ist die *Generative Grammatik* wohl die einflussreichste Grammatiktheorie seit ihrem Aufkommen in den 1950er Jahren (Chomsky 1957). Zweitens bewegen sich mehrere der neueren Ansätze (Jäger 2008, Breitbarth 2013a, b, 2014) zur Entwicklung der Negation des Deutschen im generativen Bereich, Breitbarth (2013a, b, 2014) sogar ausschließlich im *Minimalistischen Programm* (Chomsky 1996, 2000). Um die neueren Ansätze in ihrer Gänze nachvollziehen zu können, müssen vorab also die notwendigen generativen Grundlagen im Bereich der (Satz-)Negation geschaffen werden.

Die *Generative Grammatik* blickt nun bereits auf mehr als siebenzig Jahre zurück, in denen diverse Modelle entwickelt und angepasst wurden. Eines der ersten Modelle war die

*Phrasenstrukturgrammatik* (PSG), in der syntaktische Strukturen mithilfe von Phrasenstrukturregeln und in einem Syntax-Baum analysiert wurden. In einem klassischen PSG-Baum wie (18) wird ein Satz S (17) als eine NP und eine VP analysiert; das Negationselement *nicht* wird nicht als eigenständige Phrase behandelt, sondern als Adverb (und daher als AdvP) klassifiziert.

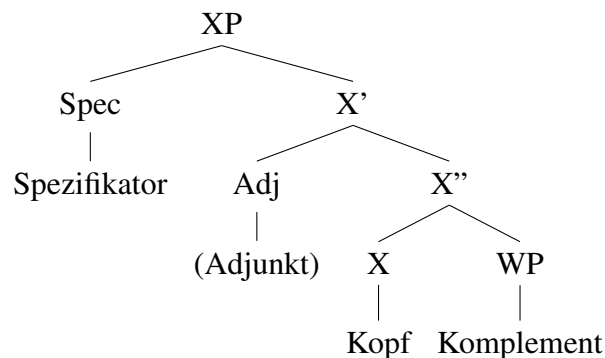
(17) Der Hase isst seine Möhrchen nicht.

(18)



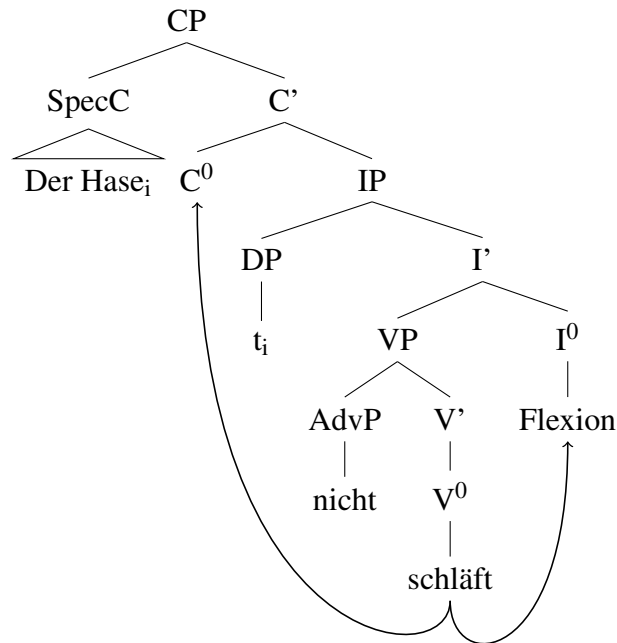
Darauf folgten andere Grammatikmodelle wie die *Head-driven Phrase Structure Grammar* (HPSG) oder die *Generalized Phrase Structure Grammar* (GPSG). Die HPSG kann dabei als eine „lexikonbasierte Theorie“ beschrieben werden, das heißt, „der überwiegende Teil der linguistischen Beschränkungen befindet sich in den Beschreibungen von Wörtern bzw. Wurzeln“ (Müller 2000: 195). Borsley (1997) behandelt die Analysen des Deutschen in der HPSG ausführlich, insbesondere im direkten Vergleich mit einem generativen Dauerbrenner, der *Rektions- und Bindungstheorie* (engl. *Government & Binding*) (Chomsky 1981; mit Haegeman 1994 liegt ein ausführliches Handbuch für G&B vor). Die *Rektions- und Bindungstheorie* (G&B) ist eine Transformationsgrammatik, die Bewegung (zum Beispiel in Verbzweitkontexten) mithilfe der *move  $\alpha$* -Regel modelliert. G&B macht weiterhin vom X-Bar-Schema gebraucht – ein Schema, das den Aufbau einzelner Phrasen beschreibt und Zwischenprojektionen einbettet. Das X-Bar-Schema ist in (19) gegeben:

(19)



Obwohl G&B mittlerweile seit vierzig Jahren existiert, erfreut sich dieses Grammatikmodell immer noch hoher Beliebtheit, was die Anwendung in zahlreichen Arbeiten (unter anderem Weber 2017 und Vikner 2020) belegt. In ihrer Urfassung ging man davon aus, dass ein Satz aus einer VP und zwei funktionalen Phrasen (CP und IP) besteht. Die Negation wurde in dieser frühen Stufe weiterhin nicht als eigene Phrase verstanden, wie die vereinfachte Struktur in (20) zeigt:

(20)



Bereits während der Hochzeit der HPSG kam es zu kritischen Stimmen, was diese Struktur (zumindest für das Deutsche und verwandte Sprachen) angeht. Hubert Haider (1993, 1997, 2010) führte diese Idee weiter und konstatiert, dass es im Deutschen keine INFL-Position (entspricht I<sup>0</sup>) am Satzende gibt. Er (Haider 1993: 59) schreibt:

„Es ist ein merkwürdiger Effekt der in Studien zum Deutschen häufig geübten Intrapositionsmethode [...], daß für Deutsch ein funktionaler Kopf INFL am Satzende [entspricht I<sup>0</sup>; D.H.] postuliert wurde, obwohl es keine Evidenz dafür und massive Evidenz dagegen gibt.“

Demnach geht Haider in seinen Schriften von einer vom generativen Goldstandard abweichenden Grundstruktur aus, nämlich CP-VP. Da in Verbletztsätzen keine *overt* Bewegung stattfindet und extrapolierte Sätze (21) deutliche Evidenz für eine Adjunktion an VP (statt IP) liefern (22), verzichtet er auf eine zweite funktionale Phrase IP.



- (21) a. *[[einem Kind beistehen] [das nach Hilfe ruft]] wird doch wohl jeder*  
 b. *[[gefragt] [ob ich zufrieden bin] hat er mich nicht*
- (22) a. *\*daß doch wohl jeder [[einem Kind beistehen] das nach Hilfe ruft] wird*  
 b. *\*daß er mich nicht [[gefragt] ob ich zufrieden bin] hat*  
 c. *daß doch wohl jeder einem Kind bestehen wird [das nach Hilfe ruft]*  
 d. *daß er mich nicht gefragt hat [ob ich zufrieden bin]*

Grammatische Extraposition an VP; zitiert nach Haider (1993: 60)

Hierzu Haider genauer (1993: 60; Nummerierung angepasst von D.H.): „Gibt es keine I-Position und somit keine V-zu-I-Verschiebung, die das finite Verb über die Extrapositionsstelle transportiert, dann ist das Verb in (22c–d) weiterhin in seiner Grundposition und die Grammatikalitätsverteilung entsprechend.“

Anders sieht die Situation im Französischen aus. Pollock (1989) hat sich umfassend mit dem Aufbau der IP in der romanischen Varietät beschäftigt und kommt zu dem Schluss, dass eine einzelne Zwischenprojektion zwischen CP und VP wohl nicht ausreicht, um die Syntax dieser Sprache ausreichend zu beschreiben. Von ihm stammt daher die *Split-Infl-Hypothese* (23; zitiert nach Dürscheid 2003: 145), die gleichzeitig auch eine Zäsur in der generativen Beschreibung der Negation mit sich brachte.<sup>4</sup>

- (23) **Split-Infl-Hypothese:** Die IP besteht (mindestens) aus den zwei funktionalen Kategorien Agreement und Tense, die, dem X-bar-Schema entsprechend, jeweils eine Position für einen Specifier und ein Komplement vorsehen, also Phrasen bilden.

Die IP wird daher in zwei separate Phrasen aufgeteilt, AgrP (*Agreement Phrase*) und TP (*Tense Phrase*). Chomsky (1989) nahm Pollocks Gedanken auf und modifizierte seine eigene Analyse des Englischen dahingehend, dass die IP nicht nur in zwei, sondern in drei Phrasen aufgesplittet wird: AgrP<sub>Subjekt</sub>, TP und AgrP<sub>Objekt</sub> – obwohl es im Englischen keinerlei Anhaltspunkte für Objektkongruenz gibt. Haider (1993: 50) beschreibt die ‚neue‘ Struktur des Englischen mittels Klammernotation (24) wie folgt:

- (24) [CP ... [AGR<sub>Subjekt</sub> ... [TP ... [AGR<sub>Objekt</sub> ... [VP ... ]]]]]

Hieraus ergaben sich im Laufe der Zeit schließlich weitere Neuerungen wie AspP und VoiceP, aber auch eine explizite Negationsphrase, die NegP (bekannt unter dem Schlagwort *NegP-hypothesis*). In (25) findet sich eine Klammernotation, die die Negation als

<sup>4</sup>So schreibt Breitbarth (2014: 115): „Since Pollock (1989), the structural locus of sentential negation within generative approaches to syntax has generally been assumed to be a functional projection.“

eigenständige Phrase behandelt (nach Breitbarth 2014: 115). Anders als bei Chomsky (1989) findet sich hier nur eine AgrP.

(25) [TP [NegP [AgrP [VP ]]]]

Die *NegP-hypothesis* erfreut sich bis heute großer Beliebtheit, auch wenn einige Syntaktiker sie (zumindest für das Deutsche) weiterhin ablehnen. So geht Haider (2010: 171) nicht von einer eigenen NegP aus; bei ihm findet sich die Satznegation *nicht* im Unterfeld, also der VP (26; CP ergänzt von D.H.). „In OV languages, the negation particle is positioned close to the verb and thus follows the arguments. [...] The negation particle in the function of sentence negation *must c-command the finite verb* or its trace, if the verb is moved for finiteness reasons“.

(26) [CP ... [VP – Neg (...) V<sub>fin</sub>]]

Ein großes Problem bei der Implementierung stellen dabei die große typologische Variation (siehe auch Abschnitt 2.2) hinsichtlich der Negationsstrategien und den syntaktischen Positionen der Negationsmarker dar.<sup>5</sup> Breitbarth (2014: 115) schlussfolgert daher, dass NegP „must be in different hierarchical positions in different languages with respect to other material like tense or the subject“. Eine weitere Uneinheitlichkeit kommt durch die *Split-NegP-Hypothese* zustande, wie Jäger (2008: 122) und Breitbarth (2014: 115–121) berichten. Diverse Linguisten wie Simpson/Wu (2002) gehen davon aus, dass es nicht nur eine, sondern zwei bis vier NegPs pro Satz gibt. So findet man beide Bestandteile der mittelhochdeutschen diskontinuierlichen Negation in jeweils separaten Projektionen. Ich folge hier Jäger (2008: 122), deren Ansicht sie selbst wie folgt zusammenfasst: „I do not assume a separate NegP hosting the second neg-particle: *ne/en* and *niht* form part the same functional projection [...] In what follows, I will argue in more detail for positioning *ne/en* in Neg<sup>0</sup> and *niht* in SpecNegP, respectively.“

Abbildung 2 zeigt nun die Analyse Jägers für eine NegP im Mittelhochdeutschen. Die präverbale, klitische Partikel *ne* findet sich als Kopf der NegP (Neg<sup>0</sup>), während die verstärkende Partikel *niht* nicht als eigene NegP, sondern als Spezifikator der bisherigen NegP (SpecNeg) aufgefasst wird. Bei Verbbewegung (im Fall von Verbzweitstellung) muss das Verb zuerst nach Neg<sup>0</sup> bewegt werden, wodurch sich *ne* klitisch an das Verb anheften kann. Mehr soll hierzu an dieser Stelle nicht gesagt werden; das genaue Szenario nach Jäger (2008) wird in Abschnitt 2.4.1 thematisiert.

---

<sup>5</sup>Bahloul (1994) versuchte beispielsweise, die NegP in allgemeinerem Rahmen zu betrachten und konstatiert eine deutlich größere phrasale Einheit: „I will argue that NegP is only one manifestation of a more general category which I call Assertive Phrase (AsrtP), and should therefore be abandoned in favor of this more general category“ (Bahloul 1994: 31–32).

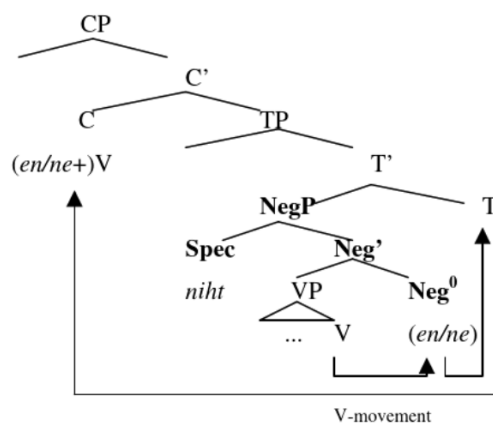


Abbildung 2: NegP im Mittelhochdeutschen (aus Jäger 2008: 123)

Eine letztere Neuerung<sup>6</sup> kam mit der Einführung des *Minimalistischen Programms* (Chomsky 1996, 2000). Sowohl Jäger (2008) als auch Breitbarth (2013a, b, 2014) nehmen an diversen Punkten Bezug auf den generativen Minimalismus. Anders als G&B arbeitet das *Minimalistische Programm* mit den Operatoren *Merge* und *Move*. Weiterhin führt es Merkmale [F] (*Feature*) ein, die entweder *interpretierbar* [iF] („that is, have an impact on the semantic interpretation“) oder *uninterpretierbar* [uF] („one speaks of purely formal features, [...] which have to be eliminated from the derivation before the level of semantic interpretation“ (Breitbarth 2014: 109)) sein können. Uninterpretierbare Merkmale müssen zwangsläufig getilgt werden, zum Beispiel indem sie in eine *Agree*-Beziehung mit dem interpretierbaren Merkmal treten. Neuere Versionen des Minimalismus wie Chomsky (2000) gehen weiterhin davon aus, dass die Merkmale *valued* oder *unvalued* sind, „which are only relevant within syntax, to drive syntactic derivations“ (Breitbarth 2014: 109). Die Negation stellt nun ein solches Merkmal dar, nämlich [uNeg] respektive [iNeg]. Da sich Breitbarth (2013a, b, 2014) in ihrer Erklärung für die Entwicklung der niederdeutschen Satznegation auf die minimalistischen Merkmale stützt, finden sich weitere Informationen in ihren Werken sowie im betreffenden Kapitel (Abschnitt 2.4.2) meiner Arbeit. Ähnliche Ansätze finden sich beispielsweise auch bei Aelbrecht (2010) und Merchant (2001), die sich nicht mit der Negation, sondern Ellipsen beschäftigen und ein [E]-Merkmal postulieren.

Die Entwicklung der Negation innerhalb der *Generativen Grammatik* kann mit wenigen Worten zusammengefasst werden: Ausgehend von frühen Ansätzen wie der PSG nahm man für die (Satz-)Negation an, dass sie keine eigene Phrase (NegP) begründet. Mit Pollocks (1989) Weiterentwicklung der IP (in G&B) – die Aufteilung der IP in AgrP und TP

<sup>6</sup>Mit dem Aufkommen der *Optimalitätstheorie* (Prince/Smolensky 1993, Müller 2000) kamen selbstverständlich weitere Aspekte hinzu (wie verschiedene OT-Constraints). Da die Optimalitätstheorie jedoch kein eigenes Framework und auf Input angewiesen ist, wird sie hier als Metatheorie nicht eigens angeführt. Für eine beispielhafte Implementierung der Negation wird auf Grimshaw (1997), die sich im Rahmen des *do*-Supports damit beschäftigt hat, sowie Newson (1998), der das *Neg-Criterion* analysiert, verwiesen.

– wurde der Weg für weitere funktionale Projektionen geebnet. Im Rahmen der *NegP-Hypothese* wird seither vertreten, dass die Satznegation sehr wohl eine eigene Phrase darstellt. Je nachdem, in welchem syntaktischen Lager man sich befindet, geht man heute davon aus, dass es entweder keine NegP (zum Beispiel Haider 1993, 2010), genau eine NegP (Jäger 2008, Breitbarth 2013a, b, 2014) oder mehr als eine NegP (Simpson/Wu 2002, Weiß 1998) gibt. Als Phrase im Sinne des X-Bar-Schemas weist die NegP – wie alle anderen Phrasentypen – Platz für einen Spezifikator und ein Komplement auf. Die genaue Ausrichtung und die Phrasenhierarchie variiert dabei von Sprache zu Sprache.

## 2.2 Typologische Aspekte der Negation

Nach der allgemeinen Einführung in das Phänomen der Negation stehen nun die typologischen Aspekte im Vordergrund. Wie bereits mehrfach angeklungen ist, unterscheiden sich die Sprachen der Welt nicht nur im strukturellen Aufbau der NegP, sondern auch ganz allgemein in ihren Negationsstrategien. Daher sollen nun zwei wichtige Aspekte der typologischen Negationsvariation thematisiert werden: (i) die Negation als universelles Phänomen der menschlichen Sprache und (ii) die verschiedenen Strategien zum Ausdruck der Negation (Partikeln, Verben etc.)

### 2.2.1 Negation als universelles Phänomen der menschlichen Sprache

Es ist von mir bei der vorherigen Diskussion allgemeiner Aspekte der Negation angesprochen worden, dass das Ablehnen, Widersprechen oder Verboten ein essenzieller Bestandteil menschlicher Kommunikation ist – kurz: Die verbale Anwendung der Negation ist tief im System der menschlichen Sprache verwurzelt. Während Tiere in der Regel nur durch Drohgebärden, Laute oder biologisch-chemische Vorgänge (grell-warnende Farben (*Aposematismus*) wie beim Pfeilgiftfrosch oder Pheromone) Warnungen oder Ablehnung ausdrücken können, verfügt der Mensch als intelligentes Wesen mit freiem Willen über besser ausgeprägte Kommunikationsmittel. Brandt (2001: 53) beschreibt die Negation daher auch als „Wunder einer Verknüpfung, die ihre eigene Aufhebung besagt“. Sie „unterscheidet die menschliche Sprache von allen anderen Formen der Kommunikation im Tierreich: Nichtmenschliche Tiere können nicht verneinen und auch nicht bejahen, also nicht urteilen.“ Köller (2016: 29; Hervorhebung im Original) bringt die Negationsfähigkeit des Menschen in direkten Zusammenhang mit der Evolution und beschreibt die Negation konkret „wirklich als ein *Kulturphänomen*“. Köller (2016: 32) weiter: „Zum anderen können wir uns auf diese Weise auch verdeutlichen, dass Negationen wichtige Mittel sind, um das relationale Denken quantitativ und qualitativ auszuweiten, insofern sie als wichtige Verfahren anzusehen sind, dem korrelierenden Denken einen konkreten sprachlichen

Ausdruck zu geben.“ In Anbetracht der Evolutionsgeschichte des Menschen<sup>7</sup> scheint Köllers Argumentation durchaus nachvollziehbar und plausibel.

Vor dem Hintergrund dieser Aspekte erscheint es wenig überraschend, dass sich schon relativ früh in den Sprachzeugnissen Negationsstrukturen finden. So lassen sich bereits im Sanskrit der Rigveda zahlreiche Partizipien in Kombination mit dem präverbalen Negationsmarker *á(n)*- beobachten (Lowe 2018). Ein Blick in die älteste überlieferte Sprache des germanischen Zweigs der indogermanischen Sprachen, Gotisch, zeigt daher auch bereits einen festen Bestandteil von Negationen in dieser Sprache. Im gotischen Beleg einer (alt-)griechischen Bibelübersetzung (27) findet man die auf das indogermanische zurückgehende Negationspartikel got. *ni* (mehr dazu in Abschnitt 2.3.1.1):

(27) *ni was wulþag*  
NEG war ruhmvoll

Gotisch; 2. Brief Korinther 3:10 (zitiert nach Eythórsson 1995: 24)

Wie Eythórsson (1995, 2002) weiter ausführt, trifft dies nicht nur auf Gotisch, sondern auch auf alle anderen altgermanischen Sprachen zu. Zudem ist die strukturelle Ähnlichkeit der ursprünglichen, präverbalen Negationspartikeln in den altindoeuropäischen Sprachen aller Zweige (Romanisch, Slawisch, Germanisch etc.) nicht zu leugnen und es wird gemeinhin angenommen, dass sie auf eine idg. Partikel *\*ne* zurückgehen (Puhvel 1953: 19). Es ist daher nicht verwunderlich, dass auch abseits von Köller (2016) die Negation als Universalie gehandhabt wird. Zeijlstra (2007: 498) schreibt beispielsweise: „A universal property of natural language is that every language is able to express negation. Every language has some device at its disposal to reverse the truth value of affirmative sentences.“ Sprachen unterscheiden sich somit nicht in der An-/Abwesenheit eines Negationswerkzeuges; sie unterscheiden sich jedoch stark in der Hinsicht, wie sie die Negation ausdrücken: „natural language shows a surprisingly large range with respect to the syntactic and semantic behaviour of negative elements“ (Zeijlstra 2007: 515). Dies betrifft nicht nur Sonderformen wie *negative concord* (Abschnitt 2.1.3), sondern auch ganz allgemein die negationstragenden Elemente – von Affixen oder Partikeln über n-Indefinita bis hin zu Negationsverben beziehungsweise -auxiliaren. Exakt dieser Aspekt wird im nächsten Unterkapitel thematisiert.

Nur sehr schwer (bis unmöglich) vorstellbar ist hingegen der Gedanke an eine Sprache, die über *kein einziges* Mittel zum Ausdruck der Negation verfügt. Dies widerspricht zum Einen dem Universalcharakter der Negation, zum anderen dem Evolutionsgedanken hinter der Entwicklung der menschlichen Kommunikation (siehe auch Dahl 1979). Miestamo (2008: 5) berichtet ganz in Einklang mit dieser These, dass es bis heute nicht gelungen

---

<sup>7</sup> „Auch unser Gehirn ist ursprünglich kein Organ zum Verstehen der Welt, sondern ein Organ zum Überleben“ (Ditfurth 1976: 40).

ist, eine solche Sprache zu finden : „All languages seem to have means for expressing clausal negation and SN [= standard negation; D.H.] constructions can be identified in all languages.“ In Anbetracht von Horns (2010: 1; Hervorhebung im Original) Aussage, die Negation sei eine „*sine qua non* of every human language“, scheint es auch unmögliches Unterfangen zu sein, eine derartige Sprache zu finden, denn die Negation „is what makes us human, imbuing us with the capacity to deny, to contradict, to misrepresent, to lie and to convey irony“ – zentrale Punkte einer menschlichen Kommunikation.

### 2.2.2 Überblick über die Arten der Negation

Nun soll der Blick der Variation und Typologie der Negation gelten. Ziel dieses Abschnittes ist es, aufzeigen, dass sich – obwohl die Negation ein einheitliches, universelles Konzept der menschlichen Sprache ist – große Variation hinsichtlich der Negationsstrukturen und -strategien finden lässt. Dies betrifft nicht nur die Sonderformen wie *Negative concord* (Abschnitt 2.1.3) – NC wird, wenn überhaupt, nur einen kleinen Teil dieses Kapitels ausmachen –, sondern generell die Formen, die die semantisch-logische Negation ausdrücken. Für einen älteren typologischen Ansatz verweise ich auf Dahl (1979), der das wichtige Konzept des *Jespersen-Zyklus* benannte. Dahl untersuchte 240 Einzelsprachen aus insgesamt 40 Sprachfamilien und stellte damit eine wichtige Vorarbeit für die heutige Negationstypologie auf.

Die Typologie der Negation weist bereits eine lange Geschichte auf, obwohl der Begründer der modernen Typologie und Universalienforschung, Joseph Greenberg, das neue, nun auch syntaktisch-motivierte Interesse weltweitem Sprachvergleich erst mit seinem in den 1960er Jahren erschienenen Aufsatz (Greenberg 1963) begründete. Bereits die Junggrammatiker wie Behaghel (1924) oder auch Grimm (1890) beschrieben nicht nur die Negation und deren Entwicklung für das Deutsche; vielmehr finden sich in der historischen Literatur zahlreiche typologisch wertvolle Informationen – damals jedoch meist aus eurozentristischer Sicht nicht-exotische Sprachen und Sprachfamilien wie Nordgermanisch, Romanisch und Slawisch, kurz: Der Fokus galt stark dem Indoeuropäischen. Der Urvater des Negationswandels, Otto Jespersen (1917), beleuchtet dieses Phänomen ausgehend von seinen Untersuchungen zum Englischen und zieht für seine Studie zahlreiche (moderne wie historische) Einzelsprachen heran, darunter Dänisch, Finnisch, Deutsch und Französisch. In (28) findet sich ein frühes Negationsbeispiel aus dem Altnordischen, das noch die aus dem Indogermanischen stammende Partikel *ne* enthält – diese wurde später durch postverbale Marker wie *ekki* ersetzt (vgl. 29 aus dem modernen Isländisch).

(28) *þú gefa ne skyldir*  
du geben.INF NEG sollst

Altnordisch; zitiert nach Jespersen (1917: 8; Übersetzung von D.H.)

- (29) *Pósturinn hefur ekki komið í morgun*  
Post.DEF AUX NEG gekommen am Morgen

Isländisch; zitiert nach Thráinsson (2007: 11; Übersetzung von D.H.)

Mit dem durch Greenberg (1963) neu entfachten Interesse an der Typologie entstanden zahlreiche Untersuchungen, die auch die Negation beleuchten. Insbesondere Miestamo (2008) und Horn (2010) sind hier zu nennen; mit de Clercq (2020) liegt auch eine umfangreiche Studie zur Morphosyntax der Negationsmarker vor. Weiterhin beleuchtet auch sie die Einbettung der Negation in die *Generative Grammatik* und analysiert diverse *Split-NegP*-Ansätze. Neben bekannten Sprachen wie Französisch finden auch weniger gesprochene Sprachen wie das Hixkaryana (30), eine Craib-Sprache in Brasilien, Beachtung. In dieser Sprache wird die Satznegation durch ein Suffix *-hira* ausgedrückt, das an Adverbien angehängt wird (de Clercq 2020: 132–133):

- (30) *Krawame-hra ihoko wehxakoni.*  
schwer.NEG beschäftigt=mit=es ich=war

‚Ich habe ohne Probleme daran gearbeitet‘; Hixkaryana (zitiert nach Clercq 2020: 133)

Im *World Atlas of Language Structures* (WALS)<sup>8</sup> existieren mit den Kapiteln 112 (Dryer 2013), 113 (Miestamo 2013b) und 114 (Miestamo 2013a) insgesamt drei Abschnitte, die diverse Aspekte der Negation aus typologischer Sicht anhand eines relativ großen Samples beleuchten. Diese Kapitel verfügen weiterhin über eine (interaktive) Karte, die die im Sample vertretenen Sprachen mithilfe von farblich markierten Kategorien beschreiben und so auch eine graphische Übersicht zur Verfügung stellen. Nach Dryers (2013) Sample im WALS lassen sich sechs Arten von Negationsstrategien unterscheiden: (i) Negationsaffix (31a), (ii) Negationspartikel (31b), (iii) Negationsauxiliar (31c), (iv) (morphosyntaktisch uneindeutige) Negationswörter (31d), (v) Variation zwischen Negationswort und -affix (31e,f), (vi) Doppelnegation (*nicht* gleichbedeutend Negationskongruenz) (31g). Nicht berücksichtigt wird bei Dryer (2013) die Gruppe der n-Indefinita („noun phrase negation“ und „negative adverbs“).

- (31) a. *met numö-ge el-jaqa-te-je*  
ich Haus.LOK NEG.erreichen.FUT-INTR.1SG

Kolyma Yukaghir (Sibirien); zitiert nach Maslova (2003: 492)

- b. *Tasman heeft de Maori's niet gezien.*  
Tasman haben.3SG die Maoris NEG sehen.PART

Niederländisch; zitiert nach Zwart (2011: 16)

---

<sup>8</sup>Der *WALS Online* ist aufrufbar unter folgender Adresse: <https://wals.info/>.

c. *ei-k ol-lu hyvä*  
NEG.Q sein.PART gut

Finnisch; zitiert nach Helasvuo (2001: 30)

d. *kaahore taatou e haere ana aapoopoo*  
NEG 1PL.INKL TEMP/ASP bewegen TEMP/ASP morgen

Maori; zitiert nach Bauer (1993: 140)

e. *nkiikna-lut uut aa kain-i*  
Mann.PL Dory NEG machen.PRÄS

f. *i-sik-taama*  
3SG.ankommen.NEG

Rama (Nicaragua); zitiert nach Grinevald (1988: 183, 185)

g. *Ne pas marcher sur la pelouse.*  
NEG NEG gehen.INF auf dem Rasen

Französisch; zitiert nach Rowlett (1998: 47)

Insbesondere die Doppelnegation unterliegt dabei weiterer Variation. So finden sich Sprachen wie Französisch, in denen beide Marker Negationspartikel sind (zur syntaktischen Analyse siehe Rowlett 1998). Es existieren aber durchaus auch Sprachen, die im Rahmen der diskontinuierlichen Negation zwei verschiedene Klassen von Negationsmarkern miteinander kombinieren: Das Izi (Nigeria) verwendet laut Meier et al. (1975) jeweils ein Negationspräfix und -suffix (32) und im Ma (Kongo) findet sich eine Kombination aus Affix und Negationsauxiliar (33):

(32) *ó tó-òmé-dú ré*  
3SG NEG.tun.NEG gut

‚Ihm geht es nicht gut‘; Izi (zitiert nach Meier et al. 1975: 218)

(33) *tá-mù-sùbù-li nòngbò nyò*  
NEG.1SG.essen.PRÄT Fleisch NEG.1SG

‚Ich aß kein Fleisch‘; Ma (zitiert nach Tucker/Bryan 1966: 130)

Dryers (2013) Sample für das WALS-Kapitel 112 umfasst insgesamt 1157 Sprachen und enthält eine ausgewogene Anzahl von Sprachen aller Regionen der Erde; kein Gebiet ist jedoch exhaustiv ausgewertet worden – in Europa fehlt beispielsweise das Färöische in Dryers Untersuchung. Wie sich die Negation in diesen Varietäten verhält, kann der



nachfolgenden Tabelle entnommen werden. Neben dem Negationstyp sind Häufigkeit im Sample sowie diverse Beispiele angegeben.

Negationstyp	Beispiele	Anzahl im Sample
Negationsaffix	Sorbisch, Tschechisch, Türkisch, Uigurisch, Balanta	395
Negationspartikel	Germanische Sprachfamilie, Romanische Sprachfamilie, Arabisch, Hindi, Koreanisch	502
Negationsauxiliar	Finnisch, Komi-Permyak, Nahali, Tagalog, Saami	47
uneindeutiges Negationswort	Hmong, Korya Chiini, Wolof, Wari', Lalo	73
Variation zwischen Wort und Affix	Tashlhyit, Armenisch, Prasuni, Lavukaleve, Ngoni	21
Doppelnegation	Bretonisch, Evenki, Itelmen, Apache, Quechua	119
		gesamt: 1157

Tabelle 1: Verteilung der Negationstypen<sup>9</sup> nach dem *WALS* (entnommen und angepasst nach Dryer (2013))

Nach Dryer (2013) stellen Negationspartikeln (502) und Negationsaffixe (395) die beiden häufigsten Typen in den Sprachen der Welt dar, während Negationsauxiliare (47) und Variation zwischen Negationswort und -affix (21) die seltensten Strategien zu sein scheinen. Ausgehend von einer geschätzten Anzahl von ca. 2500 bis 10000 Sprachen weltweit (Haarmann 2001: 359) deckt Dryers Stichprobe einen durchaus beachtlichen Anteil ab. Da, wie bereits angemerkt, auch die aus eurozentristischer Sicht bekannteren Sprachen (etwa Färöisch) nicht exhaustiv ins Sample aufgenommen wurden, kann man davon ausgehen, dass es sich hierbei um eine ausgeglichene Stichprobe handelt, die durchaus repräsentative Gültigkeit besitzt. In Europa dominiert der frequenteste Typ, die Negationspartikel. Außer Finnisch, Tschechisch, Sorbisch, Estnisch und Litauisch sowie Bretonisch ist jede untersuchte Sprachen diesem Typ zuzuordnen.

Miestamo (2013a,b) beschäftigt sich im Rahmen seiner *WALS*-Kapitel 113 und 114 mit der Unterscheidung zwischen *symmetrischer* und *asymmetrischer Standardnegation*. Hier soll nun bloß eine kurze Erläuterung dieses Aspekts wiedergegeben werden; für ausführlichere Informationen sei auf die betreffenden Kapitel im *WALS* und Miestamo (2003)

<sup>9</sup>Obwohl Dryer (2013) (geschriebenes Standard-)Französisch selbst als Beispiel für den Typus der Doppelnegation anführt, erscheint es auf der dazugehörigen Karte als Sprache mit (einfacher) Negationspartikel. Dies könnte unter anderem daran liegen, dass insbesondere im gesprochenen oder umgangssprachlichen Französisch die präverbale Partikel *ne* nicht mehr auftritt. Hierzu auch de Clercq (2020: 199): „In present day spoken French, i.e. CF, *pas* has become the real sentence negator. [...] It has become a T<sup>NEG</sup>-marker.“

verwiesen. Der Begriff der (a)symmetrischen Negation bezieht sich auf das grammatische Verhältnis zwischen Affirmation und Negation. Bildet eine Sprache mit denselben grammatischen Ausdrücken sowohl affirmative als auch negierte Sätze, spricht man von *symmetrischer Negation*. Das Auftreten eines Negationsmarkers wird dabei nicht als Asymmetrie gewertet. In *asymmetrischer Negation* ist das Verhältnis umgekehrt: Es gibt verschiedene grammatische Muster für affirmative und negierte Kontexte. Deutsch (34) ist eine (im Sinne der Negation) symmetrische Sprache. Hier findet man (bis auf das Auftreten der Partikel *nicht* dieselbe Struktur:

- (34) a. Die Katze jagt die Maus.  
 b. Die Katze jagt die Maus *nicht*.

Finnisch verwendet hingegen ein Negationsauxiliar *e-*. In affirmativen Kontexten erhält das finite Verb Merkmale der Person (35a), in negierten Sätzen hingegen das Auxiliar (35b; beide nach Miestamo 2013b). Weiterhin verändert sich die Form des lexikalischen Verbs (von Indikativ Präteritum zu einer Partizipialform). Hierdurch entsteht eine Asymmetrie.

- (35) a. *tul-i-n*  
 kommen.PRÄT.1SG  
 ‚Ich kam‘  
 b. *e-n tul-lut*  
 NEG.1SG kommen.PART  
 ‚Ich bin nicht gekommen‘

Eine dritte Klasse, die *symmetrisch-asymmetrische Negation*, weist Formen von beiden Typen auf; hier wechselt eine Sprache – je nach Kontext und gewählter grammatischer Struktur – zwischen symmetrischer und asymmetrischer Negation. Ein Vertreter einer solchen Sprache ist das Lesgische (Haspelmath 1993). (36a,b) zeigen die symmetrische Variante mit dem Negationsaffix *-č* in nicht-vergangenen Imperfektiven, (36c,d) dasselbe Affix in asymmetrischen vergangenen Imperfektiven:

- (36) a. *xürünwi-jr-i ada-waj meslät-ar aču-zwa*  
 Dorfbewohner.PL.ERG er.ADEL Ratschlag.PL nehmen.IMPF  
 b. *xürünwi-jr-i ada-waj meslät-ar aču-zwa-č*  
 Dorfbewohner.PL.ERG er.ADEL Ratschlag.PL nehmen.IMPF.NEG  
 ‚Die Dorfbewohner nehmen (keine) Ratschläge von ihm an‘; zitiert nach Haspelmath (1993: 127)

- c. *fi-zwa-j*  
gehen.IMPF.VGHT
- d. *fi-zwa-č-ir*  
gehen.IMPF.NEG.VGHT

,ist (nicht) am Gehen gewesen; zitiert nach Haspelmath (1993: 245)

Miestamos (2013b) Sample umfasst 297 Sprachen, die sich wie folgt verteilen: Symmetrisch (114), asymmetrisch (53) und dual (130). Demnach stellen die symmetrische und symmetrisch-asymmetrische Negation die häufigsten Muster dar. Bei der asymmetrischen Standardnegation können diverse Subtypen unterschieden werden, die hier aber nicht mehr einzeln aufgeführt werden. Ein Verweis auf das *WALS*-Kapitel 114 (Miestamo 2013a) und Miestamo (2003) muss an dieser Stelle genügen.

Um die Ergebnisse dieses Abschnitts zusammenzufassen: Die Negation zeigt eine große Variation, bei der (bis zu) sechs Typen unterschieden werden können. Dabei stellen Negationsaffixe und -partikeln mit Abstand die frequentesten Negationsmuster in Dryers (2013) Stichprobe dar und sind die in Europa dominierenden Strukturen. Weiterhin können Sprachen danach eingeteilt werden, ob sie sich symmetrisch oder asymmetrisch hinsichtlich dem Verhältnis zwischen affirmativen und negierten Kontexten verhalten. Symmetrische und symmetrisch-asymmetrische Sprachen dominieren das Sample von Miestamo (2013b).

### 2.3 Klassische diachrone Entwicklung der Negation im Westgermanischen

Nachdem ich nun sowohl die Grundlagen hinsichtlich dem System hinter der Negation als auch die typologisch-universelle Dimension beleuchtet habe, dienen die restlichen beiden Kapitel dieses Forschungsüberblicks dazu, die Diachronie im Westgermanischen, speziell im Deutschen, zu untersuchen. Der erste Teil (Abschnitt 2.3) behandelt das klassische Szenario, den sogenannten *Jespersen-Zyklus* (Jespersen 1917), und gibt einen etymologischen Überblick über die Entstehung der im Deutschen verwendeten Negationsausdrücke: Neben den Partikeln sind dies *negative-polarity Items* wie *je*, n-Indefinita (*kein*, *nie* etc.) und die Klasse der Minimierer (engl. *minimizer*). Gerade letztere sind aus Sicht der Grammatikalisierungsforschung höchst interessant, da hier sehr schön die semantische Ausbleichung beobachtet werden kann. Nur an einem Punkt (Abschnitt 2.3.1.4) wird sich vom Westgermanischen abgewandt, um einen kurzen Exkurs ins Nordgermanische zu unternehmen. Hier hat sich der Jespersen-Zyklus ebenfalls zugetragen, nur mit einem leicht anderen Ergebnis in Form von an./isl. *ekki* (siehe auch Eythórsson 1995: 214–230).

### 2.3.1 Etymologie und Entwicklung der Negationsmarker

Bevor sich intensiv der Entwicklung der Negation im Rahmen des Jespersen-Zyklus gewidmet wird, gilt der Blick zunächst der Etymologie der Negationsmarker des Deutschen. Neben den Partikeln wie nhd. *nicht* betrachte ich auch *negative-polarity items* (NPI), n-Indefinita und die Gruppe der *Minimizer*. Abschließend wird die Etymologie der Standardnegationspartikel im Nordgermanischen vorgestellt, die sich im modernen Isländisch als *ekki* präsentiert. Da es sich hierbei nur um einen Exkurs beziehungsweise Ausblick handelt, geschieht dies lediglich in einer Kurzfassung; nordgermanische n-Indefinita und andere Erscheinungen werden hier außer Acht gelassen.

#### 2.3.1.1 Die Negationspartikeln ahd. *ni* und *niouuiht*

Die beiden Partikeln mhd. *ne* (später abgeschwächt zu *en*) und *niht* bilden die Standardnegation in der Diachronie des Deutschen und dem gesamten Westgermanischen. Die ursprüngliche Partikel *ne* geht dabei auf eine urgermanische Form *\*ni* zurück und lässt sich in jedem einzelnen altgermanischen Dialekt finden, so auch im Gotischen (27; hier wiederholt als 37), Althochdeutschen (38) und Altnordischen (39):

(37) *ni was wulþag*  
NEG war ruhmvoll

Gotisch; 2. Brief Korinther 3:10 (zitiert nach Eythórsson 1995: 24)

(38) *ni láz thir nan ingárgan*  
NEG lass dir ihn entgehen

Althochdeutsch; Otfrid IV 37,11 (zitiert nach Fleischer/Schallert 2011: 229)

(39) *út þú ne komir / órum hqllum frá*  
aus du NEG kommen.2SG unser.DAT.PL Halle.DAT.PL von

Altnordisch (Vm 7); zitiert nach Eythórsson (1995: 215; Übersetzung von D.H.)

Nicht nur die Form und Funktion ist dabei aus dem Germanischen ererbt, sondern auch ihr syntaktisches Verhalten: „This particle appears strictly left-adjacent to the finite verb, irrespective of the position of the latter“ (Breitbart 2014: 16). Grimm (1890) befasst sich in Band 3 seiner Grammatik unter anderem mit der Negation und schreibt zur präverbalen Partikel folgendes:

„NI war die ursprüngliche und wahre negation; in der goth sprache hat sie noch den weitesten spielraum, in den übrigen nimmt sie allmählich ab, wiewohl auf verschiedene weise; heutzutag ist sie vor dem verbo überall verschwunden und den partikeln gewichen, die

anfangs bloss zu ihrer verstärkung hinter das verbum gestellt wurden und zum theil mit ihr selbst zusammengesetzt sind“ (Grimm 1890: 690; zitiert nach Lander 2018: 20).

Da sich insbesondere für die präverbale Negationspartikel starke Gemeinsamkeiten mit nicht-germanischen Sprachen des indogermanischen Zweigs finden lassen, liegt es nahe, einen gemeinsamen Ursprung anzunehmen. Für das Proto-Indogermanische wird gemeinhin angenommen, dass es bereits die Negationspartikel *\*ni/\*ne* hatte: „Gemeinsamer Ausgangspunkt war die indoeuropäische Negationspartikel *\*ne*, deren Wortkörper schwach war und schon früh zur Klitisierung neigte“ (Lenz 1996: 198). Hierdurch erklärt sich auch das so einheitliche syntaktische Verhalten der präverbalen Partikel; in jeder Sprachstufe steht es stets vor dem Verb und lehnt sich an das Verb oder das links-adjazente Wort an. In (40) ist ein Beispiel aus dem Altkirchenslawischen gegeben (zitiert nach Klein 2011: 135):

(40) *ne možete bogu rabotati. i mamoně*

„Ihr könnt nicht Gott und Mammon dienen“, Matthäus 6:24

Lenz (1996: 186) gibt ein Sample für Negationspartikeln und diversen Sprachen, die teils nicht zur indogermanischen Sprachfamilie gehören. Dabei fällt eine große Gemeinsamkeit auf: Sie beinhalten alle einen initialen Nasallaut: serbkr. *ne*, russ. *ne*, poln. *nie*, ital. *non*, span. *non*, irisch *na*, bulg. *ne*, ungarisch *nem*, armenisch *mi* und koreanisch *ma*. Auch Jespersen (1917: 6–7) hat dies erkannt und versucht dies mit dem charakteristischen Rümpfen der Nase zu erklären:

„the old negative *ne*, which I take to be [...] a primitive interjection of disgust, accompanied by the facial gesture of contracting the muscles of the nose [...] This natural origin will account for the fact that negatives beginning with nasal (n, m) are found in many languages outside the Indo-European family.“

Auch wenn derartige Erklärungsversuche heute weniger Beachtung finden würden, war dieser Vorschlag Jespersens lange Zeit akzeptiert (siehe auch Lenz 1996: 186–187). Uhl (1906) beispielsweise versuchte lange Zeit, Sprachlaute mit Gestik und Mimik zu erklären. Er schreibt:

„Wir haben uns nun vorzustellen, daß jeder Sprachlaut ursprünglich mit einer entsprechenden Körperbewegung oder Körperhaltung verbunden war. Das eine kann eigentlich ohne das andere gar nicht gedacht werden“ (Uhl 1906: 4).

Jedenfalls ist es heute Konsens, dass die in allen indogermanischen Sprachen vorhandene präverbale Partikel auf eine gemeinsame Wurzel idg. *\*ni/\*ne* zurückzuführen ist, die

bereits früh zur Klitisierung neigte. Dieser Aspekt spielt eine wichtige Rolle bei der Entstehung der heute vorhandenen Partikel *nicht* (engl. *not*, nl. *niet*, jiddisch *nit* oder *nisht*). *nicht* geht zurück auf eine Zusammenziehung der Konstruktion ahd. *ni io uuht* (‘nicht ein Wesen‘), die durch den schwachen phonologischen Status der präverbalen Partikel begünstigt wurde. Im Gotischen findet sich laut Lenz (1996: 188) die Form *ni wiaht*. Sie gibt ferner das Entwicklungsszenario wie folgt an (Lenz 1996: 189):

- (41) a. germ. *ni io wiht* (‘nicht ein Ding/Wesen‘)  
 b. got. *ni waiht*  
 c. dt. *niowiht* → *niwiht* → *niht*  
 d. engl. *nowiht* → *nought* → *not*

Diese Konstruktion wurde im Laufe des Althochdeutschen immer weiter grammatikalisiert und folglich auch desemantisiert, sodass es letztendlich in jedem Kontext verwendet werden und ab dem spätem Althochdeutschen/frühen Mittelhochdeutschen zusammen mit der geschwächten präverbalen Partikel einen gemeinsamen Negationsausdruck bilden konnte: die diskontinuierliche Negation ahd. *ni ... niouuiht* (42a), mhd. *ne ... niht* (42b):

- (42) a. *uuanta uzzan mih nimugut ir niouuiht duon*  
 denn ohne mich NEG=könnt ihr nichts tun

Althochdeutsch; Tatian 283,14–15 (zitiert nach Fleischer/Schallert 2011: 230)

- b. *Ia enwolden die edelen cristen nícht díe heiden fristen*  
 PTK NEG=wollten die edlen Christen NEG die Heiden aufhalten

Ostmitteldeutsch (1301); Landgraf Ludwigs Kreuzfahrt 2243–2244

Auch diese Herleitung wird noch heute gemeinhin als richtig verstanden. Im *Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache* von Kluge/Seebold (2015: 503) schreiben sie:

„Zusammengerückt aus *\*ne aiwin wihtes* (Negationspartikel + *je* + *Wicht*, s. d.), also ‚nie eines Wesens‘ [...] Die Partikel tritt zur Verstärkung neben die einfache Satzverneinung *ni* und verdrängt diese schließlich.“

Die von Kluge und Seebold angesprochene Verdrängung findet noch zu Zeiten des Mittelhochdeutschen statt, wie der Beleg aus dem *Nibelungenlied* in (43) zeigt. Allgemein finden sich alle drei Konstellationen (*ne, ne ... niht, niht*) im Mittelhochdeutschen, manchmal sogar in derselben Handschrift.

- (43) *er sprach ir sulet niht weinen*  
er sprach ihr sollt NEG weinen

Oberdeutsch (ca. 1180–1210); Nibelungenlied 69,3 (Handschrift C)

Interessanterweise verlief diese Entwicklung in den deutschen Dialekten asymmetrisch: Einige Dialekte, allen voran das Schwäbische, haben bis heute keine zweite Negationspartikel, die auf eine Konstruktion mit der ehemaligen Partikel *ni* zurückgehen. Stattdessen wurde die nicht-negierte Form von ahd. *niouuiht*, nämlich ahd. *iouuiht* (*io* + *uiiht*), grammatikalisiert und zum Negator umfunktioniert. Auch Jäger (2008: 150) hat dies beobachtet und bemerkt:

„An interesting side-observation is that, instead of *niht*, the morphologically non-negative equivalent *iht* (< OHG *iouuiht* ‚anything/at all‘) was very occasionally used as a neg-particle in MHG, continuing the pattern already found for OHG *uiiht* (‚anything/at all‘) in Otfrid. This pattern survives until today in several Upper German dialects that use the morphologically non-negative particle *it/et* to mark sentential negation.“

In den Dialekten, die *icht* anstelle von *nicht* verwenden, zeigt sich jedoch exakt dasselbe Verhalten sowie dieselbe Syntax und Semantik. Obwohl sie aus unterschiedlichen Quellen gespeist wurden, stimmen sie in ihrer Funktion komplett überein. Der Vollständigkeit halber ist in (44) ein Beispiel aus dem Sprachraum Bayerisch-Schwaben, genauer gesagt aus Ettringen (Altlandkreis Mindelheim), gegeben:

- (44) *It das du moi(n)scht, i wil it komə*  
NEG dass du meinst ich will NEG kommen

Schwäbisch (Unterallgäu); zitiert nach Schwarz (1995: 206)

Die Ausdrücke zur Satznegation gehen somit bis auf das Indogermanische zurück; die präverbale Partikel mhd. *ne* erbt sogar ihren phonologisch schwachen Status. Die heutige Partikel nhd. *nicht* geht auf eine Zusammenziehung der Konstruktion ahd. *ni io uiiht* (‚nicht ein Wesen‘) zurück und verdrängt schließlich das ursprüngliche präverbale Klitikum. Aus etymologischer Sicht lebt die präverbale Partikel jedoch in Gestalt der kontrahierten und desemantisierten Form von *nicht* weiter.

### 2.3.1.2 *Negative-polarity items* und n-Indefinita

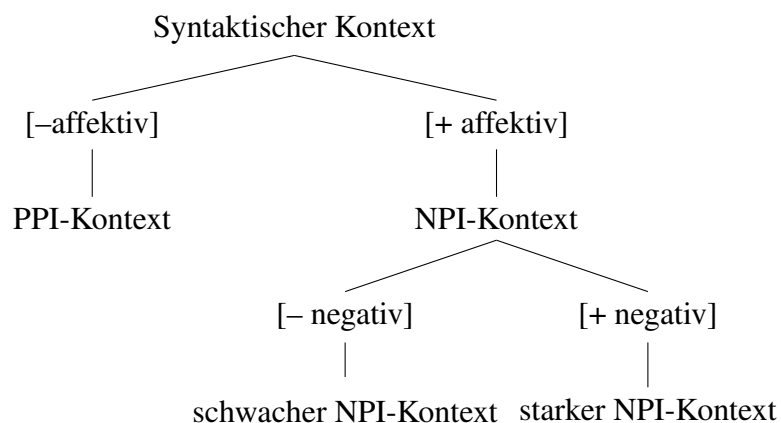
Neben der Standardnegation in Form der Negationspartikeln mhd. *ne* und *niht* bildet die nächste Gruppe – das Indefinitensystem bestehend aus n-Indefinita und sogenannten *negative-polarity items* (auch *NPI*-Indefinita) – einen weiteren essenziellen Aspekt des

Negationssystem im (historischen) Deutschen. Auch wenn ihre Auswirkung auf die Syntax des Deutschen und das innere System der Indefinitgruppe hier nur beiläufig Beachtung finden wird, soll ergänzend zur Etymologie der Partikeln auch ihre Entstehungsgeschichte skizziert werden. Anders als die Negation mit *nicht*, die komplett isoliert von den n-Indefinita betrachtet werden kann, müssen lexikalische Negationsausdrücke wie *kein* zwangsläufig im allgemeinen Rahmen der Negation untersucht werden. Dies gilt insbesondere für etwaige Hypothesen zur Entwicklung dieses Systems (beispielsweise im *Minimalistischen Programm* (Chomsky 1996, 2000), welches sowohl Jäger (2008) als auch Breitbarth (2014) als Beschreibungsmodell gewählt haben), da sich dieses aufgrund der Polarität (und die hierdurch bedingte Lizenzierung) immer auf die partikelgestützte Negation bezieht. Für weitergehende Informationen, insbesondere zur weiteren Entwicklung und dem letztendlichen Zusammenbruch des Systems, verweise ich auf Jäger (2008: Kap. 3) und Hertel (in Vorbereitung); weiterhin findet sich bei Breitbarth (2014: Kap. 3) eine Adaption Jägers für das System im (historischen) Niederdeutschen.

### Funktionsweise des Indefinitsystems

In vielen Sprachen, unter anderem im (West-)Germanischen, spielen Indefinita eine große Rolle. Diese Gruppe wird gemeinhin in drei Subkategorien unterteilt: PPIs (*positive-polarity items*), NPIs (*negative-polarity items*) und n-Indefinita, wobei gerade die letzte Gruppe einen wichtigen Beitrag zur westgermanischen Negationssyntax leistet: „Those special indefinite elements [...] may also act as syntactic markers of negation“ (Jäger 2008: 151). Die anderen beiden Gruppen sind Polaritätselemente, das heißt, ihr Vorkommen ist auf einen kongruenten Skopusbereich beschränkt: PPIs treten nur innerhalb eines positiven Skopus auf ([– aff; – neg]); NPIs nur in affektiven Kontexten ([+ aff; – neg] und [+ aff; + neg]; „NPI-contexts“ bei Jäger 2008: 152). Das Baumdiagramm in (45) gibt einen Überblick über die Beschaffenheiten der syntaktischen Kontexte (angepasst nach Jäger 2008: 152):

(45)





Schwache NPI-Kontexte ([+ aff; – neg]) sind beispielsweise Fragen, Konditionale, Komparativkonstruktionen oder Kontexte von gewissen Partikeln und Adverbien („lexical items meaning ‚hardly‘, ‚rarely‘, ‚before‘, ‚without‘ etc.“ (Jäger 2008: 152)); starke NPI-Kontexte ([+ aff; + neg]) beziehen sich immer auf den Skopus der (Satz-)Negation. Diese drei Polaritätstypen des Indefinitensystems spiegeln sich in den jeweiligen Sprachen wider; im Falle des Deutschen ist dieses System mittlerweile defektiv – die Lizenzierungsbereiche haben sich deutlich verändert, insbesondere im Bereich der NPIs. Tabelle 2 veranschaulicht am Beispiel des Englischen, das auch heute noch über ein intaktes Indefinitensystem verfügt, die verschiedenen Kontextarten mit den korrespondierenden Indefinita:

Indefinitum	lexikalische Merkmale	engl. Beispiel
PPIs	[- aff, – neg]	<i>somebody, something, somewhere, some</i>
NPIs	[+ aff, – neg]	<i>anybody, anything, anywhere, any</i>
n-Indefinita	[+ aff, + neg]	<i>nobody, nothing, nowhere, no</i>

Tabelle 2: System der Indefinita im Englischen (entnommen und übersetzt nach Jäger (2008: 156))

Die folgenden Beispiele aus dem Englischen (46) korrespondieren exakt mit dem in Tabelle 2 postulierten Szenario: PPIs treten in positiv-polaren Kontexten ([- aff, – neg]) (46a) auf, NPIs in affektiven ([+ aff, – neg]) (46b) und n-Indefinita in negierten ([+ aff, + neg]) (46c).

- (46) a. *Some* people wear glasses.  
 b. Did you learn *anything* useful today?  
 c. *Nobody* likes coriander in their food!

Wie bereits angeklungen ist, hat sich das deutsche Indefinitensystem im Laufe der Zeit stark verändert; einzelne Lexeme starben aus und die Grenzen der Lizenzierung verschoben sich. Wie Abbildung 3 zeigt, verfügt das Deutsche über keine NPIs mehr – bis auf *je* und *jemals*. An ihre Stelle traten PPIs, die teilweise sogar bis in ([+ aff, + neg])-Kontexte vorgedrungen sind. (47) zeigt den Defekt des neuhochdeutschen Paradigmas:

- (47) a. Ich kriege die Arbeit schon *irgendwie* geschrieben.  
 b. Warst du *irgendwann* (mal) im Kino? *versus* Warst du *je* im Kino?  
 c. *Niemand* isst gerne Rosenkohl!  
 d. Ich habe *niemals jemanden* mit Bademantel in der Öffentlichkeit spazieren gehen sehen.  
 e. \*Ich habe *niemalds niemanden* mit Bademantel in der Öffentlichkeit spazieren gehen sehen.

Das gesamte neuhochdeutsche Indefinitssystem ist in der nachfolgenden Abbildung zusammengefasst. Wie auch schon (47) zeigt, weicht Deutsch erheblich vom Englischen ab, welches das ursprüngliche System noch halbwegs bewahrt hat. Die einzige, noch klar erkennbare Trennung findet zwischen n-Indefinita und den PPIs statt; PPIs können in ([+ aff, + neg])-Kontexten nur sehr eingeschränkt auftreten, nämlich nur innerhalb des Skopus' eines n-Indefinitums (47d). Außer *je(mals)* ist die gesamte Gruppe der NPIs im Standarddeutschen geschwunden; die einzelnen NPI-Elemente sind entweder ausgestorben (mhd. *(io)wiht*) oder wurden zu PPIs oder n-Indefinita umkategorisiert (mhd. *ioman*).

### Modern German system of indefinite pronouns and adverbs

context	Det	entity	person	place	time	manner
[- affec, - neg]	<i>(irgend)</i> <i>-ein</i>	<i>(irgend)-</i> <i>(et)was</i>	<i>(irgend)-</i> <i>jemand,</i> <i>(irgend)-</i> <i>wer</i>	<i>(irgend)wo</i>	<i>irgendwann</i>	<i>irgend-</i> <i>wie</i>
[+ affec, - neg]						
[+ affec, + neg]	<i>kein</i> *	<i>nichts</i> *	<i>niemand</i> *	<i>nirgendwo,</i> <i>nirgends</i>	<i>nie(mals)</i> *	-

\* = 'positive' indefinite possible after n-indefinite in the scope of negation

Abbildung 3: System der Indefinita im Neuhochdeutschen (entnommen aus Jäger 2008: 178)

Anders als das heutige Deutsch verfügten Alt- und Mittelhochdeutsch noch (bis zu einem gewissen Grad) über intakte und klar strukturierte Indefinitssysteme; am stärksten ausgeprägt war das System des Althochdeutschen:

	Det	Sache	Person	Zeit	Ort
PPI-Indefinita	sum(ilih); eteswelih, eteslih/etilih; ein	ete(s)waz, waz	ete(s)wer, wer	ete(s)wenne	etewar
NPI-Indefinita	dihein/dohein/ dehein(ig), einig/einic(h)	(io)wiht/ieht	ioman	io (mer/wanne/ in altere)	(io)wergin/ iergen, io(gi)wâr, ioner
n-Indefinita	nihein(ig)/ nohein(ig)	ni(o)wiht	ni(o)man	nio (mer/in altere), ni(e)wanne	(niowergin/ niergent), nioner

Tabelle 3: System der Indefinita im Althochdeutschen (entnommen und angepasst nach Jäger 2008: 182)

Wie Tabelle 3 zeigt, ist zur Zeit der jüngsten Sprachstufe des Deutschen jede Gruppe vertreten und nur in ihrem wirklichen Kontext lizenziert: PPIs in ([- aff, - neg])- , NPIs in ([+ aff, - neg]) und n-Indefinita in ([+ aff, + neg])-Kontexten. Die Beispiele in (48)

entsprechen exakt den Vorhersagen, die durch das von Jäger (2008) postulierte Modell getroffen werden:

- (48) a. *Inti ir mit einemo fingare/ iuuuere mo niruoret thia burdin*  
und ihr mit PPI Finger eurem NEG=berührt die Last

Tatian 246, 26f.; zitiert nach Jäger (2008: 202)

- b. *war imo sulih man thihein so quami wisheiti heim*  
war ihm solch Mann NPI so käme Weisheit heim

Otfrid II. 4,13; zitiert nach Jäger (2008: 191)

- c. *ih nituomu niomannen*  
ich NEG=verurteile N-INDEFINITUM

Tatian 214,21; zitiert nach Jäger (2008: 247)

Zu Beginn der mittelhochdeutschen Sprachperiode blieb dieses aus dem Althochdeutschen ererbte System weitestgehend intakt; in den frühen Sprachdenkmälern lassen sich zahlreiche Belege für alle drei syntaktischen Kontexte finden. Gegen Ende des Mittelhochdeutschen beginnt das System jedoch zusammenzubrechen:

„The three-set system with ‚normal‘/PPI-indefinites, NPI-indefinites and n-indefinites that was still mostly intact in OHG [Old High German; D.H.] is, however, changing diachronically as indicated by the arrows [ersichtlich in der nachfolgenden Tabelle 4; D.H.] and eventually turning into a system of indefinites with largely only two sets – ‚normal‘ indefinites and n-indefinites – that we find in Modern German today“ (Jäger 2008: 252–253).

Wie Tabelle 4 zu entnehmen ist, findet in der überwiegenden Mehrzahl der indefiniten Subgruppen ein Umbau statt; einzig die lokalen Indefinita wie mhd. *ete(s) wâ*, *iener* oder *niergent* bleiben vorerst unverändert. Die größten Wandlerscheinungen tragen Indefinita der Person und Determination: Hier verdrängen die NPIs sowohl die PPIs als auch die n-Indefinita und übernehmen deren Platz. Das mhd. NPI *dehein* wird beispielsweise durch diese Expansion zum neuen n-Indefinitum, welches im Neuhochdeutschen als *kein* fortbesteht. Hierzu nochmals Jäger (2008: 272):

„[The] development of NPIs into n-indefinites is a common path in language change. NPIs are frequently used in the scope of negation as is already obvious from the term negative polarity item. They may eventually become that much associated with negation that the actual neg-particle may be non-overt because the presence of the NPI suffices to identify negation.“

	Det	Sache	Person	Zeit	Ort
PPI-Indefinita	sum(elih); ete(s)lîch, iet(es)lîch, ieweder/geweder, ein	et(e)waz	ete(s)wer	eteswenne	ete(s) wâ
NPI-Indefinita	(↑) (einig)  de(ch)weder/ eindeweder; de(c)hein/kein (sichein) ↓	ih̄t/iet  ↓	(↑)  ieman  (↓)	ie(mer)   (↓)	iendert, iener, iergen
n-Indefinita	ne(c)hein/enhein/ einkein, neweder	nicht/nî̄t	nieman(d)	nie (mer), nimmer	niender, niergent

Tabelle 4: System der Indefinita im Mittelhochdeutschen (entnommen und angepasst nach Jäger 2008: 252)

In (49) findet sich erneut jeweils ein Beispiel pro Typ von Indefinitum, dieses Mal aus dem Mittelhochdeutschen. Wie (49a) zeigt, weist das System bereits erste Defekte auf; so tritt hier (wie im Neuhochdeutschen) ein PPI im Skopus der Negation auf. (49c) zeigt den Sondertyp *negative spread*, es treten also zeitgleich zwei negative Indefinita auf, ohne die Negation aufzuheben.

(49) a. *wir heten ninder einen zagen*

Wir hatten N-INDEFINITUM PPI Bedenken

Nibelungenlied IV, 231,4; zitiert nach Jäger (2008: 279)

b. *Nu dunckest du mich als wise, sol kein man radt*

Nun dünkst du mich als wise soll NPI/N-INDEFINITUM Mann Rat

*darzu geben, das thust auch du*

dazu geben das tust auch du

Prosalancelot 88,251; zitiert nach Jäger (2008: 263)

c. *daz man helt neheinen so schoenen nie gesach*

dass man Held N-INDEFINITUM so schönen N-INDEFINITUM gesehen

Nibelungenlied (Handschrift A) V, 292,4; zitiert nach Jäger (2008: 279)

Zum Neuhochdeutschen hin fielen die Kategorien noch stärker zusammen und, wie bereits zu Beginn dieses Abschnitts dargelegt, der Typus NPI wurde (bis auf *je*) komplett abgebaut beziehungsweise als n-Indefinitum reanalysiert. Daher fehlt dem Deutschen die im Englischen noch vertretene *any*-Serie in negativ-polaren Kontexten.

## Zusammenfassung und etymologischer Überblick

Abschließend werfe ich einen kurzen Blick auf die Etymologie der n-Indefinita, der gleichzeitig eine knappe Zusammenfassung dieses Kapitels darstellt. Abbildung 4 bietet eine graphische Darstellung der Diachronie des deutschen Indefinitsystems vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen. Während etliche ehemalige Indefinita ausstarben – so ahd. *sum(ilih)*, *(io)wiht* oder *ete(s)wenne* – wurden mehrere PPIs, NPIs und n-Indefinita übernommen und teilweise reanalysiert. Das Ergebnis sieht wie folgt aus:

Development of indefinite system from OHG to Modern German

	Det		'entity'		'person'	
'normal' / PPI-indef.	<i>sum(ilih)</i>	→ → <i>ein</i>	<i>ete(s)waz</i>	→ → <i>etwas</i>	<i>ete(s)wer</i>	→ → <i>jemand</i>
	<i>eteslih</i>					
NPI-indef.	<i>einig</i>	→ → <i>kein</i>	<i>(io)wiht</i>	→ → <i>nichts</i>	<i>ioman</i>	→ → <i>niemand</i>
	<i>dehein(ig)</i>					
n-indef.	<i>nihein(ig)</i>		<i>ni(o)wiht</i>		<i>ni(o)man</i>	

	'time'		'place'	
'normal' / PPI-indef.	<i>ete(s)wenne</i>	→ → <i>irgendwann</i>	<i>etewar</i>	→ → <i>irgendwo</i>
NPI-indef.	<i>io</i>	→ → <i>je</i>	<i>(io)wergin</i>	→ → <i>irgendwo</i>
n-indef.	<i>nio</i>	→ → <i>nie</i>	<i>niowergin</i>	→ → <i>nirgendw</i>

Abbildung 4: Diachronie des deutschen Indefinitsystems (entnommen aus Jäger 2008: 255)

Bei der Betrachtung der Herkunft der nhd. n-Indefinita fallen sofort diverse Parallelen zur Entwicklung der Partikel *nicht* ins Auge: *nichts* hat denselben Ursprung wie *nicht*, *niemand* entstand aus dem mit *ni* negierten NPI *ioman* (ahd. *ni(o)man*), *nie* durch Negation von ahd. *io* etc. – kurz: n-Indefinita sind „derived from the NPI-series by univerbation with *ni*“, also zurückgehend auf eine zusammengezogene Konstruktion aus „*ni* + n-free indefinite“ (Breitbarth 2014: 146). Ähnliches weiß Breitbarth (2014: Kap. 3) auch über das (historische) Niederdeutsche zu berichten, eine eng mit dem Hochdeutschen verwandte, westgermanische Varietät. Auch hier existieren drei (wohl größtenteils aus dem Germanischen ererbte) Indefinitklassen: PPIs, NPIs und n-Indefinita.

### 2.3.1.3 *nicht die Bohne* – Kurzüberblick über *Minimizer*

Eine weitere Gruppe, die als Negationsmarker fungieren kann, besteht aus den sogenannten *Minimierern*<sup>10</sup> (engl. *minimizer*). Hierbei handelt es sich um Substantive, die bereits in ihrer ursprünglichen semantischen Form eine *geringe Menge* oder *kleine Sache* ausdrücken. Aufgrund ihrer inhärenten quantifizierenden Semantik eignen sie sich hervorragend, um als Negationsmarker reanalysiert und als verstärkender Ausdruck verwendet zu werden (siehe auch Willis et al. 2013a: 13). Das Musterexemplar eines vollständig grammatikalisierten Minimierers, das sich in nahezu jeder diachronen Übersicht zur Negation finden lässt, ist die postverbale Negationspartikel im modernen Französisch: franz. *pas* ‚(Schritt)‘ (50).

(50) *Il n'est pas fatigué.*

Er NEG=ist NEG müde

‚Er ist nicht müde‘; ehemaliger *Minimizer* als Negationspartikel (zitiert nach de Clercq 2020: 42)

Zu Beginn seiner Geschichte war *pas* nur in grammatisch-semantisch passenden Kontexten lizenziert, also primär mit Bewegungsverben – „the reinforcing elements must have been confined to contexts equivalent to ‚I don’t walk a step““ (Hansen 2013: 56). Anstelle der einfachen Negation mit *nicht* tritt also eine quantifizierende NP, die die Negation (i) verstärkt und (ii) verbildlicht, hinzu. Das pseudo-französische Muster ist in (51) gegeben:

(51) a. Je ne marche. ‚(Ich gehe nicht)‘

b. Je ne marche une pas. ‚(Ich gehe keinen Schritt)‘

c. Je ne marche pas. ‚(Ich gehe nicht)‘

Hansen (2013: 56) beschreibt, dass derartige *Minimierer* bereits im Altfranzösischen generalisiert wurden und damit auch in nicht-Bewegungskontexten auftreten konnten. Weiterhin verloren sie ihren Status als nominaler Ausdruck und entwickelten sich zu einer Partikel, die – im Fall von *pas* – im Laufe der Zeit zur Standardnegationspartikel wurde. In (52) ist ein Beleg aus dem Altfranzösischen (nach Hansen 2013: 56) gegeben, der nach allgemeiner Auffassung *pas* nicht mehr als Substantiv, sondern bereits als Partikel enthält:

(52) *Soleill n'i luist ne blet n'i poet pas creistre.*

Sonne NEG=LOK scheint noch Weizen NEG=LOK kann NEG wachsen

‚Weder scheint die Sonne, noch kann Weizen wachsen‘; La Chanson de Roland, Z. 1090

<sup>10</sup>Analog hierzu existieren auch sogenannte *Generalisierer*, die exakt die gegenteilige Strategie verfolgen. Auch hier kann Französisch mit *ne ... rien* als Paradebeispiel angeführt werden.

Sowohl *luist* („scheint“) als auch *poet creistre* („kann wachsen“) sind keine Bewegungs-  
verben, sodass man davon ausgehen muss, dass der Beginn dieser Entwicklung noch in  
die Zeit vor dem Altfranzösischen fallen muss. Weiterhin scheint *pas* bereits viele seiner  
nominalen Eigenschaften eingebüßt zu haben; es tritt beispielsweise ohne Artikel auf und  
wird von keinem Verb als Argument gefordert. Ein ähnliches Szenario spielte sich wohl  
auch bei der Entstehung der anderen ehemaligen Minimierer im Französischen wie *ne ...  
rien* und *ne ... plus* ab, wie Hansen (2013) berichtet.

Redensarten wie *Ich versteh' nur Bahnhof* deuten an, dass auch dem Deutschen bild-  
hafte Negationsverstärker nicht fremd sind. Tatsächlich finden sich mehrere (ehemalige)  
Kandidaten von Minimierern in historischen Sprachstufen, wovon heutzutage noch einige  
wenige Relikte erhalten sind (53):

- (53) a. Das interessiert mich *nicht die Bohne*.  
b. Deine 20 Jahre alte Schrottkarre ist *keinen Pfifferling* mehr wert!  
c. Du bist *nicht einen Deut* besser als er!

Besonders große Vielfalt scheint im Mittelhochdeutschen existiert zu haben (siehe zum  
Beispiel Grimm 1831: 726–740). Zingerle (1862) hat mit seiner Arbeit bereits in der  
Mitte des 19. Jahrhunderts eine große Übersicht über Minimierer im Mittelhochdeutschen  
geschaffen. Er beschreibt das Wesen dieser Gruppe wie folgt:

„Sie brachten Anschaulichkeit und Leben in die Negation, und gaben Gelegenheit, Reim  
und Vers lebendig auszufüllen. Die bedeutendsten Dichter und Verskünstler brauchen oft  
und mit Vorliebe diese Art der verstärkten Verneigung. Der Eine gebraucht die gewöhnliche  
sprüchwörtliche Redensart, der Andere wählt sich ein neues Bild oder sucht dem bekannten  
und weit verbreiteten durch Specialisirung den Reiz der Neuheit zu verleihen“ (Zingerle  
1862: 3).

Neben kleinen Einheiten wie *Schritt* existieren auch Minimierer auf Basis von wertlosen  
Objekten, vornehmlich Pflanzen, wie Zingerle (1862: 6) konstatiert: „An die Beeren der  
Bäume und Sträucher reihen sich werthlose, geringfügige Früchte des Feldes, z. B. Boh-  
nen, Wicken, Kichererbsen, die auch als Bilder in negativen Sätzen verwendet werden.“  
Auch die Schlehe (54b) lässt sich als Minimierer belegen:

- (54) a. *sîne heten umb ein bezzer leben niht eine bône gegeben.*  
Tristan 424,1  
b. *wan ich gedenk, daz mich der tod so freislich mörden wil, mîn herschaft  
hilft niht umb ein slêhen.*

Wiltener Handschrift, 98b

Besonders hervorzuheben ist ein Minimierer, der (zumindest im Deutschen) nur bei einem Schriftsteller vorkommt. In Otfrids Evangelienbuch taucht des Öfteren der Negationsverstärker *drof*<sup>11</sup> ‚Tropfen‘ auf (Jäger 2008: 106), und zwar als Alternative zum NPI ahd. *uuht* (55). Jäger (2008) findet in den ersten 100 negierten Sätzen insgesamt zwei Stellen, die *drof* als Minimierer beinhalten, Kelle (1881: 78), der den gesamten Text analysiert hat, findet 18 einschlägige Belege.

(55) a. *drof*            *ni*    *forahetet ir iu*  
 Tropfen/NEG NEG fürchtet ihr euch

Otfrid III 13,9

b. *uuht*            *ni*    *forahetet ir iu*  
 gar nicht/NEG NEG fürchtet ihr euch

Otfrid III 8,29

In der Literatur wurde an mehreren Stellen vermutet, dass der Herkunftsort von Otfrid, Weißenburg in Lothringen, aufgrund der geographischen (und damit auch sprachlichen) Nähe zum romanischen Sprachgebiet der Grund für seinen Gebrauch von Minimierern wie *drof* sein könnte (Jäger 2008: 106, Lockwood 1968: 208). Hierzu Jäger (2008: 106): „Otfrid’s use of *ni* ... *drof* could thus have been inspired by French *ne* ... *goutte* (,not ... a drop‘)“. Dieser Verdacht erhärtet sich bei der Betrachtung der *Pariser Gespräche*, die starken Einfluss aus dem Romanischen aufweisen und „deren Authentizität als hoch einzuschätzen ist“ (Fleischer 2008: 44). Hier finden sich zwei Belege für *netrophen* als Negationsmarker, von denen einer in (56) gegeben ist. Zum Mittelhochdeutschen hin wurde ahd. *drof* von anderen Elementen verdrängt und konnte – anders als franz. *pas* – den *Jespersen-Zyklus* nicht vollenden, wie Grimm (1831: 731) bemerkt: „Die mhd. dichter gewähren weder *trof* noch *tropfen* (acc. sg. von *tropfe*) in solcher anwendung“.

(56) *Ne haben. ne//trophen = n[on] abeo//quid*

Pariser Gespräche 74; zitiert nach Fleischer (2008: 44)

Wie auch schon Jespersen (1917: Kap. 2) umfangreich ausgeführt hat, existieren Minimierer (oder „Strengthening of Negative“ bei Jespersen 1917) in etlichen Sprachen, wobei es neben einzelsprachlichen Besonderheiten (,Katze‘ im Dänischen) auch generelle Tendenzen gibt wie das Lexem mit der Bedeutung ‚Teufel‘. Fraglich ist, was eine derartige Negationsstrategie motiviert – oder: wieso braucht es Minimierer? Gemein haben sie, dass sie der Gruppe der NPIs angehören und damit nur im Skopus der Negation auftreten

<sup>11</sup>Grimm (1831: 730–731) schreibt zu Otfrids *drof*: „O. aber bedient sich eines subst. *drof* (gutta) sehr häufig und völlig abstract, wie auch dieser ausdruck ganz partikelhaft niemals bei ihm accentuiert erscheint [...] In den übrigen ahd. quellen erscheint diese verstärkung der negation beinahe gar nicht“.



können und im Zuge der kontextuellen Ausbreitung ihre Semantik einbüßen (vgl. auch allgemein Lenz 1996: 187–192). Detges und Waltereit (2002) haben sich unter anderem mit dieser Fragestellung auseinandergesetzt und erklären die Entstehung von Minimierern wie folgt:

„If you want to express in a strong way that some state of affairs did not take place at all, say that the state of affairs in question did not even take place to the smallest degree imaginable“ (Detges/Waltereit 2002: 17).

Demnach wurden Elemente wie ahd. *drof* und mhd. *bône* dazu verwendet, um die Negation zu verstärken und einen möglichst kleinen, bildhaften Vergleich zu schaffen, der den Negationsausdruck noch eindrucksvoller werden lässt.<sup>12</sup> Im Zuge der immer fester werdenden Konstruktion aus Negationsmarker und Verstärker wurden sie letztendlich desemantisiert und verloren ihre Bedeutung, was die Verwendung auch in anderweitigen Kontexten ermöglichte. Von diesem Punkt aus gab es zwei Möglichkeiten: (i) die weitere Grammatikalisierung bis hin zur Standardnegation (wie franz. *pas*) oder (ii) die Verdrängung durch andere Kandidaten, was einen Abbruch des *Jespersen-Zyklus* für dieses Element bedeutet.

#### 2.3.1.4 Ausblick: Entwicklung im Nordgermanischen

Die ursprüngliche Negationspartikel idg. *\*ni* findet sich auch in den frühen Zeugnissen des Nordgermanischen; auch hier vollzog sich der Jespersen-Zyklus – jedoch mit einem anderen Ergebnis, wie das bereits angeführte Beispiel aus dem Neuisländischen (29; hier wiederholt als 57) zeigt. Es findet sich keine etymologisch mit *ni* verwandte Form wie jid. *ni(sh)t* oder engl. *not*. Stattdessen hat sich noch während dem Altnordischen eine postverbale Negationspartikel an. *ekki/eigi* entwickelt, die auch heute noch fortbesteht: „The adverbial *ekki* is the normal negation in Icelandic“ (Thráinsson 1994: 187).

(57) *Pósturinn hefur ekki komið í morgun*  
Post.DEF AUX NEG gekommen am Morgen

Isländisch; zitiert nach Thráinsson (2007: 11; Übersetzung von D.H.)

Da das Isländische nur marginale Veränderungen zum späten Alt(-west-)nordisch zeigt (ein Ergebnis der norwegischen Flucht vor der drohenden Christianisierung), könnte dies eine bloße Eigenheit dieser nordgermanischen Varietät sein. Ein Blick in andere Sprachen

---

<sup>12</sup>Negation ist einer der Bereiche, in denen der Mensch dazu tendiert, Sachverhalte möglichst ausdrucksvoll zu formulieren. Koch/Oesterreicher (1996: 74) nennen zahlreiche Kontexte, darunter findet sich auch unsere Negation: „auffällige Intensitäten und Quantitäten bei Eigenschaften und Sachverhalten; als Grenzfall ist hier auch die Negation zu berücksichtigen.

dieser Familie (58) beweist jedoch, dass sich an. *ekki* konsequent im Nordgermanischen ausgebreitet hat.

(58) a. *Derfor leste ikke han a.*  
deshalb las NEG er sie

Norwegisch; zitiert nach Munch (2013: 31)

b. *Jag fatter det inte.*  
ich verstehe das NEG

Schwedisch; zitiert nach Munch (2013: 58)

c. *Kommer æn mor snart!*  
kommt NEG Mutter bald

Dänisch; zitiert nach Munch (2013: 86)

d. *Tann gamla bilin vil eg ikki hava*  
das alte Auto.DEF will ich NEG haben

Färöisch; zitiert nach Munch (2013: 87)

Bereits ein Blick in das Altnordische verrät, dass sich hier eine andere Entwicklung zutragen haben muss. Zwar finden sich noch mehrere Belege für an. *ne*, jedoch überwiegt insbesondere in den zahlreich überlieferten Isländersagas die postverbale Negation mit *ekki*. Eythórsson (1995: 215) beschreibt *ne* als bereits in der *Edda* veraltete Form: „Only occurring in eddic and skaldic poetry, it also has all the characteristics of an archaism“. Grimm (1831: 714) analysierte die Negation auch im historischen Nordgermanisch und zieht einen ähnlich eindeutigen Schluss:

„Die nordische Sprache weicht von den bisherig geschilderten deutschen mundarten bedeutend ab. Zwar bedient sich ihr ältestes denkmal, die Edda, noch hin und wieder der einfachen verneinenden Partikel *nē*, allein im ganzen doch schon ausnahmsweise, und in der regel wird durch ein suffix negiert, welches gleich hernach umständlicherwise erörtert werden soll. In der altn. prosa ist das einfache *nē* völlig ausgestorben, in der schwed. dän. sprache überhaupt (von verbis) keine spur derselben übrig.“

Neben *ne* existierte ein Negationssuffix an. *-at* (mit den (teils phonologisch motivierten) Varianten *-t* und *-a*), welches stets am finiten Verb auftritt. Als *ne* noch ein produktiver Negationsmarker war, konnte *-at* optional dazustoßen, sodass es auch im Altnordischen eine Form von Doppelnegation gab. Die Etymologie von *-at* scheint bis heute nicht eindeutig geklärt zu sein, wie Lander (2018) ausführt. Von zahlreichen Hypothesen werden dabei heute noch vier als aussichtsreich diskutiert, unter anderem die von Lander (2018:

31–35) präferierte „(N)EVER (A THING) etymology“.<sup>13</sup> Nach diesem Ansatz geht *-at* auf an. *vätt, vætt* ‚(nichts)‘ zurück, welches wie ahd. *niouuiht* und got. *ni waihts* eine Zusammenziehung der Konstruktion ahd. *ni io uuiht* ‚(nicht ein Wesen)‘ darstellt. Demnach lässt sich für das Urnordische \**ne wētr* rekonstruieren. Grimm (1890: 693; zitiert nach Lander 2018: 32) postuliert nun, dass *v* (wie in an. *Norvegr* → *Noregr* ersichtlich) ausfällt und das *-R* schwindet (das *-r* sei ‚unwesentlich‘) – aus *-vætr* wird *æt*. Problematisch ist jedoch der Unterschied im Vokalismus (*a* versus *æ*), wie Lander (2018: 32–33) ergänzt. Daher geht Grønvik (1997: §6.2) von zwei leicht abweichenden, separaten Etymologien für *-a* und *-at* aus:

- (59) a. \**ne aiwa-* ‚(not ever)‘ → ON *-a* (vgl. ON *á* ‚always‘, OE *n-ā* ‚never, not, no‘, Go. *ni aiw*)
- b. \**ne aiwa-wehti-* ‚(not ever a (single) thing)‘ → ON *-at* (vgl. OE *n-ā-wiht* ‚nothing‘)
- Darstellung nach Lander (2018: 32–33)

Anders als bei der auf Grimm (1890: 693) zurückgehenden, ursprünglichen Hypothese ist der Vokalismus hier weniger problematisch; nichtsdestotrotz erscheint Grønviks (1997) Ansatz stellenweise als eine „tour de force“ (Lander 2018: 33).

Mit dem Schwund von *ne* übernahm das Negationsaffix seine Rolle als alleiniger Negationsmarker. Das Auftreten von *-at* scheint jedoch auf das Altisländische beschränkt zu sein; altnorwegische Belege sind äußerst rar (Eythórsson 1995: 215–218). Neben dem Suffix trat bereits in frühen Textzeugnissen das Adverb *ekki/eigi* auf, fakultativ bei finiten und obligatorisch mit infiniten Verbformen. Christensen (2003: 22–25) beschreibt den Ursprung von *eigi* – wie er von der breiten Mehrheit in der Literatur akzeptiert wird –, wie in (60) angegeben, analog zum Englischen:

- (60) a. Dänisch: *ikke* < OD *ekki* < ON *ekki*, neuter of *engi* < *ne einn-gi* / *ne eitt-gi* ‚(not one-at.all)‘
- b. Englisch: *not* < ME weak variant of *naught* < ME, OE *nauht, nāwith* (*nā* ‚no‘ + *with* ‚thing‘)
- Darstellung adaptiert nach Christensen (2003: 22)

Der späte altnordische Negationsmarker *eigi* lässt sich also mit exakt derselben Entwicklungsstruktur wie die postverbalen Partikeln des Westgermanischen erklären – aus einer Zusammenziehung der Konstruktion ‚nicht ein Wesen/nicht ein einziger‘. Christensen (2003: 23) vermerkt einen äußerst interessanten Aspekt: „It appears that there are two

<sup>13</sup>Dieser Ansatz lässt sich unter anderem auf Grimm (1890: 693; zitiert nach Lander 2018: 32) zurückführen: „Wie, wenn das suffix, als dessen vollständige form *at* erscheint, selbst aus einem anfänglichen *vätt, vætt* hervorgegangen wäre?

developments: one for prose and another for poetry; in the former *ekki* is the preferred negation marker whereas in the latter, *-at* is preferred“. Es scheint, als stünden beide in einer „more or less complementary distribution“.

In (61) ist nun das Negationsinventar des Altnordischen gegeben. (61a) zeigt die ursprüngliche Partikel an. *ne*, die kurzzeitig zusammen mit dem Suffix *-at* auftreten konnte (61b). (61c) zeigt *-at* als alleinigen Negationsmarker, wie auch *eigi* in (61d).

- (61) a. *þat ræð ek þér annat, / at þú eið ne sverir*  
 das Rat ich dir zweiten dass du Eid NEG schwörst  
 ‚Ich gebe dir einen zweiten Rat, dass du keinen Eid schwörst‘; Sigdrífomál 23 (zitiert nach Eythórsson 2002: 193; Übersetzung von D.H.)
- b. *er þv at grati ne fqr-at*  
 was du zu Weinen.DAT NEG sagen=NEG  
 ‚was man zum/über das Weinen nicht sagen kann‘; Hamðismál 8 (zitiert nach Lander 2018: 21)
- c. *sécc-a ec þann Volvndi / til smiþio borinn*  
 sehe=NEG ich es Volund.DAT / nach Schmied getragen  
 ‚Ich sehe es nicht für Volund zum Schmied getragen‘; Völundarkviða 18 (zitiert nach Lander 2018: 21)
- d. *Jarl vildi það ekki heyra*  
 Jarl wollte das NEG hören  
 ‚Der Jarl wollte dies nicht hören‘; Grettis saga Ásmundarsonar 993 (zitiert nach Haugan 2000: 215; Übersetzung von D.H.)

Nach der kurzlebigen Hochzeit von *-at* im Altisländischen übernahm *eigi/ekki* die Funktion als Standardnegationsmarker, wie Eythórsson (1995: 218, 283) beschreibt. Spätestens seit der altisländischen Prosa des 14. Jahrhunderts findet sich nur noch *ekki*:

„In the long run, the suffixed form of sentential negation fell into disuse. Having enjoyed productivity in early Old Norse [...] the suffix is already on its way out in the oldest Icelandic prose texts; by the 14th century it had disappeared, and the pattern with negation adverbs like *eigi* ‚not‘ was generalized“ (Eythórsson 2002: 217).

Der Verlust von *-at* kann dabei nicht direkt auf phonologische Ursachen zurückgeführt werden. Vielmehr scheint es schlicht darauf hinauszulaufen, dass sich *-at* nicht gegen Konkurrenten wie *eigi* durchsetzen konnte.

Um meinen Exkurs ins Nordgermanische zusammenzufassen: Die aus dem Urgermanischen ererbte Partikel an. *ne* geriet schnell außer Gebrauch und wurde durch zwei Vari-

anten ersetzt: (i) das vor allem in der altisländischen Poesie gebräuchliche Negationaffix *-at*, dessen Etymologie bis heute nicht abschließend geklärt ist, und (ii) das zu Beginn vornehmlich in der Prosa verwendete Adverb *eigi/ekki*, woraus sich die heutigen Standardnegationsmarker der nordgermanischen Sprachen entwickelt hat. Hier kann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit behauptet werden, dass die Etymologie eng mit der von ahd. *niouuiht*/mhd. *niht* verknüpft ist: an. (*ne*) *eitt=gi* (,not one.NEUT=at.all) (Willis et al. 2013a: 11). Bemerkenswert ist – vor allem mit vergleichendem Blick auf das Westgermanische –, dass das Altnordische binnen kürzester Zeit gleich zwei Mal den Jespersen-Zyklus durchlaufen zu haben scheint. Spätestens im 14. Jahrhundert war der zweite Zyklus vollendet und die Standardnegation mit *ekki* grammatikalisiert (inklusive der Verdrängung von *-at*) (Eythórsson 2002: 217).

### 2.3.2 Traditionelle Hypothese: der Jespersen-Zyklus

Nun sollen die Mechanismen hinter dem Wandel und der Entstehung neuer Negationsmarker in den Vordergrund rücken. Bereits bei der Herleitung der Etymologien von den einzelnen Negationspartikeln wurde davon gesprochen, dass diese den *Jespersen-Zyklus* (Jespersen 1917) durchlaufen haben.<sup>14</sup> Was sich hinter diesem Begriff verbirgt und wie der Zyklus funktioniert, thematisiere ich in diesem Abschnitt.

Das vorliegende Kapitel ist in drei Teile untergliedert: 2.3.2.1 behandelt den Begriff und die Funktion des *Jespersen-Zyklus*; hier wird abermals am Beispiel der deutschen (Satz-)Negation aufgezeigt, wie ein phasenweiser Negationswandel im Rahmen des klassischen Szenarios aussieht. 2.3.2.2 wiederholt die Ergebnisse aus dem etymologischen Abschnitt 2.3.1 und bettet sie in Jespersens Zyklus ein. 2.3.2.3 widmet sich der Aufarbeitung Jespersens Theorien. Wie plausibel ist der *Jespersen-Zyklus*, was motiviert derartige Wandelercheinungen? Im Rahmen einer kritischen Evaluation sollen die wichtigsten Erkenntnisse aus 100 Jahren *Jespersen-Zyklus* vorgestellt werden.

#### 2.3.2.1 Überblick über den Jespersen-Zyklus und seine Phasen

Dass sich Negationsausdrücke verändern können, war auch bereits vor dem Aufkommen des *Jespersen-Zyklus* bekannt; diverse Junggrammatiker und auch Grimm (1831: Kap. 9) vermerkten früh die sich innerhalb einer Sprache verändernden Strategien. Was sie jedoch nicht oder nur am Rande beobachteten, war, dass sich diese Veränderungen erstaunlich gleichmäßig zugetragen haben. Diese Erkenntnis wird gemeinhin Otto Jespersen zugeschrieben, der mit seiner Schrift *Negation in English and other languages* (Jespersen 1917) die Grundpfeiler des nach ihm benannten *Jespersen-Zyklus* legte:

---

<sup>14</sup>Da sich in den altisländischen Texten der Skaldendichtung und der *Edda* diverse Negationsstrategien finden, die sich nicht gemeinsam entwickelt haben, gehen Linguisten wie Lander (2018), Eythórsson (1995) und Willis et al. (2013a: 11) davon aus, dass das Altnordische den *Jespersen-Zyklus* gleich zwei Mal binnen kürzester Zeit durchlaufen hat (siehe auch Abschnitt 2.3.1.4).

„The history of negative expressions in various languages makes us witness the following curious fluctuation: the original negative adverb is first weakened, then found insufficient and therefore strengthened, generally through some additional word, and this in its turn may be felt as the negative proper and may then in course of time be subject to the same development as the original word“ (Jespersen 1917: 4).

Jespersen (1917)<sup>15</sup> postuliert hier also einen zyklischen und damit einen sich (möglicherweise) wiederholenden Sprachwandel im Bereich der (Satz-)Negation. Dieser Wandel passiert nicht augenblicklich, sondern verläuft in Phasen. Seine Arbeit wurde aufgrund der außerordentlichen Evidenz aus etlichen Sprachen zur wohl bekanntesten Theorie im Negationsbereich („bahnbrechend“ (Fleischer/Schallert 2011: 233)); es findet sich keine (diachrone) Übersicht, die sich *nicht* mit dem *Jespersen-Zyklus* auseinandersetzt: Fleischer/Schallert (2011: 227–241), Szczepaniak (2011: 43–53), Nübling et al. (2010: 104–107) und Roberts (2007: 142–143), um nur einige aufzuzählen.

Wie funktioniert nun Jespersens Zyklus? Gemeinhin werden drei (bei Donhauser 1996 fünf) Phasen unterschieden, die jeweils einen neuen Schritt einführen: Der ehemalige Negationsausdruck wird (phonologisch) geschwächt; anschließend wird er als zu schwach empfunden, um die Satznegation eigenständig ausdrücken zu können. Daraufhin wird er durch einen neuen Negationsmarker verstärkt, der letztendlich den alten Ausdruck vollständig verdrängt und folglich zum alleinigen Negationsmarker avanciert. Oder in Kurzfassung: „Jespersen’s Cycle – the repeated pattern of successive weakening and restrengthening of the negative marker“ (Horn 1989: 446). Das Schema lässt sich wie folgt darstellen – jeweils korrespondierend mit einem Beispiel aus dem Französischen (62) (adaptiert nach Fleischer/Schallert 2011: 234):

- (Stufe I:) Negation wird durch eine Partikel ausgedrückt (einfache Negation); die Partikel wird abgeschwächt (klitisiert) und durch ein zusätzliches Element verstärkt
- (Stufe II:) Negation wird durch die klitisierte Partikel und das verstärkende Element ausgedrückt (doppelte Negation); der klitische Negationsträger wird zunächst optional, verschwindet schließlich vollständig
- (Stufe III:) Negation wird durch das ursprünglich verstärkende Element ausgedrückt, dieses ist der neue eigenständige Negationsträger (einfache Negation); mit der Schwächung des ursprünglich verstärkenden Elements beginnt der Zyklus von Neuem

---

<sup>15</sup>Meillet (1912) bemerkte bereits einige Jahre vor Jespersen (1917) die typologischen Auffälligkeiten und den wichtigen Aspekt, dass sich die Negation tendenziell innerhalb eines Zyklus erneuert. Seine Ausführungen hierzu sind allerdings deutlich weniger ausführlich, sodass diese Art von Sprachwandel gemeinhin Jespersen zugeschrieben wird (zurückgehend auf Dahl 1979). Der Einfluss von Meillets Arbeit wird unter anderem von van der Auwera (2010: 75–79) aufgearbeitet.

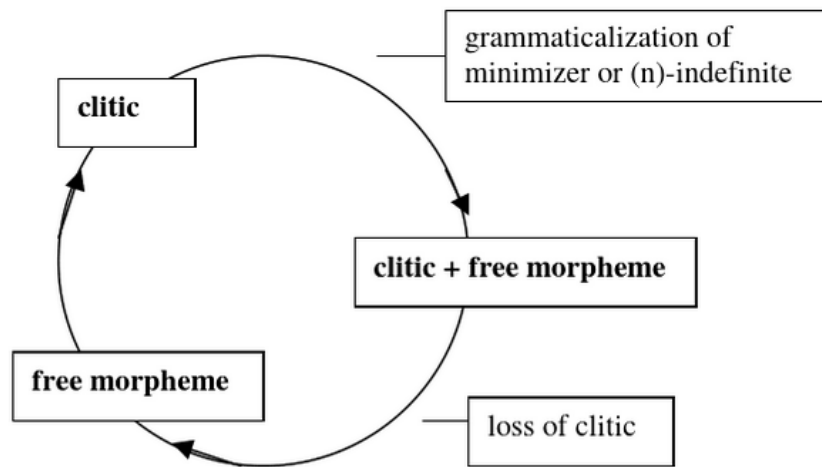
- (62) a. *jeo*                      *ne di*  
 ich                              NEG sage  
 (Altfranzösisch)
- b. *je*                      *ne*                      *dis pas*  
 ich                      NEG                      sage NEG  
 (modernes Standardfranzösisch)
- c. *je*                      *dis*                      *pas*  
 ich                      sage                      NEG  
 (modernes gesprochenes Französisch)
- d. *Mo pa di*  
 ich    NEG    sage  
 (Cont. Louisiana French; Larrivée 2011: 2)

Alternativ hierzu findet sich das Schema von Donhauser (1996). Sie verändert zwar selbst keine grundlegenden Aspekte des *Jespersen-Zyklus*, geht jedoch von insgesamt fünf Phasen aus (63); bei zweien davon handelt es sich um zusätzliche Phasen des Übergangs, bei denen das verstärkende respektive das schwindende Element erst noch optional auftritt (Donhauser 1996: 202).

- (63) a.  $ni + V_{fin}$   
 (Phase I)
- b.  $ni + V_{fin} + (niwiht)$   
 (Phase II)
- c.  $en/ni + V_{fin} + niht$   
 (Phase III)
- d.  $(ne) + V_{fin} + nicht$   
 (Phase IV)
- e.  $\emptyset + V_{fin} + nicht$   
 (Phase V)

Dieses Szenario lässt sich nicht nur für Französisch (62) und (Nieder-)Deutsch (Abschnitt 2.3.1 und 2.4), sondern für etliche indogermanische und afrikanische Sprachen (Willis et al. 2013b) nachweisen, so zum Beispiel auch für das Walisische (Willis 2010). Unabhängig von der jeweiligen Sprache verläuft der Zyklus immer gleich; Abbildung 5 fasst die Entwicklung zusammen und bietet erneut drei Beispiele: Englisch, Deutsch und Französisch. Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass Jespersens Zyklus als vergleichendes typologisches Modell eingesetzt wird (Dahl 1979: 88, 95), zum Beispiel im Rahmen der Stellungsvariation.

Jespersen's Cycle:



	stage I: clitic	stage II: clitic + free morpheme	stage III: free morpheme
German	<i>nisagu</i>	<i>ih <u>ens</u>age niht</i>	<i>ich sage <u>nicht</u></i>
English	<i>ic <u>ne</u> secge</i>	<i>I <u>ne</u> seye <u>not</u></i>	<i>I say <u>not</u></i>
French	<i>jeo <u>ne</u> di</i>	<i>je <u>ne</u> dis <u>pas</u></i>	<i>je dis <u>pas</u></i>

Abbildung 5: Die Entwicklung der Negationspartikel im Jespersen-Zyklus (entnommen aus Jäger 2008: 15)

Über die Jahre, in denen Jespersens (1917) Arbeit rezitiert, getestet und überarbeitet wurde (zum Beispiel Schwenter 2006 oder das Hinzufügen von zwei Übergangsphasen bei Donhauser 1996), kamen etliche linguistische Frameworks (hierzu Abschnitt 2.1.4) zum Einsatz, um den Negationswandel auch formal-theoretisch erklären zu können, beispielsweise im *Minimalistischen Programm* (Breitbarth 2013a, b, 2014) und der *Rektions- und Bindungstheorie* (Jäger 2008). Letztere fasst den Zyklus als „creation of a new negative specifier, which at first coexists with the former negative head, and eventually replaces it“ (Willis et al. 2013a: 7), auf (siehe auch Abbildung 2) und wird des Öfteren (wie Simpson/Wu 2002) mit mehreren NegPs in Verbindung gebracht. Dabei kam auch vermehrt Kritik auf – stets mit der Frage verbunden, ob der *Jespersen-Zyklus* denn überhaupt existiert (unter anderem Larivée 2011). Dieser Aspekt ist Thema eines nachfolgenden Kapitels 2.3.2.3, welches der Frage nach der Plausibilität der zyklischen Negationsentwicklung nachgeht.

### 2.3.2.2 Der Jespersen-Zyklus im Deutschen

Die neuhochdeutsche Negationspartikel *nicht* (wie bereits dargestellt aus ahd. *ni io uuht* ‚nicht ein Wesen‘) ist ebenfalls im Rahmen des *Jespersen-Zyklus* entstanden und hat sich über mehrere Stadien bis hin zur Standardnegationsstrategie entwickelt. Ob man nun drei



(wie Dahl 1979, Fleischer/Schallert 2011 oder Witzenhausen 2019a,b) oder fünf Phasen (Donhauser 1996) annimmt, spielt für die Entwicklung keine Rolle und hat – wenn überhaupt – nur marginale Bedeutung, insofern als man für die traditionelle Phase II jeweils ein optionales Auftreten respektive Wegfallen der zusätzlichen Partikel modelliert.

### Phase I – Althochdeutsch

Vor Einsetzen des *Jespersen-Zyklus* wurde die Negation durch die urgermanische Partikel \**ni* ausgedrückt, die aufgrund ihres Ursprungs stets linksadjazent zum (finiten) Verb auftrat. Durch den schwachen phonologischen Körper dieser Partikel kam es schnell zu einer Klitisierung der Partikel und der weiteren phonologischen Schwächung (ahd. *ni* → ahd./mhd. *ne*) – der Beginn der Phase I des Zyklus. Spuren dieses sehr frühen Stadiums finden sich zahlreich im Althochdeutschen (64; nach Jäger 2008: 60–61):

(64) a. *ni gíbit uns that álta, thaz thiu iúgund scolta.*  
 NEG gibt uns das Alter das die Jugend schuldet

Otfrid I 4,54

b. *Fone diû negesêhent dih unréchte.*  
 von dem NEG=gesehen dich Unrecht

Notker 17,6 (Psalm 5,5)

c. *Dhazs ni saget apostolus noh forasago ni bifant noh*  
 das NEG sagt Apostel noch Vorseher/Prophet NEG befand noch  
*angil gotes ni uuista noh einic chiscaft ni archennida.*  
 Engel Gottes NEG wusste noch ein Geschöpf NEG erkannt

Isidor II, 3

Jägers (2008: 59) Untersuchung der vier großen althochdeutschen Sprachdenkmäler (*Isidor, Tatian, Otfrid, Notker*; in chronologischer Reihenfolge) ergab, dass die präverbale Partikel in der überwiegenden Mehrheit der Sätze der einzige Negationsmarker ist (65% bei Notker, 85% bei Otfrid): „In the vast majority (on average 77%) of negated clauses in all texts, *ni* is the only negative marker in the clause. There is only a slight decrease of this pattern towards Later OHG.“

Spuren der darauffolgenden Phase II finden sich in ihrem Sample ausschließlich beim ältesten Text (zu Notkers *Consolatio*-Übersetzung siehe auch Näf 1979): In vier Fällen findet sich die diskontinuierliche Negation *ne ... niêht*, wobei nicht zweifelsfrei geklärt werden kann, ob es sich nur um einen verstärkenden Einsatz eines n-Indefinitums oder bereits eine zweite Negationspartikel handelt (Jäger 2008: 103–104, siehe auch Näf 1979: 378–382). Der wohl erste Beleg, bei dem eine derartige Interpretation möglich ist, stammt

jedoch von Otfrid (65) – aber auch dort besteht theoretisch die Möglichkeit, dass es noch ein n-Indefinitum ist.

(65) *ni zawêta imo es niawiht*  
NEG gelang ihm es überhaupt nicht/NEG

„Es gelang ihm nicht/überhaupt nicht“; Otfrid II 5,12

Wie bereits Behaghel (1918: 227) beschrieben hat – und (zumindest implizit) aus der Herkunft (idg. \**ni*) abgeleitet werden kann –, tritt die Partikel auch im Althochdeutschen stets präverbal und an das finite Verb angehängt auf – ein proklitisches Element. Dies wird durch Jägers (2008: 67) Sample bestätigt; bis auf wenige Ausnahmen (davon die meisten bei Otfrid) tritt *ni* stets als präverbale Partikel auf (90% bei Otfrid bis 99% bei Notker). Die geringe Anzahl von Abweichungen entfällt dabei nicht auf *ni* als enklitisches Element (wie beispielsweise in ein paar Fällen während des Mittelhochdeutschen), sondern anderweitige Konstruktionen: „In my OHG corpus, *ni* never attaches enclitically to an element before the verb“ (Jäger 2008: 67).

## Phase II – Vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen

Zum Mittelhochdeutschen hin traten mehrere Veränderungen auf. Zum Einen wurde ahd. *ni* vollends zu *ne* – ein Resultat der Nebensilbenabschwächung – und daraufhin auch zur noch weiter geschwächten Form mhd. *en*, zum anderen war das ursprüngliche n-Indefinitum vollständig zur Negationspartikel *nih*t grammatikalisiert; es konnte als Negationsmarker zur präverbalen Partikel hinzutreten. Jäger (2008: 103–104) diskutiert einige Belege aus dem Althochdeutschen (wie 65), von denen vermutet wird, dass sie die erste belegte Verwendung der diskontinuierlichen Negation im Deutschen darstellen. Der Beleg aus Notker in (66) mag zwar nicht der früheste sein, jedoch weist er eine entscheidende Besonderheit auf: Das (ehemalige) n-Indefinitum hat an Form eingebüßt (*niouwiht* versus *niêht*) – ein mögliches Anzeichen für Grammatikalisierung.

(66) *Ih nehábo / niêht in geméitun sô uîlo geuuêinot.*  
ich NEG=habe überhaupt nicht/NEG in ergebnislos so viel geweint

„Ich habe nicht/überhaupt nicht so viel umsonst geweint“; Notker 20,23f. (= Psalm 6,11)

Vor allem ältere Beschreibungen wie Dal (2014: 194) gingen davon aus, dass die so entstehende diskontinuierliche Negation die Regel im Mittelhochdeutschen gewesen ist. Mit der Abkehr von Normalisierungen und hin zu Originaltexten stellte man nun fest, dass dem wohl nicht so ist; gerade neuere Arbeiten wie Jäger (2008) zeigen, dass sie wohl nie das dominierende Muster war (Abschnitt 2.4.1). In einer früheren Untersuchung (Jäger

2005: 228) schreibt sie noch: „in Middle High German [...] sentential negation is standardly expressed through the bipartite negation particle *ne/en ... niht*.“

Da der phonologisch geschwächte, präverbale Marker aus Sprecherperspektive nicht mehr dazu geeignet war, die Satznegation eigenständig auszudrücken, trat *niht* hinzu. Die Abfolge der beiden Partikeln ist dabei von der Verbstellung abhängig; in Verberst- und Verbzweitsätzen tritt das Muster *ne/en V ... niht* (67a) auf, während Verbspät-/Verbletztsätze die Struktur *niht ... ne/en V* (67b) aufweisen – kurz: „The second part is not affected by verb movement“ (Jäger 2005: 228).

(67) a. *Der enwolde nîcht ín die stat*  
der NEG=wollte NEG in die Stadt  
Landgraf Ludwigs Kreuzfahrt 89–90

b. *Diz werte lanc vnde lanc / Daz doch di vrouwe nîcht enquā*  
dies währte lang und lang dass PTK die Herrin NEG NEG=kam  
Passional 2,162–163

Mit voranschreitendem *Jespersen-Zyklus* und der weiteren phonologischen Schwächung (bis hin zu endgültigem Schwund) der präverbalen Partikel taucht immer häufiger nur noch *en* oder sogar bloß *n* (68) auf.

(68) *ichn weiz niht, hêrre, wer ir sît*  
ich=NEG weiß NEG Herr wer ihr seid

Parzival 509,25; zitiert nach Fleischer/Schallert (2011: 231)

Ohne die Ergebnisse aus Abschnitt 2.4 vorwegnehmen zu wollen, sei gesagt, dass die klassische Sicht auf die mittelhochdeutsche Satznegation durch verzerrende Normierungen der Herausgeber der Textausgaben entstand (siehe auch Fleischer/Schallert 2011: 231) – wohl aus dem Grund, dass die kurze Phase der Doppelnegation aus Sicht des Neuhochdeutschen besonders *markiert* wirkt.

### **Phase III – spätes Mittelhochdeutsch bis Frühneuhochdeutsch**

Der Übergang in Phase III bedeutet einen Abschluss des *Jespersen-Zyklus* und überführt das Mittel- beziehungsweise Frühneuhochdeutsche in einen Entwicklungsstand, der – die Negation betreffend – dem des Neuhochdeutschen entspricht: Die Satznegation wird nur noch durch eine einzelne, postverbale Partikel *nicht* ausgedrückt. Auch für Phase II spielt das Mittelhochdeutsche eine zentrale Rolle; es zeigt Belege für alle Stufen der Negation: es „still shows remains of stage I, has some amount of stage II constructions, but the majority of cases already corresponds to stage III“ (Jäger 2008: 122). Ausgehend von der geschwächten präverbalen Partikel zum Ende der zweiten Stufe folgt eine Zeit, in

der sie wohl nur noch fakultativ gefordert war, sprich: Bereits im (späten) Mittelhochdeutsch konnte *nicht* alleine den Wahrheitswert eines Satzes (beziehungsweise den seiner Proposition) umkehren. Hierauf folgt zwingendermaßen der komplette Verlust von mhd. *ne* (69):

- (69) a. *nû suln wir niht verliesen*  
nun sollen wir NEG verloren gehen

Parzival 63,10; zitiert nach Fleischer/Schallert (2011: 233)

- b. *er sprach ir sulet niht weinen*  
er sprach ihr sollt NEG weinen

Nibelungenlied 69,3 (Handschrift C)

- c. *Nv verspriche ez niht ze sere*  
nun versprich es NEG zu sehr

Nibelungenlied I 16,1 (Handschrift A/B); zitiert nach Jäger (2008: 131)

Da sich die Struktur des verstärkenden Elements in Phase III nicht ändert, entsprechen die mittel- und frühneuhochdeutschen Belege so ziemlich der Struktur, wie sie sich im Neuhochdeutschen findet. Nach diversen Angaben (beispielsweise Jäger 2008: 324, Pickl 2017: 18 oder Behaghel 1918, 1924: 70) ist die Entwicklung der Negation bereits<sup>16</sup> um 1300 abgeschlossen, der *Jespersen-Zyklus* (mit Blick auf die Zukunft auch *die erste Runde des Jespersen-Zyklus*) durchlaufen. Dennoch finden sich noch bedeutend länger Belege für die diskontinuierliche Negation (hierzu auch Schüler 2016, 2017). Die Situation im Frühneuhochdeutschen wird von Hartweg/Wegera (2005: 178) wie folgt beschrieben: „Die Satznegation erfolgt zu Beginn des Frnhd. bereits weit überwiegend mithilfe der Negationspartikel *nicht* (*niht* ~ *nit* ~ *nyet* etc.).“ Gleichzeitig merken sie aber an, dass die diskontinuierliche Negation bis ins 18. Jahrhundert (bei abnehmender Tendenz) belegt werden kann.

Da sich korrespondierende Belegstellen für alle drei (beziehungsweise fünf nach Donhauser 1996) Phasen finden lassen, lässt sich das Szenario nach Jespersen (1917) für das Deutsche (zumindest aus traditioneller Sicht) aufrechterhalten. Neuere Ansätze wie Jäger (2008) und Pickl (2017) lassen etwas anderes vermuten; diese Thematik wird im Abschnitt 2.4 behandelt. Die Entwicklung im Deutschen lässt sich stark verkürzt in (70a) betrachten. Zusätzlich ist die Lage im Niederdeutschen (70b) und Französischen (70c) angegeben. Im Französischen besteht die Besonderheit, dass der *Jespersen-Zyklus* zumindest in der (geschriebenen) Standardsprache noch in der entscheidenden Phase ist; nur in

<sup>16</sup>Pickl (2017: 18) verbindet die Wortwahl *bereits, schon* (zurückgehend auf Behaghel 1918, 1924) mit Verwunderung der Autoren über den schnellen Durchlauf des *Jespersen-Zyklus*: „Bis in die heutige und jüngste Zeit entsteht so der Eindruck eines gewissen Erstaunens über die Frühzeitigkeit des Wandels bei der Negation“.

der gesprochenen Sprache kann die präverbale Partikel (optional) ausfallen (symbolisiert durch einen gestrichelten Pfeil). Eine Eigenheit des Englischen (70d) ist, dass eine zweite Runde des *Jespersen-Zyklus* angefangen hat: Die postverbale Partikel *not* wurde phonologisch und morphologisch zu einem Klitikum *n't* geschwächt, welches nur noch mit Modal- und Auxiliärverben auftritt (sogenannter *do*-Support) – eine direkte Konsequenz aus dem Ausfall der Bewegungsfähigkeit von Vollverben (siehe auch Chomsky 1989 und Haider 1993: 65). Diese Situation wurde im Rahmen der *Optimalitätstheorie* umfangreich aufgearbeitet (Grimshaw 1997, Weber 2017, 2018).

- (70) a.  $ni\ V \xrightarrow{\text{Übergang in Phase II}} ne\ V\ niht \xrightarrow{\text{Übergang in Phase III}} V\ nicht$   
 b.  $ni\ V \xrightarrow{\text{Übergang in Phase II}} ne\ V\ nygt \xrightarrow{\text{Übergang in Phase III}} V\ nich$   
 c.  $ne\ V \xrightarrow{\text{Übergang in Phase II}} ne\ V\ pas \xrightarrow{\text{Übergang in Phase III}} V\ pas$   
 d.  $ne\ V \xrightarrow{\text{Übergang in Phase II}} ne\ V\ noht \xrightarrow{\text{Übergang in Phase III}} V\ not \xrightarrow{\text{Neuer Zyklus}} don't\ V$

### 2.3.2.3 Plausibilität und Kritik

Der *Jespersen-Zyklus* galt lange Zeit als Konsens und wurde nur selten bestritten; Dahl (1979: 88) befeuerte das Vertreten dieser Hypothese, indem er ihr seinen heute geläufigen Namen gab. Bereits Dahl (1979: 88–89) erschien es plausibel, dass die in zahlreichen Sprachen vorkommende Doppelnegation (auch *diskontinuierliche Negation*) durch den zyklischen Wandel nach Jespersen (1917) entstanden ist. Ihm mangelte es jedoch an abschließender Evidenz und vermerkt: „The Jespersen’s cycle hypothesis as a universal explanation of double Neg particles will thus remain plausible but unsettled“. Das auch heute noch gehäufte Auftreten von diskontinuierlicher Negation in den Sprachen der Welt (119 im Sample des *WALS*) spricht stark dafür, zum Beispiel Bretonisch (71a) und Afrikaans (71b):

- (71) a. *Ne gaf ket hiir e amzer.*  
 NEG find.3S NEG long his time  
 ‚Er ist nicht gelangweilt‘; zitiert nach Schafer (1995: 149)
- b. *ek gaan dit nie koop nie hoewel ek genoeg geld het*  
 ich gehe das NEG kaufen NEG obwohl ich genug Geld habe  
 ‚Ich werde das nicht kaufen, obwohl ich genug Geld hätte‘; zitiert nach Donaldson (1994: 501)

Ein weiteres Indiz für die Annahme des Zyklus ist die starke Ähnlichkeit des Negationswandels in den (mehr oder weniger) verwandten Sprachen Europas (siehe auch 70), die auch durch nicht-indoeuropäische Sprachen bestätigt wird (Willis et al. 2013b), darunter

Arabisch und die afro-asiatischen (Lucas 2013) sowie die mordwinischen Sprachen (Hamari 2013) – wobei auch einige Vertreter dieser Familien wie Hebräisch und Aramäisch keinen Anhaltspunkt für einen in Kraft getretenen *Jespersen-Zyklus* aufweisen und daher „always maintain a single preverbal marker of negation“ (Lucas 2013: 452).

Zusätzliche Evidenz für Jespersens Theorie kommt von Sprachen, die den Zyklus (scheinbar) mehrfach durchliefen respektive noch durchlaufen, darunter Englisch und diverse Kreol-Sprachen. Altnordisch ist dagegen kein geeignetes Beispiel, da, wie in 2.3.1.4 festgestellt, an. *eigi* und *-at* nicht nacheinander, sondern parallel zueinander entstanden und nicht gleichzeitig beziehungsweise in verschiedenen Dialektregionen und Textsorten auftraten. Die Situation im Englischen sieht wie folgt aus (70d; wiederholt als 72): Nach dem erfolgreichen Abschluss des ersten Zyklus verlieren englische Vollverben ihre Bewegungsfähigkeit. Um diverse grammatische Bedingungen zu erfüllen, müssten sie jedoch aus ihrer Grundposition (der VP) in eine Phrase über der NegP bewegt werden; da sie es aber folglich nicht mehr können, tritt ein *dummy-do* in IP auf. Gleichzeitig wird *not* immer weiter geschwächt: (i) phonologisch zu *n't* und (ii) morphologisch zu einem Klitikum wie in *don't*. Syntaktisch folgte eine Reanalyse als Neg<sup>0</sup> (siehe auch Ingham 2013).

(72)  $ne\ V \xrightarrow{\text{Übergang in Phase II}} ne\ V\ noht \xrightarrow{\text{Übergang in Phase III}} V\ not \xrightarrow{\text{Neuer Zyklus}} don't\ V$

Auch mit Hinblick auf das Ziel dieser Arbeit stellt die Situation im Deutschen einen großen Kritikpunkt für den *Jespersen-Zyklus* dar. Ohne die Ergebnisse von Abschnitt 2.4 vorwegnehmen zu wollen, sei verraten, dass es aus neuerer Sicht (Jäger 2008, Pickl 2017) keine Evidenz für eine stabile oder gar lange Phase II im Mittelhochdeutschen gab. Hierzu Pickl (2017: 34): „Es gibt nicht nur keine Hinweise auf eine Stufe II des Jespersen-Zyklus in Reinform; es gibt nicht einmal Hinweise auf eine Stufe II vor dem ersten Auftreten von Formen der Stufe III.“ Mithilfe neuer Methoden (das *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch*) soll dies hier überprüft werden.

Larivée (2011: 2–3), einer der prominentesten Gegner eines allgemeingültigen *Jespersen-Zyklus*, schlussfolgert aus den Ergebnissen des internationalen linguistischen Netzwerks *Cycles of Grammaticalization*, dass das bisher als prototypischer Vertreter des *Jespersen-Zyklus* angesehene Französisch eher kritisch zu betrachten ist: „The results conclusively show that the emergence of post-verbal negatives cannot be instigated by the loss of the preverbal marker, as the former follows the later by at the very least half a millennium“. Andererseits bestätigt dies Donhauser (1996) Annahme eines fünfstufigen Zyklus, bei dem die präverbale Negationspartikel vor dem endgültigen Schwund erst eine Zeit lang fakultativ auftritt.

Weiterhin würde ein zugrundeliegender „automatic“ *Jespersen-Zyklus* nahelegen, dass jede Sprache früher oder später diesen durchläuft. Dem stehen die slawischen Sprachen entgegen, die bis heute nicht über Phase I hinausgekommen sind (Larivée 2011: 3). Bei genauerer Betrachtung einzelner Vertreter des Slawischen, inklusive der jeweiligen Dia-

lekte, muss Larivées Pauschalaussage jedoch mit Deutlichkeit widersprochen werden. Ilc (2011) untersucht die Negation und deren Wandel im Slowenischen und seiner Varietäten und findet tatsächlich Spuren eines slawischen Zyklus. Während das Standardslowenische – ganz wie Larivée behauptet – weiterhin nur über die aus dem Indogermanischen ererbte, präverbale Partikel slow. *ni* (in manch einer Varietät *nei* lautend oder sogar reduplizierend als *nene*) verfügt, zeichnet eine dialektologische Untersuchung ein völlig anderes Bild – zugunsten des *Jespersen-Zyklus*: (73a) zeigt Phase I im Standardslowenischen, (73b) Phase II mit diskontinuierlicher Negation und schließlich Phase III in (73c). Die beiden letzten Beispiele stammen aus dem pannonischen Dialektraum.

(73) a. *Janez ni bral rumenega tiska.*  
 Janez NEG=is read yellow press

‚Janez hat die gelbe Presse nicht gelesen‘; zitiert nach Ilc (2011: 355)

b. *Nei ne veimo*  
 NEG NEG know

‚Wir wissen (es) nicht‘; zitiert nach Ilc (2011: 358)

c. *Počitka smo ne meli kak moja zeti tota deca.*  
 rest are NEG had as have now these children

‚Wir hatten nicht so viel Erholung wie die Kinder heute haben‘; zitiert nach Ilc (2011: 356)

Die diskontinuierliche Negation  $ne_1 \dots ne_2$  ist in den pannonischen Dialekten bereits sehr selten. Daher geht Ilc (2011: 358–360) davon aus, dass diese Varietät schon die letzte, dritte Phase erreicht hat: phonologisch geschwächtes, nicht-klitisches  $ne_2$  als alleiniges Negationselement. Die Entwicklung im Slowenischen (Pannonischen) ist in Abbildung 6 zusammengefasst:

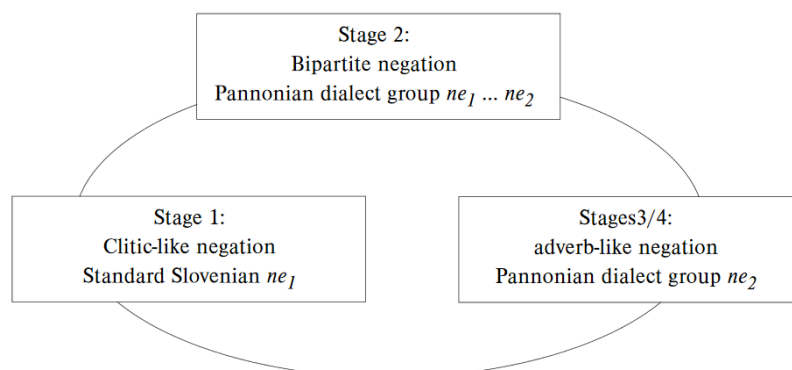


Abbildung 6: *Jespersen-Zyklus* im Slowenischen/Pannonischen (aus Ilc 2011: 360)

Als abschließende Bemerkung kann festgehalten werden, dass es gute Gründe gibt, einen *Jespersen-Zyklus* anzunehmen. Mindestens genauso gute Argumente gibt es jedoch auch gegen einen zyklischen Negationswandel, wie er von Jespersen (1917) und dem Vordenker Meillet (1912) postuliert wurde. Die derzeitige Lage erlaubt kein endgültiges Urteil, zumal ein Großteil der ca. 8000 Sprachen weltweit bisher nicht auf ein mögliches Wirken des *Jespersen-Zyklus* untersucht wurde. Es ist daher an den nachfolgenden Generationen, die Plausibilität und der damit einhergehenden (Nicht-)Existenz des Zyklus endgültig festzustellen. Vielleicht liegt die Lösung auch in der Mitte, indem auch die Pragmatik in die Untersuchungen miteinbezogen werden, wie Schwenter (2006: 340) ausführt: „[It] should cause us to re-think the way in which ‚emphatic‘ post-verbal negative words lose their purported emphatic value and gradually become pragmatically unmarked elements. It now seems clear that this diachronic process must take information-structural considerations into account“. Selbst Larivée (2010), der dem *Jespersen-Zyklus* kritisch gegenübersteht, vermerkt, dass pragmatische Motive beim Negationswandel bisher keine ausreichende Betrachtung gefunden haben.

## 2.4 Neuere Theorien zum Wandel der Satznegation

Das traditionelle Entwicklungsszenario für das Deutsche galt lange Zeit als unbestritten. Mit der Zeit kamen jedoch Zweifel auf, ob insbesondere die Phase II – das Hinzutreten einer zweiten Negationspartikel (*diskontinuierliche Negation*) – tatsächlich in diesem Ausmaß stattgefunden hat. Bestärkt wurde dies durch den immer stärker werdenden Fokus auf Originalhandschriften: Wie Fleischer/Schallert (2011: 231) berichten, verzerrten die Herausgeber der Editionen mittelhochdeutscher Texte die Sprachzeugnisse, indem sie – wohl aufgrund ihrer Markiertheit im Vergleich zum Neuhochdeutschen – die präverbale Partikel *ne/en* später hinzufügten: „Aus der bereits dem neuhochdeutschen Muster entsprechenden einfachen Verneinung durch *nicht* wurde in solchen Fällen somit die ‚typisch mittelhochdeutsche‘ doppelte Verneinung künstlich wieder hergestellt“. Mit dem Erscheinen neuer Untersuchungen wie Jäger (2008) wurden die durch diesen Vorgang entstandenen Vermutungen bestätigt: Die diskontinuierliche Negation war im Mittelhochdeutschen keinesfalls die Regel. Bevor nun in den Abschnitten 3 und 4 die korpuslinguistische *ReM*-Studie präsentiert wird, widmet sich dieses Kapitel den neueren Theorien zur Negationsentwicklung im Deutschen, insbesondere Jäger (2005, 2008) und Pickl (2017) – der der Phase II besonders radikal widerspricht – für das Hoch- und Breitbarth (2013a, b, 2014) für das Niederdeutsche. Neben den empirischen Erkenntnissen werden auch ihre Erklärungsansätze – Jäger (insb. bei der Entwicklung der *n*-Indefinita) und Breitbarth arbeiten mit dem *Minimalistischen Programm* – kurz vorgestellt und erläutert. Abschließend gilt der Blick Hertel (in Vorbereitung) beziehungsweise Schüler (2016, 2017), die ohne generative Beschreibungsmodelle auskommt und dafür einen phonologisch motivierten Er-



klärungsansatz bietet, der in dieser Untersuchung adaptiert und mit korpuslinguistischen Methoden kombiniert werden soll.

#### 2.4.1 Entwicklungen im Mittelhochdeutschen nach Jäger (2008) und Pickl (2017)

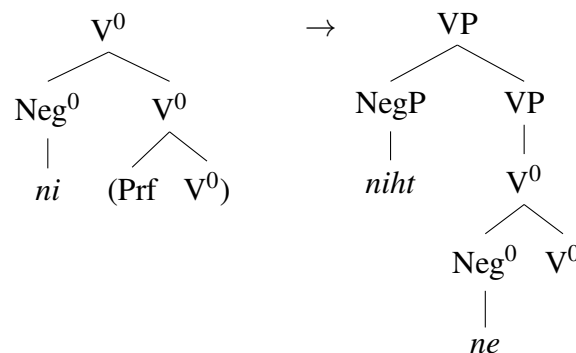
„Jespersen’s stage II is attested in MHG in the form of *en/ne* cooccurring with *niht*. My corpus analysis revealed, however, that this bipartite neg-particle is much less common than statements in the literature suggest where *en/ne ... niht* is generally characterized as the MHG standard. [...] One striking result of my corpus study is thus that there is no evidence for a stable stage-II period in German. MHG is a lot closer to Modern German than expected“ (Jäger 2008: 149–150).

Mit Jäger (2008) liegt die erste, wirklich umfangreiche Untersuchung zur Negationsentwicklung im Deutschen vor. Daher sind ihre Ergebnisse in der Hinsicht bahnbrechend, als dass davor nie in diesem Umfang der Beweis erbracht wurde, dass die diskontinuierliche Negation einen bedeutend geringeren Anteil einnimmt als von den klassischen Publikationen des frühen 20. Jahrhunderts behauptet (zum Beispiel Behaghel 1918). Gleichzeitig kam durch ihre Studie ein Umdenken und ein großes Interesse an der Negation im Deutschen auf, was zahlreiche weitere Untersuchungen zur Folge hatte (unter anderem Pickl 2017, Breitbarth 2013a, b, 2014, Witzenhausen 2019a, b). Wie dem einleitenden Zitat entnommen werden kann, scheint das Mittelhochdeutsche dem Neuhochdeutschen (in Bezug auf die Negation) bereits sehr nahezustehen. So bedeutsam Jägers Arbeit auch ist, es mangelt ihr an einem entscheidenden Aspekt: Da im vergangenen Jahrzehnt noch keine großen Korpora wie das *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* oder *Corpus altdeutscher Originalurkunden* zur Verfügung standen, ist ihr Korpus auf drei einzelne Texte beschränkt. Im Einzelnen sind dies die ersten 100 negierten Sätze des *Nibelungenlieds* (Handschrift A im Vergleich zu B und C), des *Prosalancelots* und der Predigten von Berthold von Regensburg (Jäger 2008: 115). Dies hat zur Folge, dass keineswegs die gesamte mittelhochdeutsche Sprachperiode untersucht wurde; die diachrone und dialektologische Komponente mussten daher auch unberücksichtigt bleiben. Nichtsdestotrotz sind ihre Erkenntnisse äußerst wertvoll – auch um einen Ausgangspunkt für die Untersuchung eines Korpus zu haben –, weshalb ihre Erkenntnisse nun en detail präsentiert werden. Unterstützung erhält Jäger durch Pickl (2017), der ein Korpus oberdeutscher Predigten ausgewertet hat, und zu einem ähnlich gravierenden Ergebnis kommt. Pickls Studie leidet unter einem ähnlichen Problem: es wird nur eine einzige Textsorte, konzeptionell-mündliche Predigten, ausgewertet, die noch dazu aus einem einzelnen großflächigen Dialektgebiet stammt.

## Theoretische Modellierung des Negationswandels

Bevor konkret mit Jägers Daten gearbeitet wird, muss für das bessere Verständnis ihrer Arbeit vorab ein Blick auf das konkret verwendete Beschreibungsmodell geworfen werden. Wie bereits angeklungen ist, arbeitet Jäger (2008) mit dem *Minimalistischen Programm* (Chomsky 1996, 2000) – abweichend von ihrer Herleitung des Wandels im System der Indefinita (Jäger 2008: Kap. 3) ist dies für die Partikelnegation jedoch nicht direkt ersichtlich. Anders als Breitbarth (2013a, b, 2014) fungieren hier Satzstruktur (insbesondere die Negationsphrase NegP) und Operatoren (*Move* und *Merge*) als entscheidende Faktoren; die dem *Minimalistischen Programm* inhärenten Merkmale (hier: [ $\pm$  Neg]) werden nicht eingesetzt, sodass die Anwendung dieses Frameworks (bis auf die Bezeichnungen) keine wirklichen Unterschiede zur *Rektions- und Bindungstheorie* mit sich bringt. Der wichtigste Aspekt in Jägers Modell ist, dass sie – anders als Simpson/Wu (2002) und andere – für sämtliche Entwicklungsstufen des Deutschen nur eine einzelne, sich strukturell nicht verändernde NegP annimmt. Weiß (1998: 175–177) nimmt dagegen für das Bairische an, dass die Grammatikalisierung von *niht* mit der Entstehung einer NegP einhergeht; die präverbale Partikel war ihm zufolge davor nur ein Neg<sup>0</sup>, welches ein Adjunkt der VP darstellte. Weiß' Struktur ist in (74; Darstellung nach Jäger 2008: 108) dargestellt:

(74)



Jäger nimmt nun an, dass die ursprüngliche Negationspartikel ahd. *ni* als Neg<sup>0</sup> zu analysieren ist. Da die NegP strukturell über der VP beheimatet ist, c-kommandiert der Kopf der NegP (Neg<sup>0</sup>) V. Nach dem *Head-Movement constraint* (HMC; zurückgehend auf Travis 1984) kann das Verb nicht (via *Move*<sup>17</sup> im *Minimalistischen Programm*) direkt nach C<sup>0</sup> bewegt werden, sondern muss auf dem Weg dahin zuerst andere Köpfe ansteuern, darunter auch Neg<sup>0</sup>. Hier verbindet sich die klitische Partikel *ni* mit dem Verb, sodass letztlich nicht nur das (finite) Verb nach C<sup>0</sup> bewegt wird, sondern der gesamte Komplex aus Negationspartikel und Verb (siehe auch Jäger 2005: 235–238). Je nachdem, ob man eine IP/TP für das (historische) Deutsche annimmt (wie Jäger 2005, 2008) oder ablehnt (Haider 1993, 2010), folgt erst eine Wanderung nach T<sup>0</sup> oder direkt in die linke Satzklammer (im topologischen Feldermodell), dem Kopf der CP (C<sup>0</sup>). In der Spezifikator-Position

<sup>17</sup>Das Pendant zum minimalistischen *Move* in *Government & Binding* ist *Move  $\alpha$*  (Chomsky 1989).

der NegP können weiterhin zwei andere Negationsausdrücke auftreten, die später (bis zu einem gewissen Grad) zu einer zweiten Negationspartikel grammatikalisiert wurden.

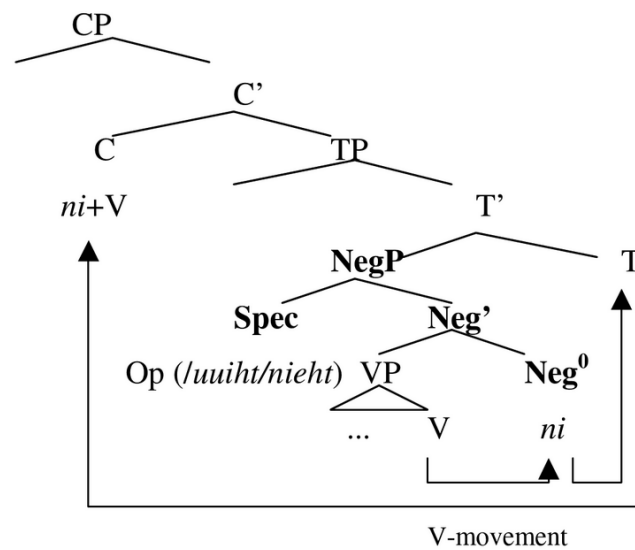


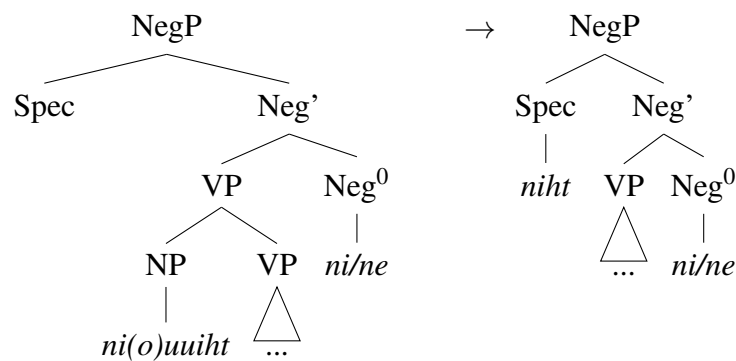
Abbildung 7: Analyse der althochdeutschen Negation (entnommen aus Jäger 2008: 58)

Die zweite Negationspartikel ahd. *niouuiht* (aus ahd. *ni io uiuht*, Abschnitt 2.3.1.1) wurde noch im späten Althochdeutschen soweit grammatikalisiert, dass sie zumindest bei Notker schon zusammen mit *ni* die diskontinuierliche Negation bilden konnte – der Beginn von Jespersens Phase II. In (66, wiederholt als 75) ist der womöglich früheste Beleg dieser Stufe gegeben:

- (75) *Ih nehábo / niêht in geméitun sô uîlo geuuêinot.*  
 ich NEG=habe überhaupt nicht/NEG in ergebnislos so viel geweint  
 ‚Ich habe nicht/überhaupt nicht so viel umsonst geweint‘; Notker 20,23f. (= Psalm 6,11)

Wie hat sich die diskontinuierliche Negation zum Mittelhochdeutschen hin nun strukturell entwickelt? Anders als Weiß (1998) und Simpson/Wu (2002) verzichtet Jäger auf eine separate NegP und beschreibt die Entstehung dieser Konstruktion als eine Reanalyse des zunächst adverbial gebrauchten *niouuiht* als Spezifikator der NegP: „Assuming a VP-adjoined position of the adverbially used *ni(o)uiuht/nieht*, a string-neutral reanalysis from VP-adjunct to SpecNegP is possible“ (Jäger 2008: 112). Ihren Strukturvorschlag kann den nachstehenden Baumdiagrammen in (76) entnommen werden:

(76)



Im weiteren Verlauf des Mittelhochdeutschen wird die präverbale Partikel in Neg<sup>0</sup> (nach Donhausers (1996) Modell) zuerst fakultativ und schwindet letztlich völlig aus der Grammatik. Zu beachten gilt dabei, dass sich außer dem Verlust der Füllung des Kopfes der NegP strukturell nichts ändert; mhd. *niht* verbleibt als Spezifikator und wird folglich nicht als Kopf reanalysiert. Ein solcher Schritt wäre als erneuter Start in den *Jespersen-Zyklus* zu werten (vergleichbar mit der Situation im Englischen). Die Struktur der mittelhochdeutschen Negation nach Jäger (2008) wird in Abbildung 8 gut zusammengefasst:

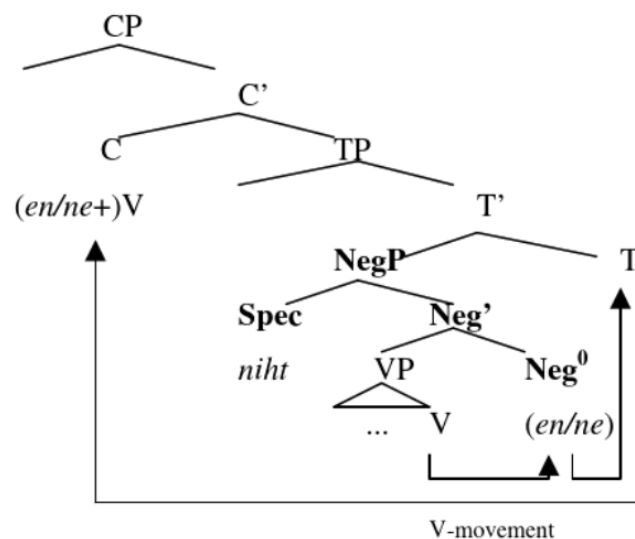


Abbildung 8: NegP im Mittelhochdeutschen (aus Jäger 2008: 123)

### Jägers Daten und deren Bedeutung für den *Jespersen-Zyklus* im Deutschen

Wie sich der *Jespersen-Zyklus* theoretisch modellieren lässt, habe ich nun abschließend erklärt. Fraglich ist jedoch, welche Ergebnisse die Untersuchungen ergaben und welchen Schluss Jägers (2005, 2008) Daten (insbesondere für das Mittelhochdeutsche) zulassen. Die große Überraschung wurde eingangs bereits verraten: Es fehlt jegliche Evidenz für eine längerfristige und vor allem stabile Phase II im (Hoch-)Deutschen. Wie die Situation

im Alt- und Mittelhochdeutschen konkret aussieht, ist nun das Zentrum meiner Diskussion. Ergänzt wird Jägers Studie durch die Arbeit Pickls (2017), die er durch die Auswertung oberdeutscher Predigten gewonnen hat.

Die Lage im Althochdeutschen ist (wenig überraschend) äußerst eindeutig: Die absolute Mehrheit aller negierten Sätze wird durch ahd. *ni* ausgedrückt. In Jägers (2008: 59) Korpus betrifft dies 77% aller Sätze, wobei zum Mittelhochdeutschen hin – das bedeutet im spätesten Sprachdenkmal Notkers – nur noch 65% die präverbale Partikel als *einzigsten* Marker enthalten. Neben einigen wenigen Belegen der frühen diskontinuierlichen Negation (vergleiche 66 und 75) sind dies Konstruktionen mit *ni ... noh* („weder ... noch“) oder Fälle von Negationskongruenz (NC) mit einem n-Indefinitum. Die konkreten Zahlen finden sich in der nachstehenden Tabelle 5:

	Isidor	Tatian	Otfrid	Notker
Negierte Sätze im Korpus	50	956	100	100
Negierte Sätze inklusive <i>ni</i>	47 (94%)	873 (= 91%)	93 (93%)	88 (=88%)
<i>ni</i> als alleiniger Negationsausdruck	39 (=78%)	770 (= 81%)	85 (=85%)	65 (=65%)
<i>ni</i> mit weiterem Negationsausdruck				
n-Indefinitum	2	60	6	11
<i>nalles</i>	–	5	–	–
<i>noh</i>	4	38	2	8
<i>nieht</i> als Partikel (= diskontinuierliche Negation)	–	–	–	4
andere Fälle	1 ( <i>inuni</i> )	–	–	–

Tabelle 5: Satznegation im Althochdeutschen in Bezug auf *ni* (Jäger 2008: 59)

Bis auf die spärlichen Belege bei Notker spricht also alles dafür, das Althochdeutsche als Sprache der Phase I des *Jespersen-Zyklus* zu klassifizieren. Weiterhin ist belegt, dass das Althochdeutsche eine Sprache mit nicht-strikter Negationskongruenz war – wie auch einige Dialekte des heutigen Deutschen.

Für das Mittelhochdeutsche zeichnet Jäger (2008: 115–147) ein völlig anderes Bild. Im Vergleich zum Althochdeutschen existieren nun zwei neue, bereits vollständig grammatikalisierte Negationsstrategien: (i) die bei Notker nur spärlich belegte (und damit nicht eindeutig als klare Phase II zu klassifizierende) diskontinuierliche Negation (SpecNeg + Neg<sup>0</sup>) (77a) und (ii) die postverbale Partikel *nieht* (SpecNeg) (77b).

- (77) a. *er enkvnde*      *nieht verenden*  
er NEG=konnte=es NEG vollbringen

Nibelungenlied (Handschrift A) III, 96,4; zitiert nach Jäger (2008: 128)

- b. *hundert ganze wagene ez heten nieht getragen*  
hundert ganze Wägen es hätten NEG getragen

Nibelungenlied (Handschrift A) III, 95,2; zitiert nach Jäger (2008: 136)

Das Mittelhochdeutsche zeigt nun insgesamt drei wesentliche Veränderungen zum Althochdeutschen, wie Tabelle 6 zeigt. Erstens schwindet der Gebrauch der präverbalen Partikel mhd. *ne/en* drastisch; der höchste Wert findet sich im Nibelungenlied (7%). Zweitens wird die neue Konstruktion im Rahmen der Phase II mhd. *ne ... niht* keinesfalls zur Regel; bereits binnen kürzester Zeit wird sie nahezu in jedem Textzeugnis durch Phase III, die postverbale Partikel *niht*, verdrängt. Einzig der Prosalancelot zeigt einen relativen Gleichstand zwischen der diskontinuierlichen und der postverbalen Negation (27% versus 28%). Bertholds Predigten, konzeptionell-mündliche und damit möglicherweise fortschrittlichere Texte, weisen den niedrigsten Wert von nur 4% auf. Drittens steigt der Gebrauch von n-Indefinita stark an. Während im Althochdeutschen nur durchschnittlich 23% aller Sätze (mindestens) ein Indefinitum aufwiesen, sind es während des Mittelhochdeutschen bis zu 48%.

	Nibelungenlied (A)	Lancelot	Berthold
<i>ne/en</i> als alleiniger Negationsausdruck	7%	2%	3%
Diskontinuierliche Negation <i>ne ... niht</i>	13%	27%	4%
<i>niht</i> als alleiniger Negationsausdruck	35%	28%	45%

Tabelle 6: Satznegation<sup>18</sup> im Mittelhochdeutschen *ohne* Indefinita (Jäger 2008: 144)

Für die Partikelnegation sind vor allem die ersten beiden Aspekte von großer Bedeutung. Jägers Daten zeigen deutlich, dass das traditionelle Szenario hier nicht wirklich belegt werden kann. Die postverbale Negationspartikel übernimmt mit rasanter Geschwindigkeit die Hauptrolle und verdrängt sowohl die präverbale als auch die diskontinuierliche Variante. Für die historische Hypothese wiegt das spärliche Auftreten der zweiteiligen Negation *ne ... niht* besonders schwer; in Anbetracht der Daten bestätigt sich Jägers Aussage, dass es keine Evidenz für eine stabile Phase II gibt. In Anlehnung an ihr Sample sprechen Fleischer und Schallert (2011: 235) daher von Phase II auch nur noch als „Überlappung“ der Phasen I und III. Jägers Belege widersprechen somit den bisherigen Annahmen wie die Wolfs (2000: 1356): „Im Mhd. ist die doppelte Negation geradezu die Norm“. Ihre Ergebnisse ordnet Jäger (2008: 122) selbst wie folgt ein:

„On the whole, my data suggest that MHG cannot be said to be a proper stage-II language. It still shows remains of stage I, has some amount of stage-II constructions, but the majority of cases already corresponds to stage III in using the verb-independent neg-particle only.“

Fraglich ist jedoch, inwieweit die Untersuchung von Texten dreier Schriftsteller ausreichend ist, um die Syntax einer 300-jährigen Sprachperiode abzudecken. Die in Jägers

<sup>18</sup>Die Tabelle zeigt hier nur die für die Partikelnegation relevanten Zahlen und ergibt folglich nirgends 100%. Jäger begründet dies mit dem Aspekt, dass sie hier Fälle von *ne ... noh*, Negationskongruenz oder auch nur n-Indefinita (seien es einzelne oder mehrere im Rahmen von *negative spread*) nicht aufführt.

Korpus enthaltenen Texte stehen zeitlich sehr eng beieinander und befinden sich bereits in der Mitte der mittelhochdeutschen Epoche; sie spiegeln damit das sogenannte „klassische Mittelhochdeutsche“ (Hennings 2020: 3) wider, welches zwischen 1170 und 1220 verortet wird. Der *spannende* Zeitabschnitt, also der Übergang vom Alt- zum Mittelhochdeutschen, wird nicht berücksichtigt. Es wäre schlichtweg möglich, dass die Hochphase der diskontinuierlichen Negation in das Frühmittelhochdeutsche (1050–1170) fällt und folglich in Jägers Korpus nicht mehr auffindbar ist.

### **Zusätzliche Erkenntnis durch Pickls Korpus oberdeutscher Predigten**

Neben dem Fehlen einer dialektologischen Differenzierung ist der größte Kritikpunkt an Jägers (2008) Daten, dass schlicht ein zu kurzer Zeitabschnitt analysiert wurde – möglicherweise wurde Jägers Sample zu spät verfasst und kann daher die Wandelprozesse nicht *in vollem Gange* abbilden. Dies bemerkt auch Pickl (2017: 4) und begründet seine auf Predigten basierende Folgestudie wie folgt:

„Der Befund, dass mit Jägers (2008) Daten aus dem 13. Jahrhundert keine Stufe II nachgewiesen werden kann, ist ein wichtiges Ergebnis, muss jedoch weiter untersucht werden, da diese nach gegenwärtigem Stand beispielsweise im 12. Jahrhundert stattgefunden haben könnte und auch sonst die diachrone Entwicklung im Mittelalter unklar ist. [...] Die Textsorte Predigt verspricht dabei, Befunde zu liefern, die näher am mündlichen Gebrauch der damaligen Zeit sind, als es mit Texten der höfischen Dichtung oder etwa der konzeptuell schriftlichen Urkundensprache möglich wäre, oder zumindest einen alternativen Blickwinkel bieten.“

Auch Pickl sieht das Mittelhochdeutsche als „heiße Phase“ der Negation und plante ursprünglich eine diachrone und diatopische Untersuchung, die (i) die gesamten 300 Jahre Mittelhochdeutsch und (ii) das gesamte mittelhochdeutsche Sprachgebiet abdeckt. In Schritten von 50 Jahren und fünf Dialekträumen (West- und Ostoberdeutsch, Ostfränkisch, West- und Ostmitteledeutsch) sollte die Entwicklung der Negation besser ersichtlich werden und durch die nahe am wirklichen Sprachgebrauch liegenden Texte einen anderen Blickwinkel bieten. Leider gestaltete sich die Auswahl der Texte für Pickls (2017: 5) Korpus derart schwierig – abgesehen vom Oberdeutschen ist die Beleglage bei Predigten äußerst spärlich –, dass sich nur eine systematische Untersuchung für das Oberdeutsche angeboten hat – die frühmittelhochdeutsche Zeit konnte sogar nur für das Ostoberdeutsche abgedeckt werden. Somit kann auch Pickls Untersuchung kein diachrones *und* diatopisches Gesamtbild schaffen; seine Daten ergänzen jedoch Jägers Studie um Belege vor dem klassischen Mittelhochdeutschen, was unter Umständen einen genaueren Überblick über die Entwicklungsprozesse rund um die Satznegation verschaffen kann.

Pickls (2017) Untersuchung beinhaltet sowohl sprachinterne (Satztyp, Verbstellung) als auch -externe Faktoren (Diachronie, Diatopie). Bei den internen Faktoren fällt vor allem die Verbstellung auf: In Verberst- und Verbzweitsätzen treten präverbale und diskontinuierliche Negationen deutlich häufiger auf als in Verbletztsätzen, wobei sich auch hier zusammen maximal knapp 35% aller Belege ausmachen; die postverbale Negation mit *niht* (und der Variante *ih*) ist in allen Verbstellungen und Satztypen das mit Abstand dominanteste Muster.

Innerhalb des Oberdeutschen unterscheidet Pickl (2017: 24–27) drei Dialekträume: (i) Bairisch, (ii) Ost- und (iii) Westalemannisch. Bairisch und Ostalemannisch unterscheiden sich in Pickls Daten kaum voneinander, wobei angemerkt werden muss, dass für den Zeitraum von 1050 bis 1150 nur bairische Belege vorliegen. Die Anfangszeit des Bairischen ist von noch sehr hohen Werten für die präverbale und diskontinuierliche Negation (jeweils knapp über 40%) geprägt, wobei beide Negationsmuster bis 1150 drastisch zurückgehen und ab 1200 praktisch keine Bedeutung mehr haben. Das Ostalemannische zeigt ab 1150 dieselben Wesenszüge wie das Bairische: es dominiert die postverbale Negation mit *niht*. Einzig das Westalemannische sticht hervor: Der Gebrauch der diskontinuierlichen Negation bleibt über 100 Jahre hinweg (1150–1250) erstaunlich stabil bei ca. 40%, sinkt danach – wie in den anderen beiden Dialekten – auf 20% ab und verschwindet bis 1400. Wie Pickl (2017: 26) richtig bemerkt, scheint das Westalemannische eine Schlüsselrolle bei der Diachronie zu spielen: „Dieser sprachlich, räumlich und zeitlich recht eingeschränkte Bereich liefert innerhalb des Korpus den einzigen Hinweis auf eine einigermaßen stabile und dominante Stufe II des Jespersen-Zyklus.“ Auch wenn das Ostalemannische erst ab 1150 belegt ist, nimmt Pickl (2017: 38) weiterhin an, dass der Übergang in Phase III dort seinen Anfang nahm und sehr schnell auf das Bairische übergriff. Er schlussfolgert: „Alles in allem scheint sich die moderne Variante also vom schwäbischen Raum aus zuerst nach Osten, dann nach Westen hin ausgebreitet zu haben.“ Von besonderem Interesse ist auch die diachrone Entwicklung, da sie den entscheidenden Aspekt bei der Betrachtung des *Jespersen-Zyklus* darstellt. Losgelöst von Dialektgebieten und sprachinternen Faktoren zeigt sich in Pickls Daten folgende diachrone Entwicklung:

Predigten (Zeitraum)	<i>ne + niht</i>		<i>niht</i>	
	N	%	N	%
1050–1100	28	85%	5	15%
1100–1150	22	45%	27	55%
1150–1200	49	26%	142	74%
1200–1250	22	16%	119	84%
1250–1300	24	10%	205	90%
1300–1350	23	14%	143	86%
1350–1400	0	0%	99	100%

Tabelle 7: Diachrone Entwicklung der Satznegation im Oberdeutschen (aus Pickl 2017: 32)



Im Mittel liegt die diskontinuierliche Negation in ca. 22,7% aller Fälle vor; dies scheint in Anbetracht von Jägers Daten (Tabelle 6) nicht abwegig. Dennoch muss hier konstatiert werden, dass Pickl keine konkreten Zahlen für die präverbale Negation angibt, sodass der tatsächliche Anteil der Phase II nochmals deutlich reduziert werden müsste. Bis auf eine kleine Abweichung in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts bestätigt sich jedoch der stetige Übergang in Phase III des *Jespersen-Zyklus*. Auch wenn der Schwund der diskontinuierlichen Negation eine logische Folge der Grammatikalisierung der postverbalen Partikel ist, überrascht die Geschwindigkeit dieses Wandels doch sehr – zumal sich in zwei der drei untersuchten Dialektregionen ein noch radikalerer Wandel zeigt. Pickl (2017: 34) geht daher davon aus, dass die traditionelle Ansicht auf den *Jespersen-Zyklus* so nicht gehalten werden kann und schlägt daher vor, die Bezeichnungen zu verändern: „Nicht zuletzt deswegen ist es nicht sinnvoll, von ‚Stufen‘ oder ‚Phasen‘ I, II und III zu sprechen. Zutreffender ist es, die Varianten der Satznegation als ‚Typ‘ I, II oder III zu bezeichnen.“ Mit Ausnahme des Westalemannischen treten Phase II und III gleichzeitig auf; ein Indiz dafür, dass Phase III nicht aus II, sondern II und III gemeinsam aus Phase I hervorgegangen sind.

### **Fazit**

Ergänzend zu Jägers (2008) Daten zeigt sich auch bei Pickl (2017), dass Phase II des *Jespersen-Zyklus* wohl nur kurz und nie das dominierende Negationsmuster gewesen sein kann – sofern sich der hypothetische Zyklus überhaupt zugetragen hat. Mit Ausnahme des Westalemannischen setzte bereits kurz nach dem Ende der Phase I der Siegeszug der postverbalen Negationspartikel ein und stellt ab 1100 „die unangefochtene Mehrheitsvariante“ (Pickl 2017: 38) dar. Weiterhin liefert Pickls Untersuchung den wichtigen Hinweis, dass es sich bei der Verbstellung um einen äußerst interessanten und wichtigen Aspekt beim Negationswandel handelt, der auch in einer korpuslinguistischen Studie mit dem *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* nicht fehlen darf. Was jedoch beide Arbeiten – Jäger (2008) und Pickl (2017) – nicht schaffen, ist, ein zeitlich und räumlich eindeutig differenziertes und ausgeglichenes Bild zu zeichnen. Jäger konzentriert sich auf drei einzelne Texte des klassischen Mittelhochdeutsch und Pickl fokussiert seine Studie aufgrund der spärlichen Belegsituation auf das Oberdeutsche; das Mitteldeutsche bleibt bei beiden vollkommen unberücksichtigt, obwohl – wie Schüler (2016, 2017) zeigt – gerade hier völlig andere Ergebnisse beobachtet werden können. Ein weiterer Kritikpunkt bei Pickl (2017) liegt in der Textsorte: Es werden (gewollt) ausschließlich Predigten untersucht. Da es sich hierbei um konzeptionell-mündliche Texte handelt, ist die Sprache hierbei wohl nicht so stark konservierend wie es bei den höfischen Dichtungen der Fall ist. Demnach kann man vermuten, dass sich hier bereits moderne Formen präsentieren und der rasche Abbau von Phase II wohl durch die Textsorte mitverschuldet ist. Ob eine dialekt-, zeitraum- und textsortenübergreifende Untersuchung andere, vielleicht auch eindeutige Ergebnisse er-

zielt, wird sich in Abschnitt 4 zeigen. Der besondere Status des Westalemannischen kann allerdings als Anstoß gewertet werden, das Untersuchungsgebiet dialektologisch auszudifferenzieren. Der gegenwärtige Stand der Forschung zum Mittelhochdeutschen bleibt jedoch der folgende: Es kann keine gesicherte stabile Phase II für das (Hoch-)Deutsche belegt werden.

#### **2.4.2 Szenario im Mittelniederdeutschen nach Breitbarth (2013, 2014)**

Das eng mit dem (Mittel-)Hochdeutschen verwandte (Mittel-)Niederdeutsche ist Gegenstand der Arbeiten von Breitbarth (2013a, b, 2014), die an die bis zu diesem Zeitpunkt ebenfalls äußerst spärliche Beweislage anknüpft. Während es im Mittelhochdeutschen wenigstens einzelne Untersuchungen wie die Gärtners (1977) zum *Willehalm* gab, fehlen derartige Studien zum Mittelniederdeutschen beinahe völlig; einzig Sundquist (2007) hat sich bereits einige Jahre vorher dem Negationswandel im Niederdeutschen gewidmet. Wie bei Jäger (2008) entfällt ein sehr großer Anteil von Breitbarths (2013a, b, 2014) Untersuchungen auf die n-Indefinita. Da sich in dieser Arbeit nur auf die Satznegation konzentriert wird, werden Wandelerscheinungen bei diesem Phänomen nur dort berücksichtigt, wo es in Hinblick auf die Negationspartikeln unbedingt nötig ist.

#### **Negationsentwicklung im Niederdeutschen**

Anders als für das Mittelhochdeutsche müssen größere Zeitabschnitte für das Mittelniederdeutsche rekonstruiert werden, da auf das Ende der altsächsischen Sprachperiode eine länger anhaltende Phase folgte, in der auf Latein geschrieben wurde (detaillierte Darstellung der Beleglage bei Sanders 1982 und Breitbarth 2014: 7–8). Dafür scheinen die Entwicklungsprozesse viel eindeutiger zu sein: „The expression of standard sentential negation in historical Low German underwent Jespersen’s Cycle“ (Breitbarth 2014: 54). Ausgehend von den Anfängen im Altsächsischen soll – analog zum Hochdeutschen in Abschnitt 2.4.1 – der Wandel hin zu einer postverbalen Negationspartikel detailliert geschildert werden. Für das Altsächsische vermerkt Breitbarth (2014: 54):

„Old Low German (Old Saxon) is indisputably a stage I language – standard negation is expressed by a single preverbal particle that covaries positionally with the finite verb. At this stage, there are only marginal signs of an incipient development in the direction of Jespersen’s Cycle.“

Ganz wie im Althochdeutschen ist das (Negations-)Mittel der Wahl die präverbale Partikel *ni* (78), die unabhängig von der Verbstellung stets links-adjazent zum finiten Verb auftritt. Breitbarths (2013b: 175) Sample – bestehend aus dem *Heliand*, der *Genesis* und einigen weiteren, kurzen Texten (Breitbarth 2013a: 192) – zeigt in mehr als 99% der Fälle

*ni*. Die einzige Ausnahme bildet die Disjunktion *ni ... ne* (analog zu mhd. *ne ... noh*) (79a), wobei auch dort häufig die präverbale Partikel erscheint (79b):

(78) *Thuo ni dorste Abraham leng drohtin sînan furður frâgon*  
dann NEG wagte Abraham länger Herren seinen weiter fragen

Genesis 243–244, zitiert nach Breitbarth (2014: 16)

(79) a. *Nis thes tueho enig gumono nigienumu, ne sie ina*  
NEG=ist dessen Zweifel ein Männern keine und=nicht sie ihnen  
*∅ fargelden san medmo kusteon*  
NEG vergelten bald Juwelen Ruhm

‚Weder zweifelten die Männer daran und noch werden sie ihnen nicht bald den Ruhm der Juwelen vergelten‘, Heliand 3190–3192

b. *the thar an themu aldon euua gebiudid. that thu man ni slah.*  
der dort in dem alten Gesetz gebietet dass du Mann NEG schlägst  
*ni thu menes ni sueri*  
und=nicht du Meineid NEG schwörst

‚... der dort in einem alten Gesetz gebietet, dass du weder einen Mann schlagen und noch einen Meineid leisten sollt‘, Heliand 3268–3269  
beide zitiert nach Breitbarth (2014: 17)

‚Old Low German patterns here with Old High German‘, schlussfolgert Breitbarth (2014: 17). Die gesamten Daten finden sich in der nachfolgenden Tabelle 8:

	Heliand		Genesis		kleinere Texte	
	N	%	N	%	N	%
Präverbales <i>ni</i>	617	99,5%	37	100%	73	97,4%
<i>ni</i> allein	582	94,3%	37	100%	32	84,2%
gesamt	620		37	38		

Tabelle 8: Negation im Altsächsischen (entnommen aus Breitbarth 2014: 18)

Der Übergang zum Mittelniederdeutschen ist nun nicht belegt, da auf das Ende des Altsächsischen 200 Jahre Latein in der Schriftstellung dominierte. Was jedoch als sicher gilt, ist, dass es relativ früh zu einem „lexical split“ (Breitbarth 2014: 144) kam. Dies bedeutet, dass sich aus der präverbalen Negationspartikel mnd. *ne*<sub>1</sub> eine Exzeptivpartikel *ne*<sub>2</sub> abspaltete (mehr hierzu in Abschnitt 2.4.3.3). Diese Partikel ist – wie in (79) zu sehen – bereits im Altsächsischen entstanden. Die Negationspartikel *ne*<sub>1</sub> ging zum Mittelniederdeutschen hin nahezu komplett verloren; außerhalb der diskontinuierlichen Negation mit

mind. *nicht* kommt sie bis auf eine einzige Ausnahme (80) gar nicht mehr vor (Breitbarth 2013a: 198):

- (80) *der ik unde myne erven enscholed recht warende wesen*  
 von=der ich und meine Erben NEG=sollten Recht Wahrende sind  
 ‚... von der ich und meine Erben keine Richter sein sollen‘, Urkunde aus Scharnebeck (26.05.1420)

Die frühesten Belege des Mittelniederdeutschen zeigen laut Breitbarth (2013a, b, 2014) eine Sprache der Phase II: die präverbale Partikel ist (nahezu) geschwunden; die diskontinuierliche Negation (81a) ist das dominierende Muster. Weiterhin lässt sich bereits der Übergang in Phase III erahnen: Zahlreiche Stellen mit der postverbalen Negationspartikel existieren schon im frühen 14. und 15. Jahrhundert (81b):

- (81) a. *We des nicht en wete de latis sik berichten.*  
 wer dessen NEG NEG weiß der lässt=es sich berichten  
 Braunschweig 1349; zitiert nach Breitbarth (2014: 36)
- b. *Duchte uns aver, dat uns nicht recht weddervuere*  
 dachten uns aber dass uns NEG recht wiederfuhr  
 Uelzen (18.07.1407); zitiert nach Breitbarth (2014: 38)

Tabelle 9<sup>19</sup> zeigt nun auf, wie sich die Satznegation im Laufe des Mittelniederdeutschen (Breitbarths Korpus: 1325–1574) entwickelt. Die ersten 50 Jahre dominiert die diskontinuierliche Negation *ne ... nicht*, aber kurz danach beginnt ein stetiger Anstieg der Frequenz der postverbalen Partikel, sodass 200 Jahre später, im 16. Jahrhundert, nur noch knapp jeder achte Beleg die zweiteilige Negation zeigt. Ab dem Wechsel vom 14. ins 15. Jahrhundert ist die Negationsstrategie der Phase III die häufigste Variante; spätestens zum Ende des Mittelniederdeutschen hat das Plattdeutsche den Zyklus durchlaufen.

	<i>ne ... nicht</i>	<i>nicht</i> allein	Anteil von <i>ne/en</i>	Negierte Sätze total
1325–1374	118	59	66,7%	362
1375–1424	131	164	44,4%	628
1425–1474	123	229	34,9%	638
1475–1524	101	368	21,5%	742
1525–1574	31	225	12,1%	447
Insgesamt:	503	1045	48,13%	2817

Tabelle 9: Satznegation im Mittelniederdeutschen (entnommen und editiert nach Breitbarth 2014: 37)

<sup>19</sup>Aufgrund des *lexical splits* der präverbalen Negationspartikel ist diese nicht in Breitbarths Darstellung aufgeführt. Von mehreren hundert Belegen zeigt nur ein einziger (80) ein Verhalten, das eine Klassifizierung als NEG-Partikel rechtfertigt.

Somit bestätigt sich Breitbarths (2014) Aussage, das Niederdeutsche hätte den *Jespersen-Zyklus* durchlaufen. In Kontrast zum Mittelhochdeutschen existieren hier eindeutige Anhaltspunkte für eine stabile und länger andauernde Phase II – insgesamt knapp 48% aller Negationspartikeln entfallen auf die diskontinuierliche Konstruktion (503 (II) versus 1045 (III)). Breitbarths (2014: 42–43) statistische Auswertung hat ergeben, dass sich das Anfertigungsdatum der Textzeugnisse signifikant auf die Wahl der Negationskonstruktion auswirkt ( $p < 0.000$ ) – ein Indiz dafür, dass sich die Situation mit der Zeit wandelt. Dies stützt weiterhin die Ergebnisse Sundquists (2007) Untersuchung von Texten (vornehmlich Urkunden) aus Lübeck.

„Stage I is virtually no longer attested in the Middle Low German corpus used for the present study. The exceptive construction [...] was argued not to express sentential negation“ (Breitbarth 2014: 53). Da sich keinerlei Anhaltspunkte für eine Verwendung der präverbalen Negation nach dem *lexical split* finden lassen, muss man davon ausgehen, dass der Übergang in Phase II direkt nach dem Ende der altsächsischen Überlieferungen begonnen haben muss. Für die nicht-belegte Zeit des frühen Mittelniederdeutschen kann rekonstruiert werden, dass sich hier der Übergang von Phase I in II abgespielt haben muss. Das späte Mittelniederdeutsch ist eine Sprache der Phase II mit bereits gestartetem Wandel zu Phase III, die spätestens um 1500 endgültig erreicht wird („[the] transition to stage III happens around 1450 (earlier or later depending on dialect)“ (Breitbarth 2013b: 181)).

Neben sprachinternen Faktoren, von denen unter anderem die Verbstellung – Verberstellung fördert den Übergang in Phase III (Breitbarth 2014: 48–49) – und Verbkategorie – lexikalische und *special*-Verben wirken konservierend (Breitbarth 2014: 51–53) – als signifikante Einflussfaktoren hervorzuheben sind, spielt der Dialekt des Schreibers eine entscheidende Rolle. Breitbarth (2014: 43–47) unterscheidet insgesamt vier Sprachräume: (i) Westfälisch, (ii) Ostfälisch, (iii) Nordniedersächsisch und (iv) hanseatische Städte. Bei letzteren kommt es zu sogenannten *leveling*-Effekten, also der gegenseitigen Einflussnahme nebeneinanderstehender Dialekte – sprich: Sprachkontakt. Hierdurch entsteht eine weniger komplex ausgeprägte Umgangssprache. Peters (2000: 1414) beschreibt die Situation am Beispiel der Hansestadt Lübeck mit ihrer „lübischen Ausgleichssprache“:

„In der Frühzeit Lübecks ist mit einem *Nebeneinander* verschiedener altländischer Mundarten zu rechnen. Das Zusammenleben in der Stadt führt im Verlauf des 13. Jahrhunderts zu einem *innerstädtischen Ausgleich*, es entsteht eine *städtische Umgangssprache*. Es ist anzunehmen, dass sich relativ früh innerhalb der hansischen Gemeinschaft, unter den Fernhandelskaufleuten im Ostseeraum eine lübisch geprägte mündliche Handels- und Verkehrssprache entwickelt hat“.

Die Einflüsse der Dialekte können in Tabelle 10 begutachtet werden. Nordniedersächsisch und die hanseatischen Ausgleichssprachen zeigen dabei den schnellsten Übergang

zur postverbalen Negation, während sich insbesondere im Westfälischen eine langsamere Entwicklung beobachten lässt. Zusammen mit dem Ostfälischen ist Phase II auch bis 1450 noch stark vertreten, fällt dann aber schnell zurück – im Ostfälischen erst ein wenig langsamer, dann deutlich schneller als im Westen. Mit dem Wissen der heutigen Dialektologie ist die konservierende Eigenschaft des Westfälischen wenig überraschend; auch die modernen Mundarten im heutigen Münsterland und Umgebung sind im direkten Vergleich zu ihren niederdeutschen Verwandten deutlich *rückständiger*. Dies betrifft unter anderem das Kasussystem: ein sich entwickelnder Einheitskasus im Norden, ein Zwei-Kasus-System (Nominativ-Obliquus) im Südosten und ein Drei-Kasus-System (Nominativ-Akkusativ-Dativ) im Westfälischen. Zusätzlich weisen die westfälischen Dialekte einen erhöhten Anteil an Genitivrelikten auf (Hrbek 2020: 17 und die dort zitierte Literatur).

	Westfälisch	Ostfälisch	Nordniedersächsisch	Hanse-Städte
1325–1374	22 (78,6%)	55 (72,4%)	37 (56,1%)	3 (50%)
1375–1424	25 (83,3%)	52 (71,2%)	42 (33,1%)	12 (18,5%)
1425–1474	3 (37,5%)	25 (52,1%)	75 (33%)	20 (29%)
1475–1524	14 (35,8%)	15 (14,6%)	62 (31,2%)	10 (7,8%)
1525–1574	8 (21,1%)	18 (10,2%)	3 (12%)	2 (12,5%)
Insgesamt:	72 (50,3%)	165 (34,7%)	219 (34%)	47 (16,5%)

Tabelle 10: Diskontinuierliche Negation in den mittelniederdeutschen Dialekten (entnommen aus Breitbarth 2014: 44)

Breitbarth (2014: 44–45) hat die Ergebnisse aus ihrem Korpus statistisch mithilfe des  $\chi^2$ -Tests überprüft und dabei folgendes festgestellt: Insgesamt (Tabelle 10) zeigt sich ein signifikanter Unterschied zwischen den einzelnen Dialekten, der sich auch bei individuellen Tests für jeden Dialekt bestätigt. Die größten Unterschiede zeigt sich zwischen Westfälisch und den Hanse-Städten (p-Wert  $7,623e^{-8}$ ), alle anderen sind bei einem Signifikanzniveau von 0,05 ebenfalls anzunehmen. Lediglich der Unterschied zwischen Ostfälisch und Nordniedersächsisch ist zu vernachlässigen (p-Wert  $> 0,05$ ;  $p = 0,8883$ ).

### Theoretische Modellierung im *Minimalistischen Programm*

Zum Abschluss dieses Abschnitts gilt der Blick der theoretischen Modellierung von Breitbarth (2013b, 2014). Breitbarth (2014: Kap. 4) diskutiert diverse Ansätze, von denen einige (mindestens) eine NegP annehmen und andere ohne Negationsphrase arbeiten. Letztlich entscheidet sie sich gegen einen NegP-Ansatz und fokussiert stattdessen ein universelles, auf *Features*-basierendes Beschreibungsmodell. Obwohl sich die Negation mit n-Wörtern (Indefinita) nur schwer ohne die Partikeln erklären lässt, ist das Gegenteil problemlos möglich. Breitbarth (2013b: 196) konstatiert sogar Erleichterung in beide Richtungen:

„Triggered by a presumably universal economy principle, the change within the n-words is independent of the rise of the new negative particle in MLG [Middle Low German; D.H.]

[...] Conversely, changes in the type of indefinites in the scope of negation do not trigger changes in the expression of negation.“

Ein kritischer Aspekt ihres minimalistischen Ansatzes ist die Unterscheidung zwischen *overten* (Indefinita und Partikeln) und *coverten* Negationsoperatoren ( $\emptyset$  beziehungsweise  $Op\neg$ ) (82; nach Breitbarth 2014: 152):

(82)

**Inventar der [Neg]-Merkmale:**

a. Interpretierbare Merkmale [iNeg]:

- (i) [iNeg] bei einigen Negationsmarkern
- (ii) [iNeg $\emptyset$ ] des abstrakten/coverten Negationsoperators  $Op\neg$

b. Uninterpretierbare Merkmale [uNeg]:

- (i) [uNeg], das durch [iNeg] oder [iNeg $\emptyset$ ] überprüft (*checked*) werden muss
- (ii) [uNeg $\emptyset$ ], das nur durch [iNeg $\emptyset$ ] überprüft und getilgt werden kann

Durch diese Merkmale lässt sich die Typologie von *negative concord* modellieren, wie Zeijlstra (2004) beschreibt. Ihr Ansatz ist in Tabelle 11 gegeben. Anhand dieser Einordnung sollen die verschiedenen Merkmalsarten im generativen Minimalismus erläutert werden.

	Neg-Partikel	n-Wort
keine NC-Sprache	[iNeg]	[iNeg]
nicht-strikte NC-Sprache	[iNeg]	[uNeg]
strike NC-Sprache	[uNeg]	[uNeg]

Tabelle 11: Typologie der N-Wörter nach Zeijlstra 2004 (Darstellung nach Breitbarth 2013b: 185)

In Sprachen ohne Negationskongruenz verfügt jeder Negationsausdruck über ein inhärentes [iNeg]-Merkmal, sprich ein interpretierbares Negationsmerkmal. Hierdurch lizenzieren sich die Ausdrücke selbst und können unabhängig von einem anderen Negationsmarker auftreten. Gleichzeitig verhindert diese Merkmalskonstellation Negationskongruenz: Nur [uNeg]-Merkmale werden durch das *Checking* mit [iNeg]-Merkmalen gelöscht; zwei [iNeg]-Merkmale beeinflussen sich nicht gegenseitig: „If a given feature is [+ interpretable], traditional considerations regarding recoverability of deletion will require that such a feature does not get deleted upon checking; that is, checking only deletes [– interpretable] features“ (Hornstein et al. 2015: 285; zitiert nach Aelbrecht 2010: 97). Demnach

bleiben beide [iNeg]-Merkmale erhalten und führen zu der aus Abschnitt 2.1.1 bekannten logischen *Doppelnegation* ( $\neg\neg p \rightarrow p$ ) (83). Breitbarth (2013a: 228) berichtet auch, dass für Sprachen ohne NC später nur noch ein semantisches Negationsmerkmal ( $\neg(\exists)$ ) angenommen wird.

(83) Ich habe nicht kein einziges Bier getrunken, Herr Wachtmeister!

Nicht-strikte NC-Sprachen haben [iNeg] bei der Partikel und [uNeg] bei den n-Indefinita. Solange sich die Elemente mit [uNeg] im Skopus der Negation [iNeg] befinden, sind sie (via c-Kommando) lizenziert (84a). Gehen sie der Partikel jedoch voraus, ist die Lage komplizierter. Zeijlstra (2004) schlägt vor, dass sich n-Wörter in diesem Fall quasi *selbst lizenzieren* können „by triggering the insertion of a covert [iNeg] operator  $Op_{\neg}$  by virtue of having an unlincensed [uNeg] feature“ (Breitbarth 2013b: 184) (84b).

- (84) a. *não veio ninguém.*  
 NEG kam niemand  
 b. *Ninguém (\*nã) viu nada*  
 niemand NEG sah nichts

Portugiesisch als nicht-strikte NC-Sprache; zitiert nach Breitbarth (2013b: 174–175)

Strikte NC-Sprachen haben in jedem overten Negationselement lediglich ein uninterpretierbares Merkmal [uNeg] und sind damit in jedem Fall auf einen coverten Operator  $Op_{\neg}$  angewiesen. „Consequently, the negation particle is not dropped even if n-words precede it“ (Breitbarth 2013b: 184–185). Zu sehen ist das Verhältnis bei strikten NC-Sprachen in (85):

- (85) *Niciun student nu a citit nicio carte*  
 Kein Student NEG hat gelesen kein Buch

Rumänisch als strikte NC-Sprache; zitiert nach Breitbarth (2013b: 175)

Wie verhält es sich nun mit den Negationsmerkmalen im (historischen) Niederdeutschen? Die spärlichen Textzeugnisse erschweren eine ordentliche Rekonstruktion für das Alt-sächsische. Der überwiegende Teil aller negierten Sätze bei Breitbarth (2014) weisen keine n-Indefinita im Skopus der Satznegation auf, sodass man für die präverbale Partikel [iNeg] annehmen müsste. Bei genauer Durchsicht zeigt sich jedoch tatsächlich ein Beleg für Negationskongruenz (86; nach Breitbarth 2014: 146). Die Situation in anderen altwestgermanischen Sprachen (wie Althochdeutsch oder Altenglisch) deutet an, dass sie bereits sehr früh über diese Klasse verfügten. Daher ist es laut Breitbarth (2014: 145–147)



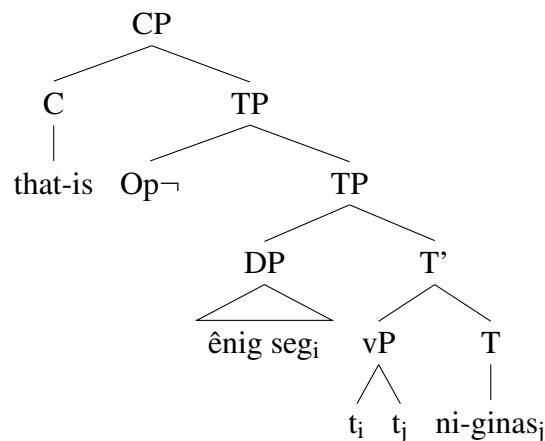
abwegig zu glauben, Altsächsisch hätte diese Entwicklung erst sehr viel später durchlaufen – der Gebrauch von Negationskongruenz ist wohl schlicht nicht häufiger belegt.<sup>20</sup>

(86) *that is ênig seg ni ginas*  
 dass davon=ist ein Mann NEG gerettet

‚Dass kein Mensch davor gerettet wurde‘, Genesis 322

Diese Kontexte deuten nun an, dass die präverbale Partikel as. *ni* nun doch nicht mehr über ein [iNeg]-, sondern nur noch über ein [uNeg]-Merkmal verfügte. Andernfalls käme es zur Doppelnegation. Dieser Wandel von ursprünglich [iNeg] zu [uNeg] wurde wohl durch die Entstehung der n-Indefinita im frühen, nicht-belegten Altsächsischen verursacht. Der Satz in (86) lässt sich strukturell wie folgt (87) analysieren:

(87)



Durch das uninterpretierbare Negationsmerkmal [uNeg] der präverbalen Partikel tritt obligatorisch der covert Negationsoperator  $Op_{\neg}$  auf, die sogenannte *Selbstlizenzierung* (historisch zurückgehend auf Ladusaw 1992). Aus theoretischer Sicht könnte dies zu großen Problemen beim *Parsing*, also der Verarbeitung, führen, da sich zwei interpretierbare [iNeg]-Merkmale nicht gegenseitig tilgen und so in einer gegenseitigen Aufhebung auf der Ebene der LF münden. Die gesamte Diskussion ist bei Breitbarth (2014: 147–150) zu finden, weswegen hier nur die Kurzfassung geboten werden soll: „covert [iF] operators should only be projected as a matter of last resort“ (Breitbarth 2014: 148). Als letzter Ausweg wird der covert  $Op_{\neg}$  nur dann projiziert, wenn das uninterpretierbare [uNeg]-Merkmal von *ni* nicht anders gelöscht (oder überprüft) werden kann. Dies ist hier nicht

<sup>20</sup>Genauer schreibt Breitbarth (2014: 146): „Given that all other West Germanic languages used n-marked indefinites which are cognates of the Old Low German ones (*ni* + n-free indefinite) from their earliest attestations on, it is unlikely that only Old Low German should have created them late. Rather, they must be a common West Germanic development and were probably only accidentally not attested in the *Genesis*, being attested in c. 20% of the cases in the earliest Old Low German text, the *Heliand*.“

der Fall; bereits auf Ebene der vP befindet sich ein [iNeg]-Merkmal, das die *last resort*-Strategie letztlich überflüssig macht.

Mit dem Aufkommen der neuen Negationspartikel *nicht* verliert der ursprüngliche Negationsmarker sein [uNeg]-Merkmal völlig; im *Minimalistischen Programm* vollzogen wird dieser Wandel durch *Feature Economy* (88; nach Breitbarth 2014: 125):

(88) **Feature Economy:** Minimize the semantic and interpretable features in the derivation, for example:

Adjunct/argument: *semantic* → Specifier: [iNeg] → Head: [uNeg] → Affix: –

Die neue Partikel hingegen startet mit einem interpretierbaren Merkmal [iNeg] und macht so einen coverten Operator  $Op_{\neg}$  überflüssig. Um der Abwesenheit von *negative spread* im Altsächsischen gerecht zu werden, muss für n-Indefinita ein weiteres *Feature* im Sinne des *Minimalistischen Programms* angenommen werden, nämlich ein quantifizierendes [Q]. Sie starten mit den Eigenschaften [iNeg, iQ]; treten nun zwei n-Indefinita innerhalb derselben syntaktischen Domäne auf, kürzen sich ihre semantischen Eigenschaften gegenseitig und der Negationseffekt bleibt aus. *Negative doubling* bleibt durch das uninterpretierbare Merkmal der präverbalen Partikel *ni* jedoch weiterhin möglich. Breitbarth (2014: 174) nimmt nun an, dass sich die Merkmale der n-Indefinita (im Zuge von *Feature Economy*) durch das Aufkommen der postverbalen Negationspartikel *nicht* (mit [iNeg]) veränderten: von interpretierbar [iNeg, iQ] zu uninterpretierbar [uNeg, uQ]. n-Indefinita projizieren nun wieder als *last resort*-Strategie wieder einen coverten Operator  $Op_{\neg}$  mit den passenden Merkmalen [iNeg, iQ]. Diese Rekonstruktion wird der Syntax des Mittelniederdeutschen gerecht: es hat *negative spread*, aber kein *negative doubling*. Durch den Partikelnegator *nicht* wird einerseits verhindert, dass ein  $Op_{\neg}$  auftritt, und andererseits werden die Merkmale nicht vollständig überprüft: *nicht* hat nur ein [iNeg], aber kein [iQ]-Merkmal. Diese Konstellation führt dazu, dass das [uQ]-Merkmal nicht getilgt werden kann und der Satz ungrammatisch wird. Der Ansatz dahinter nennt sich *Pairwise Agree* (89) (Darstellung nach Breitbarth 2014: 140):

(89) [  $\alpha$  [  $\beta$  [  $\gamma$  ] ] ]  
 iF uF ↔ uF  
 iF ↔ uF  
 iF

Die theoretische Einbettung der (Satz-)Negation in das *Minimalistische Programm* lässt sich also anhand der den Negationsausdrücken inhärenten Merkmale [Neg, Q] vollziehen. Der Verlust der präverbalen Partikel ist demnach als Wandel und letztendlicher Verlust ihres [Neg]-Merkmals zu werten, während die neue, postverbale Partikel wieder mit einem *starken*, interpretierbaren [iNeg]-Merkmal startet. Die n-Indefinita funktionieren analog dazu, nur dass hier noch ein weiteres Merkmal, [Q], existiert. Tabelle 12 zeigt nun eine

Zusammenfassung der Entwicklung im Niederdeutschen – vom rekonstruierten Westgermanisch bis hin zum späten Mittelniederdeutschen. Die Negationspartikel *nicht* unterlag seit dem Ende des 16. Jahrhundert keinen weiteren Entwicklungen, sie hat auch im modernen Niederdeutschen weiterhin ein [iNeg]-Merkmal (Breitbarth 2014: 181).

	<i>ni/ne/en</i>	<i>nicht</i>	n-Indefinita
Westgermanisch	[iNeg]	–	–
frühes Altsächsisch	[uNeg]	–	[iNeg, iQ]
spätes Altsächsisch	[uNeg]	[iNeg]	[iNeg, iQ] → [uNeg, uQ]
Mittelniederdeutsch	[uNeg] → ∅	[iNeg]	[uNeg, uQ]

Tabelle 12: Merkmalsübersicht der Negationsausdrücke in der Diachronie des Niederdeutschen (entnommen aus Breitbarth 2014: 174; Westgermanisch von D.H. eingefügt)

Wie ist diese Entwicklung nun zu motivieren? „[All] changes need a solid trigger, whether formal or functional“ (Breitbarth 2014: 181). Breitbarth (2014: 179–181) geht davon aus, dass durch die Abschwächung der präverbalen Partikel *ni* (von [iNeg] zu [uNeg]) eine Dysbalance geschaffen wurde. Hierdurch wurde die Strategie des letzten Ausweges (*last resort*) – ein coverter Operator  $Op_{\neg}$  – notwendig, die in dieser Varietät wohl nicht präferiert wurde. Sie schließt daraus, dass genau dieses uninterpretierbare Merkmal „can be taken to be the principal trigger of Jespersen’s Cycle in Low German“ (Breitbarth 2014: 179). Durch den so gestarteten Zyklus wurde ein neues Werkzeug zum Ausdruck der Negation, die postverbale Partikel *nicht*, geschaffen, welches über das gewünschte interpretierbare Merkmal [iNeg] verfügte und demnach keinen abstrakten  $Op_{\neg}$  mehr brauchte. Die Partikel *ni* wurde daraufhin weiter abgeschwächt und letztlich redundant. Als Nebeneffekt schwächten sich die Merkmale der n-Indefinita (via *Feature Economy*) auf uninterpretierbar ab.

### 2.4.3 Phonologie als treibende Kraft – neuer Ansatz nach Hertel/Schüler (2016, 2017)

Den letzten Ansatz, der für die vorliegende Untersuchung von essenzieller Bedeutung ist, stellt das Szenario der *Phonologie als treibende Kraft* dar – zurückgehend auf Hertel (in Vorbereitung) und ihre vorherigen Arbeiten (Schüler 2016, 2017). Hertel geht nun anders als Jäger (2008) und Breitbarth (2014) nicht davon aus, dass semantisch-syntaktische Aspekte den Stein ins Rollen gebrachten haben. Vielmehr seien phonologische Entwicklungen einer der Hauptgründe, wieso sich die Negation in Richtung einer postverbalen Partikel gewandelt hat. Um ihrer Theorie gerecht werden zu können, müssen insgesamt drei Aspekte behandelt werden: (i) die phonologischen Veränderungen, die zum Mittelhochdeutschen hin in Kraft getreten sind, (ii) die konkreten Auswirkungen der lautlichen Wandlerscheinungen und (iii) der kategorielle Status der präverbalen Negationspartikel

*ne/en*. Der letzte Punkt spielt für den *Jespersen-Zyklus* nur bedingt eine Rolle; hier geht es primär darum, aufzuzeigen, dass die Partikel nicht umgehend nach dem Übergang in Phase II ausgestorben ist, sondern im Rahmen eines „lexical split“ (Breitbarth 2014: 144) eine andere, nicht-negationsbasierte Funktion übernommen hat. Neben Breitbarth (2013b, 2014) liegen mit Witzgenhausen (2019a, b) umfangreiche Arbeiten zum Schicksal der ehemaligen Negationspartikel vor, die hier ebenfalls mit einfließen sollen.

#### **2.4.3.1 Phonologische Entwicklungen im Mittelhochdeutschen**

Zunächst stelle ich in diesem Abschnitt die wesentlichen phonologischen Veränderungen hin zum beziehungsweise während der mittelhochdeutschen Sprachperiode vor. Dabei werden nur diejenigen Phänomene berücksichtigt, die auch tatsächlich direkte Auswirkungen auf das Schaffen des *Jespersen-Zyklus* haben und dementsprechend erforderlich für das korrekte Erfassen des Negationswandels nach Hertel (in Vorbereitung) sind. Bereits länger zurück liegen fundamentale Systemveränderungen wie die beiden großen Lautverschiebungen (erste Lautverschiebung: Indogermanisch → Germanisch (vorgermanische Zeit); zweite Lautverschiebung: Germanisch → Hochdeutsch, nach König (2004) im 5. Jahrhundert zu datieren; eine umfassende Analyse und Datierung erfolgt bei Schwerdt 2000) und andere gemeingermanische Wandelerscheinungen im Bereich der Phonologie. Da sie keine direkten Auswirkungen auf das Negationsverhalten haben, werden sie an dieser Stelle folglich nicht berücksichtigt; hierzu gibt es bereits zahlreiche Arbeiten (unter anderem Penzl 1975, Szulc 1987 und Nübling et al. 2010: Kap. 2), auf die zurückgegriffen werden kann.

#### **Veränderungen bei unbetonten Vokalen**

Einer der Hauptaspekte auf der Ebene der Phonologie, die hier besprochen werden sollen, sind Wandelerscheinungen im Nebensilbenvokalismus. Leider ist gerade diese Thematik wohl eine der am schlechtesten untersuchten im gesamten Mittelhochdeutschen. Hierzu ein Auszug aus der mittelhochdeutschen Grammatik von Paul et al. (2011: 109): „Der Abschnitt zum Nebensilbenvokalismus gehört zu den Teilen der vorliegenden Grammatik, die bislang am wenigsten systematisch untersucht worden sind. [...] Nötig sind umfassende statistische Untersuchungen der einschlägigen handschriftlichen Sprachstände.“ Konkret fallen hierunter zwei Phänomene: (i) die Nebensilbenabschwächung (insb. /e/ → /ə/) und (ii) der völlige Schwund unbetonter Vokale (*Synkope* innerhalb eines Wortes und *Apokope* am Wortende). Die Nebensilbenabschwächung gilt „[a]ls eines der wesentlichen Unterscheidungsmerkmale zwischen dem Ahd. und dem Mhd.“ (Paul et al. 2011: 108). Diese Entwicklung begann bereits zu spätalthochdeutscher Zeit und im frühen Mittelhochdeutschen „hat sich dann die Abschwächung zu /ə/, graphisch <e>, durchgesetzt“. Zu sehen ist dieser Vorgang in (90, nach Nübling et al. 2010: 29):

- (90) a. ahd. 'sunna → mhd. 'sunne  
 b. ahd. 'bota,scaf → mhd. 'bote,schaft  
 c. ahd. ,umbi'geban → mhd. ,umbe'geben

In der Literatur wird diese Entwicklung sehr uneinheitlich behandelt – vor allem die Wortklasse betreffend. So spricht Paul (2011: 30) davon, dass Hilfs- und Funktionswörter „in ähnlicher Weise von Abschwächungen betroffen sind wie die unbetonten Silben im Wort“ und verneint damit (zumindest implizit) einen größeren, allgemeingültigen phonologischen Zusammenhang. Schirmunski (2010: 211) hingegen formuliert diesen Wandel den Tatsachen entsprechend und unterscheidet nicht zwischen Wortklassen:

„Ein unbetontes oder schwach betontes Wort im Satz kann ebenfalls lautlich reduziert werden. Zu diesen Wörtern gehören vor allem die Dienst- und Hilfswörtchen: Artikel; Personalpronomina beim Verb, Verben in Hilfs- oder Dienstfunktion; Adverbien, die als Präposition und Konjunktion oder als Verbalpräfixe verwendet werden“

Abbildung 9 stellt nun die Abschwächung unbetonter Vokale ausgehend vom Althochdeutschen dar. Hierzu Nübling et al. (2010: 29): „Die unbetonten Vokale werden immer undeutlicher ausgesprochen, was symbolisch als Verkleinerung des Vokaldreiecks dargestellt werden kann.“ Durch die reduzierten Bewegungen von Zunge und Lippen führt dementsprechend zu einer erheblichen Verkleinerung des Vokaldreiecks, „bis es in den unbetonten Silben nur noch einen zentralisierten Vokal ə (*Schwa*) gibt.“ Bei der Produktion dieses Vokals wird die Zunge nicht aus ihrer neutralen, mittigen Position herausbewegt.

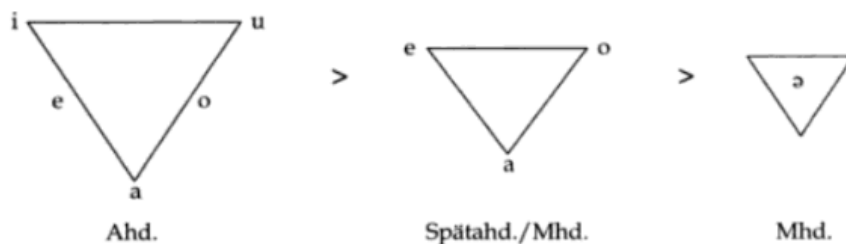


Abbildung 9: Abschwächung unbetonter Vokale in der Diachronie des Deutschen (entnommen aus Nübling et al. 2010: 30)

Nach Nübling et al. (2010: 30) und Szczepaniak (2007) führt dies zu einer Hervorhebung der *betonten* Silbe und einer gesteigerten Auffälligkeit der darin vorkommenden Vollvokalen, was Szczepaniak letztlich auch dazu bewegt, einen Wandel von einer Silben- (Althochdeutsch, „deutlich silbensprachlich ausgeprägt“ (Szczepaniak 2007: 62)) zu einer

Wortsprache (Neuhochdeutsch) zu postulieren. Das Mittelhochdeutsche ist laut Szczepaniak (2007: 226) „der typologische Wendepunkt des Deutschen von einer Silbensprache zu einer Wortsprache“.

Welche Bedeutung trägt nun die Nebensilbenabschwächung für den Negationswandel? In der älteren Literatur wurde zwar auf die zahlreichen Varianten der präverbalen Partikel *ni/ne/en/in/n* hingewiesen, aber nur selten in Verbindung mit den offensichtlich beteiligten phonologischen Wandelprozessen gebracht. Beispielsweise schreiben de Boor und Wisniewski (1998: 186): „Die Tonschwäche dieser Partikel, die wegen ihrer Unbetontheit auch pro- oder enklitisch zu *n* abgeschwächt werden konnte, war vermutlich der Grund dafür, daß alsbald eine Verstärkung durch Kombination mit anderen Negationswörtern erfolgte.“ Wieso sollte die Negationspartikel nun aufgrund ihrer „Tonschwäche“<sup>21</sup> und nicht im Rahmen einer allgemeinen Wandeltendenz reduziert werden? Hertel (in Vorbereitung) argumentiert schließlich genau für dieses Vorgehen, welches auch ich hier adaptiere: Der lautliche Wandel der Partikel *ne* stellt *kein* negationsspezifisches Phänomen dar, sondern sollte im Lichte der sich während des Mittelhochdeutschen abspielenden phonologischen Entwicklungen wie der Nebensilbenabschwächung analysiert werden.

Mögliche unterstützende Evidenz kommt durch das zweite Wandelphänomen, der *Schwa-Apokope* respektive *-Synkope* (oder ganz allgemein *Schwa-Tilgung*) (zum Beispiel Paul 2011: 109–112) zustande. Die Apokope bezeichnet den Schwund eines (abgeschwächten) Vokals am Wortende: mhd. *kelbere* → *kelber* (‘Kälber’); die Synkope dagegen im Wortinneren: mhd. *spilte* → *spilte* (‘er/sie/es spielte’) (Nübling et al. 2010: 30). Hierunter fällt auch die präverbale Negationspartikel *ne/en*, die durch die fortschreitende Schwächung wie der Schwa-Tilgung letztlich als bloßes Graphem <n> erscheint. Ein kritischer Aspekt bei der Schwa-Tilgung ist, dass sie nicht gleichzeitig im mittelhochdeutschen Sprachraum greift; auch wenn umfangreiche Studien hierzu nicht vorliegen – außer Lindgren (1953) existiert keine Monographie und insbesondere das Auftreten im Ripuarischen ist ein Desiderat (Büthe-Scheider 2017: 396) – gibt es diverse Anhaltspunkte dafür, dass das Oberdeutsche zuerst und insbesondere das Westmitteldeutsche sehr viel später erfasst wurde. Kleins (2005: 161) Untersuchungen deuten darauf hin, dass die Tilgung im Ostoberdeutschen bereits einiges früher als 1200 eingesetzt haben muss. Sofern sich phonologische Prozesse als *Motor* des *Jespersen-Zyklus* halten lassen, wäre hier ein möglicher Erklärungsansatz gefunden, wieso sich in Pickls (2017) Daten ein gravierender Unterschied zwischen Ost- und Westalemannisch zeigt – schließlich geht auch er von einem Ursprung im Ostalemannischen aus, der sich rasch auf das Ostoberdeutsche ausgebreitet hat. Besonders hervor sticht das Westmitteldeutsche, wie Büthe-Scheider (2017) berichtet. Sie geht davon aus, dass der Anfangszeitpunkt der Schwa-Tilgung um 1300 datiert werden kann; den Endpunkt und damit Abschluss dieses Prozesses nimmt sie um 1500 an

---

<sup>21</sup>Ganz allgemein wird zur Unbetonbarkeit des /ə/-Lautes und einer Diskussion seines Phonemstatus im Deutschen auf Staffeldt (2010) verwiesen.

(Büthe-Scheider 2017: 396). Wie in Abschnitt 2.4.3.2 gezeigt wird, korreliert dieser Befund sehr stark mit dem Negationswandel: die Ergebnisse der Studien von Schüler (2016, 2017) zeigen, dass sich der Übergang von Phase II in III – analog zum Auftreten der Schwa-Apokope – im Westmitteldeutschen erheblich verzögert. Dies harmoniert hervorragend mit den Erkenntnissen durch Pensel (1978). Seiner Untersuchung zufolge ist der *Jespersen-Zyklus* im Westmitteldeutschen zwischen 1470 und 1530 abgeschlossen – das dominierende Muster zum Ausdruck der Satznegation ist die postverbale Partikel *niht*. Die beiden Zeiträume – Übergang in Phase III und Abschluss der Schwa-Tilgung – decken sich. Auch hier stellt sich wieder die Frage, wieso man für Funktions- und Hilfsörter nicht dieselben phonologischen Prozesse annehmen sollte. Gerade diese Gruppe sollte noch deutlicher früher und einheitlicher abgeschwächt worden sein, wenn man folgende Aussage bei Paul (2011: 110) miteinbezieht: „Auch die Betonung wirkt mit: In dritter Silbe oder bei schwacher Betonung im Satz tritt die Apokope früher ein“. Vor allem die Negationspartikel *ne/en* ist durch ihren Schwa-Laut nicht in der Lage, Betonung zu tragen, und dürfte sehr schnell vom Schwund erfasst worden sein. Staffeldt (2010: 93) klassifiziert diese Eigenschaft, die „Nichtbetonbarkeit“ des Schwas, als Hauptcharakteristikum dieses Phonems – vor allem in Abgrenzung von allen anderen Vokalen des Deutschen. Erschwerend hinzu kommt, dass wir es hier mit phonologischen Wandlerscheinungen zu tun haben, die auch in allen anderen westgermanischen Sprachen wie Niederdeutsch und Niederländisch vorkommen (allgemein Keel 2020: 751–753 und Versloot 2019: 90; zum Vergleich Hochdeutsch – Niederländisch siehe Marynissen 2009). Es wäre also abwegig, diese sprachübergreifenden Prozesse beim Negationswandel völlig zu vernachlässigen und stattdessen von einem separat auftretenden Wandel bei Funktionswörtern wie *ne/en* auszugehen.

### **Veränderungen in der Prosodie**

Die letzte Veränderung auf Ebene der Phonologie, die ich im Rahmen von Hertels Theorie vorstellen möchte, betrifft die Prosodie. Es ist bereits angeklungen, dass sich das Mittelhochdeutsche laut Szczepaniak (2007) als Wendepunkt in Bezug auf Silben-/Wortsprache betrachten lässt. Hinzu kommt nun, dass sich während des Mittelhochdeutschen die Betonung radikal ändert und ein allgemeines prosodisches Muster eines Trochäus ausbildet. Dies nehmen unter anderem Hertel (in Vorbereitung) und Szczepaniak (2010) zum Anlass, suprasegmental-phonologische Aspekte, insbesondere die Prosodie, bei der Diskussion eines (möglichen) *Jespersen-Zyklus* Beachtung zu schenken. Konkret formuliert Szczepaniak (2010: 321) ihre Hypothese wie folgt: „It will be shown that the typological shift towards a word language, initiated in Middle High German (MHG), was an additional factor that set the Jespersen’s Cycle in motion.“ Wie bereits angeklungen ist, findet sich ein starker Zusammenhang zwischen der Nebensilbenabschwächung und dem Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache (Szczepaniak 2007), den ich

hier weiter ausführen und auf die Entwicklung der (Satz-)Negation beziehen möchte. Die bisher angesprochenen Entwicklungen führen zu einer erheblichen Veränderung in der Prosodie und der Silbenstruktur. Nach Szczepaniak (2007, 2010) und Nübling et al. (2010) ist dies jedoch kein arbiträrer Vorgang, sondern ist als Teil eines konkreten Veränderungsziels zu sehen: „Diese Silbenverschlechterungen sind kein Selbstzweck, sondern dienen der Profilierung des phonologischen Wortes“ (Nübling et al. 2010: 32). Wie ich schon dargelegt habe, postulieren Nübling et al. (2010) und Szczepaniak (2007) eine massive Veränderung in der Prosodie des Deutschen: von einer Silben- zu einer Wortsprache. So wird beispielsweise durch die Schwa-Tilgung – sowohl in Synkopen als auch Apokopen – während des Mittelhochdeutschen die Anzahl an Silben eines Wortes verringert: von zwei auf eine (91a) oder auch von drei auf zwei Silben (91b):

- (91) a. ahd. *mi.luh* → mhd. *milch*  
 b. mhd. *kel.be.re* → mhd. *kel.ber*

Gleichzeitig dient dieser Vorgang auch der Markierung von betonten Silben, da der Kontrast durch die Reduzierung des Vokals auf /ə/ deutlich verstärkt wird – insbesondere in Kombination mit der Entstehung neuer Vokalqualitäten während des Mittelhochdeutschen, worunter die Monophthongierung und Diphthongierung fallen (hierzu beispielsweise Szulc 1987: 132–133). Als Resultat entsteht eine reichhaltige Vokalvielfalt in betonten Silben, während das System auf ein absolutes Minimum in Nebensilben schrumpft. Abbildung 10 zeigt nun den mittelhochdeutschen Kontrast. Das phonologische Wort wird dabei durch ein  $\omega$  dargestellt;  $F$  gibt den phonologischen Fuß – die prosodische Konstituente, die die Silben dominiert (siehe auch Hall 2000: 277–279) – an und die Silben repräsentiert das  $\sigma$ . Ein prosodischer Fuß  $F$  besteht dabei aus mindestens zwei, höchstens drei Silben  $\sigma$ , wobei er „immer genau eine betonte Silbe“ (Hall 2000: 277) enthält.

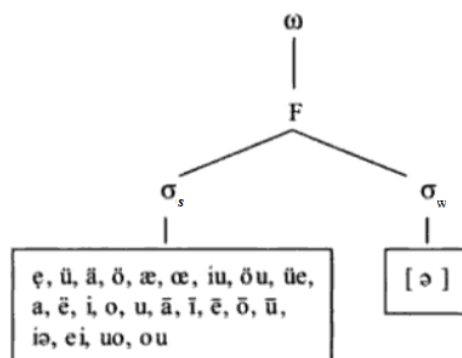
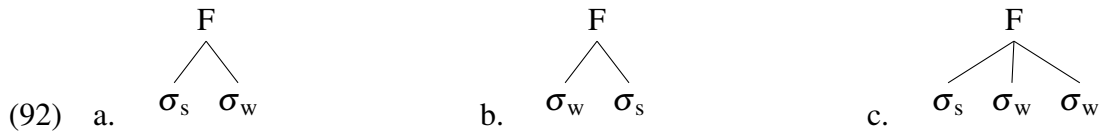


Abbildung 10: Gegensatz im Vokalismus in Haupt- und Nebensilben (entnommen aus Nübling et al. 2010: 35, editiert von D.H.)

Hier ist also eine mittelhochdeutsche Abfolge einer betonten und einer unbetonten Silbe dargestellt (x̂x); dieses Versmaß heißt *Trochäus* (92a). Zusammen mit dem Jambus (92b)



bildet er die Gruppe der binär verzweigenden Füße, der Daktylus (92c) stellt ein ternär verzweigendes Versmaß dar (Darstellung nach Hall 2000: 277):



Die Analyse der Prosodie des Althochdeutschen gestaltet sich nach Angaben von Szczepaniak (2007: 58–61) schwierig. Sie vergleicht bisherige Analysen, die dieser Sprachstufe einerseits einen „aufgelöste[n] Trochäus“ bescheinigen, andererseits das Althochdeutsche als „silbenbasierte Quantitätssprache“ (Szczepaniak 2007: 61) einstufen. Durch die eintretenden phonologischen Veränderungen bildet sich im Mittelhochdeutschen jedoch der Trochäus (x̄x) als dominierendes Muster heraus, nach Nübling et al. (2010: 33) „die ideale Größe und Form des phonologischen Wortes“. Dieses präferierte Betonungsmuster hält bis ins heutige Standarddeutsch; die überwiegende Mehrzahl der nicht-entlehnten Wörter im Deutschen sind einsilbig, sodass sich bei morphologisch-komplexeren Formen (wie Genitiv oder Plural) der Trochäus bewahren lässt (93).

- (93) a. der /zo:n/ → die /'zø:.nə/  
 b. die /ziçt/ → der /'ziç.tən/  
 c. das /bi:r/ → des /'bi:.rəs/ oder /'bi:.Rəs/ oder /'bi:.Bəs/<sup>22</sup>

Hierdurch entstehen aber auch dispräferierte Konstruktionen wie komplexe Silbenränder (mhd. *über da3* → *über3*) und wenig akzeptierte Silben (mhd. *ichne* → *ichn*), wie Szczepaniak (2007: 181) berichtet. Einige dieser Konstruktionen werden durch einen zusätzlichen Sprossvokal gerettet, andere gehen verloren – wie man es im Lichte Hertels (in Vorbereitung) von der präverbalen Negationspartikel *ne* vermuten kann.

### Zusammenfassung

Vorbereitend auf den folgenden Abschnitt – dem Szenario nach Hertel/Schüler – habe ich in diesem Kapitel den umfassenden Wandel auf der Ebene der Phonologie während des Mittelhochdeutschen dargestellt. Auf der phonemischen Ebene wurden zwei Vorgänge präsentiert: (i) die Nebensilbenabschwächung (/a,e,i,o,u etc./ → ə) und (ii) die Schwachtilgung (ə → Ø), welche sowohl im Wortinneren (Synkope) als auch am Wortende (Apokope) durchgeführt wurde. Insbesondere die Tilgung geschah nicht von heute auf morgen; während das Oberdeutsche relativ schnell und systematisch erfasst wurde, breitete sich dieser Wandel im Mitteldeutschen erheblich später und langsamer aus. Zusätzlich liegt

<sup>22</sup>Die konkrete Realisierung des Phonems /r/ ist im deutschen Sprachraum uneinheitlich; möglich sind bis zu vier Allophone (siehe auch Hall 2000: 13–14, König 2004: 181–182 und Penzl 1975: 135).

eine große zeitliche Übereinstimmung mit dem Übergang in Phase III des *Jespersen-Zyklus* vor. Auch der Bereich der suprasegmentalen Phonologie blieb nicht unangetastet. Im Rahmen ihrer Dissertation postuliert Szczepaniak (2007), dass das Deutsche im Laufe seiner Geschichte von einer Silben- (Althochdeutsch) zu einer Wortsprache (Neuhochdeutsch) wurde und überträgt ihre Erkenntnisse auf den Negationswandel (Szczepaniak 2010). Diese drastische Veränderung bei der Prosodie wurde durch die beiden phonemisch Wandelerscheinungen beschleunigt. Ein Nebenresultat ist jedoch, dass zum Teil unerwünschte, zum Teil aber auch schlicht unaussprechbare Silben entstanden; einige dieser Konstruktionen wurden durch das Einfügen eines Sprossvokals aufgelöst, andere wurden wohl aufgegeben. Letzteres vermute ich im Rahmen von Hertels (in Vorbereitung) Theorie für die präverbale Negationspartikel mhd. *ne/en*, die im nachfolgenden Abschnitt vorgestellt wird.

#### **2.4.3.2 Szenario nach Hertel: Phonologie als Motor des *Jespersen-Zyklus* und das Westmitteldeutsche als Phase II**

Das dritte Szenario zur Entwicklung der Negation im (Hoch-)Deutschen stammt von Julia Hertel (geborene Schüler). Anders als Breitbarth (2014) und Jäger (2008) fokussiert sie sich auf phonologische Aspekte und entwickelt einen Ansatz zum *Jespersen-Zyklus*, der ohne theoretische Grammatikbeschreibung beispielsweise im *Minimalistischen Programm* auskommt, sondern eine bloße deskriptive Beschreibung der Negation im Mittelhochdeutschen vornimmt. Einige Parallelen bestehen damit zu Szczepaniak (2010), die sich jedoch deutlich stärker auf den Faktor *Wortsprache* konzentriert. Ihrer Forschung geht sie derzeit im Rahmen ihrer Dissertation (Hertel in Vorbereitung) nach; einige Ergebnisse ihrer Untersuchung liegen bereits vor (Schüler 2016, 2017). Diese Studien widersprechen nun den neueren Annahmen wie Jäger (2008) oder Pickl (2017) über die Entwicklung, da ihr Korpus – basierend auf dem *Corpus altd deutscher Originalurkunden* (Wilhelm et al. 1932–2004) – vor allem für das Westmitteldeutsche eine andere Realität widerspiegelt. Anders als im Oberdeutschen gibt es eindeutige Hinweise auf eine stabile Phase II, also der diskontinuierlichen Negation *ne ... niht*. Für meine korpuslinguistische Untersuchung adaptiere ich ihr Szenario; einerseits bietet sich so eine erste Validierungsmöglichkeit für Hertels Theorie, andererseits eignet sich das *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* bestens, um phonologische Variation – in den Textzeugnissen durch die Graphematik vertreten (siehe auch Kapitel 3.3) – zu ermitteln.

#### **Negationswandel nach Hertel**

Hertels (in Vorbereitung) Theorie fußt auf der Annahme, dass der präverbale Negationsmarker den sich während des Mittelhochdeutschen veränderten phonologischen Bedingungen nicht mehr genügt; aufgrund ihres schwachen (und stetig abnehmenden) phonologischen Körpers stellt die präverbale Partikel – ähnlich wie andere Funktionswörter –

kein phonologisches Wort ( $\omega$ ) mehr dar (siehe auch Hall 1999 und Somers Wicka 2009). Bereits im Althochdeutschen waren Funktionswörter und Pronomen einsilbig, in wenigen Ausnahmen maximal zweisilbig: „On the other hand, most of the function words in Otfrid surface as monomoraic – they are monomoraic either before or after the reduction“ (Somers Wicka 2009: 21). Zum Mittelhochdeutschen hin wurde die Silbenstruktur erheblich verändert durch die beiden in 2.4.3.1 vorgestellten Phänomene *Nebensilbenabschwächung* und *Schwa-Tilgung*, sodass sich die phonologischen Gerüste der Funktionswörter noch weiter vereinfachten. Weiterhin können sie als nicht-phonologisches Wort keine Betonung tragen, sprich: Sie sind Silben ohne (metrischen) Fuß. Diesen können sie ausschließlich als Teil eines phonologischen Wortes erhalten, wofür sie einen Host – ein vorangehendes oder nachstehendes Wort, das sie als phonologische Basis nutzen können – benötigen. Erst nach Bildung einer phonologischen Einheit treten schließlich phonologische Regeln wie der Umlaut inkraft, wie Abbildung 11 zeigt (siehe auch Somers Wicka 2009: 24–25):

<b>Lexical output</b>	[nám] <sub>ω</sub> [iz] <sub>σ</sub>	
	1. [ω]        [σ]	– assignment of sentential stress
	2.        [ω σ]	– recursive formation of the pword to integrate the unfooted syllable
<b>Postlexical output</b>	3.        [ne miz] <sub>ω</sub>	– resyllabification & umlaut

Abbildung 11: Phonologische Konstituentenbildung und Umlaut durch ein Klitikum (entnommen aus Somers Wicka 2009: 25)

Durch die Tilgung des Schwa-Lautes verliert die präverbale Negationpartikel seinen Vokal und damit den Nukleus; es tritt nur noch als Graphem <n> auf und ist spätestens ab diesem Punkt zwingend auf ein stützendes phonologisches Wort als Basis angewiesen oder es verschwindet als Teil der „stray consonants“ (Hayes 1995: 106) ganz. Spätestens mit dem Eintreten der Nebensilbenabschwächung und der Schwa-Tilgung kann mhd. *ne* – aus phonologischer Sicht – also nur noch als Klitikum auftreten – kurz: Es ist darauf angewiesen, sich in die prosodische Struktur seiner Basis einzubetten. Gerade dies wird durch die Entwicklung des Deutschen zu einer Wortsprache mit dem immer fester werdenden Trochäus als Betonungsmuster im Laufe der Zeit schwieriger. Ein Kontext, in dem die präverbale (und diskontinuierliche) Negation sehr früh schwindet, sind Verberstsätze (94):

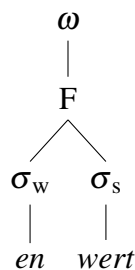
(94) *Enwert ir uch auch nit, so sint ir werlich ein verreter.*  
 NEG=wehrt ihr euch auch NEG so seid ihr wahrlich ein Verräter

Lancelot 36,174; zitiert nach Jäger (2008: 123)

Sowohl Pickl (2017) als auch Jäger (2008) und Breitbarth (2014) zeigen in ihren Stichproben eine eindeutige Präferenz (bei Breitbarth sogar höchst signifikant) der Verberstsätze,

*ne/en* schnell durch *niht* zu ersetzen. Aus prosodischer Sicht lässt sich dies mit dem Trochäus als Betonungsmuster erklären: der Satz muss mit einer betonten Silbe anfangen, um diese Metrik einzuhalten. Wird nun ein Verberstsatz wie in (94) negiert, tritt unweigerlich die präverbale Partikel *ne* auf, die schlicht nicht betont werden kann, und verändert die Prosodie hin zum Jambus (95). Hierzu Schüler (2016: 103): „Wenn man annimmt, dass die damalige Artikulation von Wörtern sowie komplexerer Äußerungen einem trochäischen Betonungsmuster folgten, so kann das Fehlen von *ne/en* in Verberstsätzen als Vermeidungsverhalten seitens der Vorleser interpretiert werden.“

(95)



Abgesehen von den entstehenden Problemen für die Metrik ist die gesamte Satz-initiale Position für die Partikel *ne/en* schwierig. Wie Breitbarth (2014: 50) unter Rückgriff auf beispielsweise Gerken (1996) beschreibt, stellen unbetonte Silben in prosodisch schwierigen Positionen (wie dem Satzanfang) ein erhebliches Problem für Spracherwerbende wie Kinder dar:

„A likely reason for the fact that *ne/en* is lost earlier and faster from verb-initial clauses like asyndetic conditionals is that in many languages, unstressed syllables like *ne/en* in prosodically difficult positions such as the sentence-initial position are harder to produce for language-acquiring children. [...] Under a generative perspective, first language acquisition plays an important role in language change. [...] Given that *ne/en* is no longer able to express sentential negation on its own in Middle Low German, its role in the expression of negation may not be sufficiently transparent to language acquirers any more to realize it in sentence-initial position even once they become able to realize unstressed syllables in prosodically difficult positions later in life.“

Geht man von der generativen Sichtweise auf Spracherwerb und -wandel aus, ist erneut ein phonologisch-prosodischer Grund für den Schwund von *ne/en* gefunden, der sich in derselben Gestalt auf alle westgermanischen Varietäten übertragen lässt.

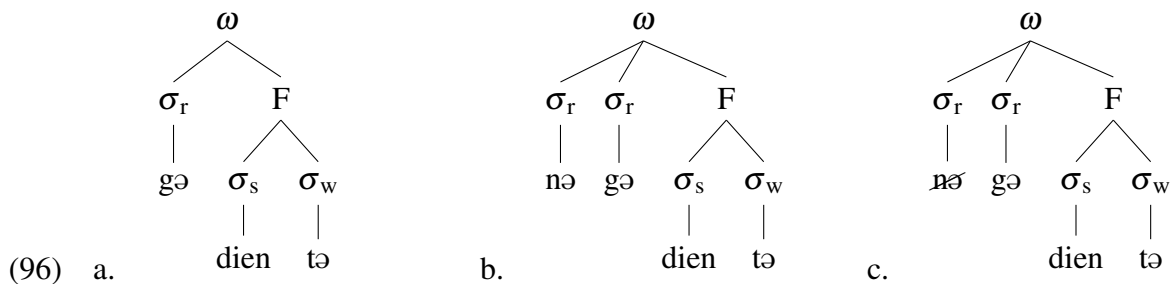
Einen sehr ähnlichen Kontext stellen präfigierte Verben dar – zurückgehend auf Behaghel (1918: 244): *ne/en* geht am frühesten „in der Stellung neben Verben verloren, die mit Vorsilben zusammengesetzt sind“. Behaghel stützt seine Aussage auf seine Beobachtungen

in der *Wiener Genesis*, die wiederum von Gärtners (1977) Analyse des *Willehalm*s bestätigt werden: von 13 (aus 222) einschlägigen Belegen tritt nur fünf Mal die präverbale Partikel auf; acht Mal fehlt sie nach der Behaghelschen Theorie. Auch Schülers (2016: 100–101) Daten aus westmitteldeutschen Urkunden widersprechen dem nicht – obwohl man anmerken muss, dass die überwiegende Mehrheit ihrer einschlägigen Belege aus dem Oberdeutschen stammt, das zum Zeitpunkt der Urkundenanfertigung bereits in Phase III übergetreten sein soll. Ihre Ergebnisse sind in Tabelle 13 angegeben:

	<i>ne ... niht</i>	<i>niht</i>	gesamt
präfigiert	2	25	27 (22,3%)
nicht präfigiert	28	66	94 (77,7%)
gesamt	30	91	121 (100%)

Tabelle 13: Anteil von *ne/en* bei präfigierten Verben in den Urkunden (nach Schüler 2016: 101)

Wieso stellen präfigierte Verben nun einen Kontext dar, in dem die Partikel frühzeitig schwindet? Durch die Präfigierung mit einem nicht-fußfähigen Präfix wie *be-* verschlechtert sich die phonologische Struktur bereits so sehr, dass kein Trochäus mehr gebildet werden kann (96a). Tritt nun noch die Negationspartikel hinzu (96b), entsteht sogar eine noch dispräferiertere Struktur, die noch dazu nicht akzeptal ist (96c), wie Szczepaniak (2010: 330) beschreibt:



Zuletzt gilt es noch hervorzuheben, dass sich die Kliserichtung der Partikel, also das Verhalten, ob sich *ne* an das vorangehende oder nachstehende Verb anlehnt, im Laufe der Zeit ändert. Nach Jägers (2008: 67) Korpus althochdeutscher Texte ist die Kliserichtung von ahd. *ni* in der absoluten Mehrheit (mindestens 90% pro Text) *proklitisch*; das Funktionswort lehnt sich also an das nachfolgende Wort an (97): „*Ni/ne* is generally a proclitic but not an enclitic element in OHG, unlike in MHG in a few cases“.

(97) a. *bithiu sie nihabn&un uuvrzalun*  
weil sie NEG=haben Wurzeln

Tatian 108,8

b. *Fúrder nechóme iúuer zórn*  
weiter NEG=kommt euer Zorn

Notker 15,17 (= Psalm 4,5); beide nach Jäger (2008: 68)

Da das Althochdeutsche noch eine Silbensprache war, kann sich die Partikel problemlos an das rechts-adjazente Verb anlehnen, ohne die prosodische Struktur zu gefährden. Mit der Abschwächung zu Schwa und der folgenden Tilgung – alles im Zuge der Entwicklung zu einer Wortsprache – wurde dies zunehmend schwerer, sodass sich im Mittelhochdeutschen immer mehr Fälle von enklitischem *ne/en* finden lassen.

- (98) a. *sine gesach ihn*  
 sie=NEG sah ihn

Nibelungenlied (Handschrift C) 933,4; zitiert nach Szczepaniak (2010: 329)

- b. *sine wolten christen werde*  
 sie=NEG wollten Christen werden

Rolandslied (Handschrift P) 370

Im Gegensatz zum Silbenanlaut ist die Einbettung der Partikel *ne* in den Auslaut einfacher. Nübling (1992: 137) schreibt beispielsweise, dass „dieses Verhalten [die Änderung der Kliserichtung; D.H.] über die Phonotaktik erklärbar“ sei, „die im Wortauslaut viel eher die Lautfolge *-ne* bzw. *-n* duldet als am Wortanfang“. Hertel (in Vorbereitung) geht nun davon aus, dass der Wechsel in der Kliserichtung ein weiteres Indiz für einen phonologischen Motor des *Jespersen-Zyklus* ist. Je eher die Nebensilbenabschwächung (und die Schwa-Tilgung) durchgeführt wurde, desto häufiger sollte sich ein enklitisches *ne* finden lassen. Gleichzeitig deutet dies auch den bevorstehenden Ausfall der präverbale Negationspartikel an: dort, wo die phonologischen Prozesse am ehesten (und systematischsten) durchgeführt sind, findet ein schneller Übergang in Phase III statt. Dies gilt umso mehr für Verberstsätze, da es dort schlicht kein phonologisches Material links-adjazent zur Partikel gibt und sie so keine prosodisch akzeptierte Basis findet.

Ein Nebeneffekt der Schwa-Tilgung ist die *Haplologie*. Hierbei liegen zwei gleich- oder ähnlich lautende Silben nacheinander vor, die insbesondere bei Unbetontheit nicht präferiert werden. Daher wird, wie in (99) zu sehen, eine der beiden Silben getilgt.

- (99) nhd. *Zauberer + -in* → *Zaubererin* → *Zaubererin* → *Zauberin*

Wie Hertel (in Vorbereitung) anmerkt, ist der Effekt auf die Negation auf Verbletztsätze beschränkt, nämlich auf 2-1-Verbcluster wie (100). Geht das infinite Verb dem finiten voran und endet es auf *-en*, kann die abgeschwächte Form *en* der Negation durch Haplologie ausfallen:

- (100) *die es nit gesehen enhant*  
 die es NEG gesehen haben

zitiert nach Pickl (2017: 13)

Das Phänomen der Haplologie ist für die (Satz-)Negation demnach nur für Verbletztsätze relevant. Inwiefern sich dies in Hertels oder meinen Daten bestätigen wird, bleibt abzuwarten. In Anbetracht der vorliegenden theoretischen Einflussnahme der Haplologie ist es aber auf jeden Fall ratsam, die Verbstellung als Untersuchungskriterium aufzunehmen – auch da sich eine derartige Vermutung bereits bei Behaghel (1918: 245) finden lässt, jedoch geht er von dem längsten Erhalt in Verbletztsätzen aus. Breitbarths (2014) Daten deuten keinen allzu großen Unterschied zwischen Verbzweit- und Verbletztsätzen an, Jäger (2008: 146) hingegen findet hingegen nur Verbzweitsätze als Stütze für Phase II in ihren Daten vor. In Pickls (2017: 11) Korpus<sup>23</sup> oberdeutscher Predigten ist die Verbletzstellung sogar der Wortstellungstypus, der die wenigsten Belege für Phase I und II aufweist.

### **Evidenz für eine Phase II im Westmitteldeutschen**

Ein großes Problem bisheriger Studien ist, dass sie sehr stark auf das Oberdeutsche fokussiert sind. Pickl (2017) hat einen Versuch unternommen, alle vier großen Dialektregionen zu berücksichtigen, scheiterte jedoch an der spärlichen Überlieferung, insbesondere der mitteldeutschen Urkunden. Breitbarth (2013a, b, 2014) untersucht den niederdeutschen Sprachraum, deren Ergebnisse demnach nicht direkt auf das Mittelhochdeutsche übertragen werden dürfen. Jägers (2008: 8–9) Korpus für die mittelhochdeutsche Sprachperiode besteht aus drei Texten: (i) das Nibelungenlied (Handschrift A; Oberdeutsch), (ii) der Prosa-Lancelot (vermutlich Mittelfränkisch) und (iii) die Predigten Bertholds von Regensburg (Bairisch). Das Oberdeutsche ist somit auch bei ihr überproportional häufig vertreten, zumal der einzige mitteldeutsche Texte – der Prosa-Lancelot –, nicht sicher einem Schreibort zugeordnet werden kann und eine Übersetzung der französischen Vorlage darstellt (Hennings 2020: 76). Müller (2001: 246–248) bescheinigt dem Schreiber beziehungsweise Übersetzer des Lancelots jedoch eine unabhängige mittelhochdeutsche Syntax, sodass keine allzu großen Probleme durch die romanische Vorlage zu befürchten sind. Somit haben bisherige Untersuchungen kein gesamt-diatopisches Bild zeichnen können; einzig Pickl (2017) bietet außerdem ein gesamt-diachrones Bild – obgleich auch hier wieder nur für das Bairische die gesamte Zeitspanne abgedeckt werden konnte. Wie wichtig eine alle Sprachräume beinhaltende Analyse ist, zeigt auch das Fazit von Gärtner (1977: 101–103). Seine Untersuchungen der Handschriften des *Willehalm*s zeigt eindringlich, wie unterschiedlich die (Satz-)Negation von den Schreibern – in Abhängigkeit

<sup>23</sup>Weiterhin bemerkt Pickl (2017: 11–13), dass zwei Sonderformen der postverbalen Partikel *nicht* ausschließlich in V/L-Sätzen auftreten: *icht* und *niene* (mit jeweils einer Ausnahme). Inwiefern *icht* durch die Verbstellung beeinflussbar ist, vermag er nicht zu beurteilen, schließt aber – unter Rückgriff auf Jäger (2008) und andere Untersuchungen – auf eine „deutliche Assoziation mit finalen Adverbialsätzen und von negativ-semanticen abhängigen Objektsätzen“ (Pickl 2017: 13). Es muss jedoch angemerkt werden, dass *icht* heute in Form von *it* die Standardnegation in einigen Mundarten darstellt, insbesondere im Schwäbischen (siehe auch Schwarz 1995). Dies erklärt aber zumindest nicht das gehäufte Auftreten von *icht* in Pickls bairischen Predigten.

ihres Sprachraums – realisiert wird. Auffällig ist, dass die präverbale Partikel *ne/en* im Oberdeutschen schneller ausfällt.

Genau diesen Aspekt nimmt Hertel (in Vorbereitung) in ihrer Studie auf. Das von ihr gewählte Medium – das *Corpus altdeutscher Originalurkunden bis zum Jahre 1300* (CAO) (Wilhelm et al. 1932–2004) – bietet die Möglichkeit, die Urkunden präzise zu datieren und zu lokalisieren, sodass es hiermit ermöglicht wird, alle großen Sprachräume des Mittelhochdeutschen abzudecken. Dies ist vor allem vor dem Hintergrund ihrer Theorie – die Korrelation des Übergangs in Jespersens Phase III und der Durchführung der Nebensilbenabschwächung – unerlässlich. Besonderen Wert legte sie in ihren bisherigen Publikationen (Schüler 2016, 2017) auf das Westmitteldeutsche – ein Dialektraum, der in vorherigen Studien zumeist stark vernachlässigt wurde: „Bisher gab es noch keine Studie, die diesbezüglich den Gebrauchsfaktor Raum auf einer breiteren Datenbasis untersucht hat“ (Schüler 2017: 22). Vor dem bisherigen Hintergrund würde man erwarten, dass das Westmitteldeutsche – als Teil des mittelhochdeutschen Sprachraums – bereits starke Züge einer Sprache der Phase III aufweist und nur noch sehr kleine Anteile der präverbalen Negation (Phase I und II) zeigt. Schülers Daten weisen jedoch auf das komplette Gegenteil hin: die westmitteldeutschen Urkunden spiegeln (zumindest in den bisher ausgewerteten Sprachzeugnissen) eindeutige Tendenzen einer stabilen Phase II wider. Schüler (2016) hat insgesamt 256 Belegsätze ausgewertet, die aus drei Dialektregionen (jeweils anhand eines prominenten, gut bezeugten Ortes) stammen: (i) Köln (Westmitteldeutsch), (ii) Regensburg (Ostoberdeutsch) und (iii) Zürich (Westoberdeutsch). Ihre Ergebnisse können der nachfolgenden Tabelle 14 entnommen werden.

	diskontinuierliche Negation	postverbale Negation	gesamt
Köln	64 (94,1%)	4 (5,9%)	68 (100%)
Regensburg	6 (5,5%)	103 (94,5%)	109 (100%)
Zürich	1 (1,3%)	78 (98,7%)	79 (100%)
gesamt	71 (27,6%)	186 (72,4%)	256 (100%)

Tabelle 14: Negationsvariation in mittelhochdeutschen Urkunden (entnommen aus Schüler 2016: 98)

Ganz im Einklang mit Pickl (2017) und Jäger (2008) zeigen die oberdeutschen Urkunden in der Zeit bis 1300 das Negationsmuster der Phase III (*niht*) als dominierende Strategie der Schreiber. Die Negation mit beiden Partikeln tritt nur noch sehr selten, im Falle des Westoberdeutschen sogar nur ein einziges Mal, auf. Dagegen steht der Belegort Köln (Ripuarisch, Westmitteldeutsch), der exakt das Spiegelbild der anderen beiden Orte zeigt. In mehr als 90% aller Fälle tritt die diskontinuierliche Negation auf, die somit als die Hauptstrategie des westmitteldeutschen Sprachraums des Mittelhochdeutschen bezeichnet werden kann. Interessant und ganz im Sinne von Behaghel (1918) erwies sich die syntaktische Analyse der Belege: „Im Urkundenmaterial weist dagegen tatsächlich die



Mehrheit der Sätze mit präverbaler Partikel auch Verbletzstellung auf“ (Schüler 2016: 98), sodass an dieser Stelle gefolgert werden kann, dass Haplologie *keinen* oder schlicht *noch keinen* Einfluss auf die Negation im Verbletztsatz hat. Wobei es auch hier anzumerken gilt, dass die sechs Belege aus dem Oberdeutschen, die noch über die präverbale Negationspartikel (im Rahmen der diskontinuierlichen Strategie) verfügen, alle aus Verbletztsätzen (101) stammen (Schüler 2016: 98–99) und somit die Schwa-Tilgung (und damit auch Haplologie) bereits durchgeführt haben müssten.

(101) a. *wand wir eig\*\*\* insigels nit enhein*  
 weil wir eigenes Siegel NEG NEG=haben

CAO-Korpus 1068, Band 2, S. 373, Z. 34

b. *daz der Rorbeche des niht entæte*  
 dass der Rohrbecke das NEG NEG=täte

CAO-Korpus 1694, Band 3, S. 25, Z. 2

Diese Belege widersprechen auch dem *Neg-First-Prinzip*, nach dem die Negation möglichst früh im Satz platziert werden soll. Da sich in Verbletztsätzen die postverbale Negation *vor* der präverbalen befindet, ist die Setzung letzterer aus informationsstruktureller Perspektive redundant. Wäre dieses Prinzip tatsächlich von (hoher) Relevanz, stellt sich unweigerlich die Frage, wieso mehr als die Hälfte aller Belege Schülers diesem Aspekt widersprechen. Tabelle 15 gibt einen Überblick über die Negationsverhältnisse aufgeschlüsselt nach Verbstellung:

	diskontinuierliche Negation	postverbale Negation	gesamt
Verberstsätze	7 (9,9%)	52 (30%)	59 (23%)
Verbzweitsätze	12 (16,2%)	30 (16,1%)	42 (16,3%)
Verbletztsätze	51 (71,8%)	104 (55,9%)	155 (60,5%)
gesamt	71	186	256 (100%)

Tabelle 15: Negationen im Urkunden-Korpus nach Verbstellung (entnommen aus Schüler 2016: 99)

Schüler sieht ihre Daten selbst auch kritisch und stellt einen möglichen Einfluss der Textsorte (Rechtssprache) in den Raum. Nichtsdestotrotz widersprechen ihre Daten den bisherigen Annahmen von Jäger (2008) oder Pickl (2017), insbesondere was die Verbstellung und die (Nicht-)Existenz einer Phase II (und damit auch des *Jespersen-Zyklus*) anbelangt. Aus theoretischer Sicht stellt sich allerdings ein großes Problem: Es „fehlt eine plausible sprachtheoretische Begründung, warum *ne/en* sich länger in Verbletztsätzen halten sollte als in Verbzweit- oder Verberstsätzen“ (Schüler 2016: 99). Zusammen mit den Ergebnissen der Untersuchung auf Präfigierung der negierten Verben (Tabelle 13) deutet sich

jedoch an, dass Hertels (in Vorbereitung) phonologisch-motivierte Theorie, die einen Zusammenhang der Schwa-Tilgung und der Prosodie beinhaltet, nicht ganz abwegig und definitiv einer näheren Betrachtung würdig ist. Bisherige Daten liefern jedoch „einwandfreie Indizien“ (Schüler 2017: 22), dass die Urkundensprache des Westmitteldeutschen eine Sprache der Phase II des *Jespersen-Zyklus* darstellt – und ziehen damit die des Öfteren aufgestellte Behauptung, das Deutsche hätte keine stabile Phase II, in Zweifel. „Die Auswertung der Kölner und der weiteren wmd. Urkunden sprechen weiterhin für einen Abbau der präverbalen Partikel Richtung Westen bzw. Nordwesten des deutschen Sprachgebiets“ (Schüler 2017: 21). Ausgehend von Pickls (2017) Vermutung, die postverbale Negation habe sich vom Ostalemannischen aus verbreitet, zeigen auch Schülers (2016, 2017) Urkunden, dass der Einfluss des Sprachraums nicht geleugnet werden kann, und unterstreichen den hohen Stellenwert einer historisch-dialektologischen Untersuchung in Sachen Negation.

### 2.4.3.3 Zum Status der präverbalen Negationspartikel *ne*

Ein letztes (Rand-)Phänomen, welchem ich mich hier widmen möchte, stellt der Status der präverbalen Negationspartikel mhd. *ne/en* dar – vor allem auch deshalb, weil etwaige Interaktionen mit der anstehenden korpuslinguistischen Studie nicht ausgeschlossen werden können. Die Frage, mit der sich dieser Abschnitt beschäftigt, lautet: Was passiert mit der alten Negationspartikel, nachdem sie durch neue Formen verdrängt und ersetzt wurde? Diese Thematik wurde in den älteren Studien vernachlässigt, sodass mit Witzhausen (2019a, 2019b) erstmals umfangreiche Ergebnisse hierzu vorliegen. Bereits Breitbarth (2013b, 2014) bemerkt, dass *ne* nach Aufkommen des postverbalen Negationsmarkers *nicht* nicht direkt aus der Grammatik verschwindet. Vielmehr konstatiert sie einen „lexical split“ (Breitbarth 2014: 144), nach dem sich ein Exzeptivmarker *ne*<sub>2</sub> aus dem ursprünglichen Negationselement *ne*<sub>1</sub> entwickelte. Witzhausen (2019a: 2) beschreibt das exzeptiv und adversativ gebrauchte *ne/en* daher auch als „post-cyclic“, worunter sie „the use of the particle *ne/en* < *ni* ‚outside‘ of Jespersen’s cycle“, also ohne Verwendung zur Negation, versteht. Zur Erkenntnisgewinnung, dass die präverbale Partikel nicht direkt nach Erreichen der nächsten Stufe innerhalb des Zyklus ausstirbt, genügt eine Darstellung des exzeptiven Gebrauchs, weswegen ich Adversativ- und Konzessivsätze an dieser Stelle ausklammere und auf Witzhausen (2019a) verweise.

Grundsätzlich tritt das *post-zyklische ne* (als Exzeptivmarker) im Mittelniederdeutschen in zwei Formen auf: (i) als monoklausaler (102a) und (ii) zweigliedriger Exzeptivsatz (102b; beide nach Witzhausen 2019b: 2):

(102) a. *dhe scal ome sin wulle loen gheuen he ne hebbe it*  
 der soll ihm seinen gewünschten Lohn geben er NEG hätte es  
*uerboret mit bosheit*  
 verwirkt mit Frevel

Stader Stadtrecht (1279)

b. *dhe gift scal to recht stede wesen Jt ne si also daht dhe*  
 das Geschenk soll zu Recht gültig sein es NEG sei so dass die  
*nagesten vrint buten landes sint*  
 nächsten Angehörigen außer Landes sein

Stader Stadtrecht (1279)

Ohne näher auf die funktionelle Umwertung (Negation → Exzeption) einzugehen, fällt ein formeller Aspekt direkt ins Auge: „die alleinstehende präverbale Negationspartikel *ne/en*, in einer Zeit, in der Negation bereits in den meisten Kontexten mindestens zweigliedrig ausgedrückt wird“ (Witzenhausen 2019b: 2). Aus den zeitlich-räumlichen Umständen geht hier bereits hervor, dass es sich um ein erklärungsbedürftiges Phänomen handelt. Bezieht man die Semantik beziehungsweise Funktion der (ehemaligen) Negationspartikel mitein, kommt man unweigerlich zu dem Schluss, dass die beiden Sätze in (102) nicht als negiert interpretiert werden können. In Verbindung mit der Konjunktivmarkierung am finiten Verb liegt es nahe, diese (Teil-)Sätze als eine exzeptive Konstruktion zu analysieren, die im Neuhochdeutschen durch *es sei denn* eingeleitet werden. Wie Witzenhausen (2019b: 2) ebenfalls feststellt, fehlt – außer dem Konjunktiv – jegliches Anzeichen für eine Konditionalität oder Subjunktion, sodass sie, in Übereinstimmung mit Breitbarth (2014), davon ausgeht, dass *ne* sein Negationmerkmal (bei Breitbarth minimalistisch durch [iNeg] respektive [uNeg] implementiert) verloren hat. Die neue Funktion der post-zyklischen Partikel *ne* beschreibt Witzenhausen (2019b: 8) nun wie folgt: sie argumentiert, „dass ein Exzeptivoperator im Mnd. zwei Sätze Q und P koordiniert und dabei aussagt, dass Q nicht gilt, wenn P gilt.“ Tritt in einem komplexen Sachverhalt – bestehend aus dem Matrixsatz Q und dem subjunktiven Teilsatz P – die Proposition von Teilsatz P ein, wird der Hauptsatz Q negiert (siehe auch 103).

(103) Küchenutensilien sind auf biometrischen Passfotos untersagt (Q), es sei denn, es handelt sich um Nudelsiebe (P).

Als Hauptfunktion der Exzeptivmarker benennt Witzenhausen (2019b: 9) die Domänen-subtraktion; im Mittelniederdeutschen finden sich in dieser Funktion die (ehemalige) Negationspartikel *ne* sowie der Komparativmarker *denne*. Auch wenn durch die Markierung von Exzeption indirekt Negation ausgedrückt wird, muss eindeutig festgehalten werden, dass *ne* keine eigenständige Negationspartikel mehr darstellt. Declerck und Reed (2000:

206–207) sowie Witzhausen (2019b: 10) beschreiben, dass der vorhandene Negationsaspekt der Exzeptivkonstruktion lediglich impliziert wird, weshalb man (104a) auch als (104b) umformulieren kann und trotz der inhärenten negierenden Semantik eben keine eigenständige syntaktische Negation des Matrixsatzes darstellt. Weiterhin bestätigt die Unfähigkeit der Partikel *ne*, als Marker der Satznegation alleine aufzutreten, dass eben keine wahre Negationseigenschaft mehr vorliegt. Soll der jeweilige Satz negiert werden, *miss* zwangsläufig die postverbale Partikel auftreten – ansonsten ist die alte Partikel nicht lizenziert. Dies nehmen Witzhausen (2019a, b) und Breitbarth (2014) zum Anlass, einen Wandel in der Funktion von *ne* zu postulieren.

- (104) a. Ich gehe nicht ins Freibad, es sei denn, die Sonne scheint.  
 b. Ich gehe nicht ins Freibad, wenn die Sonne nicht scheint.

Anders als bei der Satznegation wirkt die Exzeptivkonstruktion nicht auf den Satz, in der die Partikel steht, sondern auf den übergeordneten Matrixsatz – in Anbetracht der fehlenden Lizenzierung im Exzeptivsatz nicht verwunderlich. Witzhausen (2019b) erklärt dies mit einem coverten Exzeptivoperator  $Op_{Ex}$ , der selbst ein interpretierbares Merkmal [iF] und die Komponente  $\neg$  enthält, und via *Agree* mit der (klitischen) Partikel *ne* in Verbindung tritt und sie so lizenziert. Abbildung 12 zeigt Witzhausens syntaktische Analyse anhand eines Syntax-Baums; der Pfeil stellt die *Agree*-Relation zwischen Operator und Partikel dar.

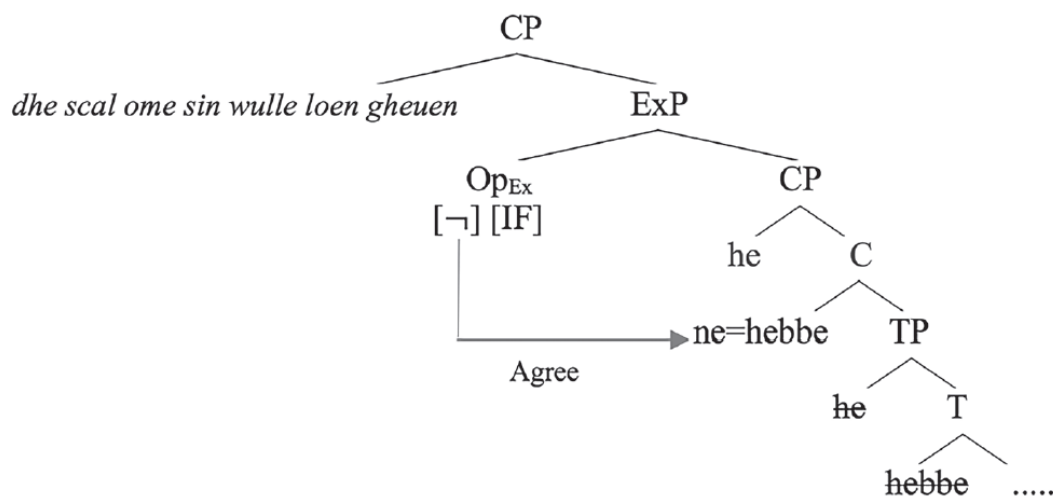


Abbildung 12: Syntaktische Lizenzierung der Exzeptivkonstruktion durch *Agree* (aus Witzhausen 2019b: 24)

Durch die hoch eingebettete Position des (coverten) Operators wird der Skopus der exzeptiven Bedeutungskomponente über den Matrixsatz gewährleistet – derselbe Mechanismus wie bei Koordination. Witzhausen (2019b: 23–24) verwendet ihre Struktur auch als Erklärungsansatz für besonders markierte Formen der parataktischen Negation im Mittel-

hochdeutschen wie (105), nur dass die alte Negationspartikel durch den negierten Matrixsatz lizenziert wird.

- (105) *Parzivâl des niht vergaz ern holte sînes bruoder*  
Parzival das NEG vergaß er=NEG holen3SG.KONJ.PRÄS seines Bruders  
*swert*  
Schwert

Parzival, zitiert nach Witzhausen (2019b: 23)

Es ist also davon auszugehen, dass die präverbale Negationspartikel nach dem Erreichen der Phase II des *Jespersen-Zyklus* nicht einfach abgebaut, sondern zum Exzeptivmarker umfunktioniert wurde. Witzhausen (2019a: 150) gibt dabei folgende Wandelhierarchie für die Negationspartikel(n) an:

- (106) negativ > exzeptiv > kontrastiv/adversativ > kontrastiv/kontextuell

Strukturell lässt sich dies durch die Lizenzierung eines coverten Exzeptivoperators  $Op_{Ex}$  erklären, der durch seine strukturelle Position den Skopus über den Matrixsatz gewährleistet. Bestätigung hierfür kommt durch Breitbarths (2014: 165–170, 172) Sample, in dem sich trotz fortschreitendem Negationswandel erst ein Verlust von exzeptiven *ne* zeigt, sobald sich eine neue exzeptive Konstruktion ausbildet – im Falle des Deutschen mit *dan* (in *es sei denn*). Durch das späte Einsetzen einer (mittel-)niederdeutschen Schreibtradition zeigen frühe Textzeugnisse bereits *ne* ausschließlich als Exzeptivmarker (168 von 168 bei Breitbarth 2014: 33).

Nun stellt sich die Frage, inwiefern der Status von *ne/en* für die vorliegende Untersuchung der Negation im *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* relevant sein könnte, da sich bisherige Untersuchungen auf das Niederdeutsche konzentrieren. Witzhausen (2019b) zieht starke Parallelen zum Mittelhochdeutschen und untersucht in Witzhausen (2019a) auch explizit das Schicksal der präverbalen Partikel im Mittelhochdeutschen und Mittelniederländischen. Auf das Deutsche bezogen schreibt sie:

„Das Mnd. und **noch stärker das Mhd.** sind somit Sprachen, die eine Mischform von komparativer und negativer Strategie zum Ausdruck von exzeptiver Semantik zeigen. Beide Partikeln *ne/en* sowie *denne* bilden aufgrund ihrer ursprünglichen negativen bzw. komparativen Semantik eine Quelle zum Ausdruck exzeptiver Semantik“ (Witzhausen 2019b: 26; Hervorhebung von D.H.).

Kurz gesagt: auch und vor allem im Mittelhochdeutschen spielt die exzeptive Bedeutung (beziehungsweise vielmehr ihre Umdeutung) der präverbalen Partikel eine große Rolle und wird sich mit großer Wahrscheinlichkeit auch bei der Untersuchung mittelhochdeutscher Korpora mit einer erhöhten Belegrate für *ne/en* zu Zeiten, in denen sie eigentlich

bereits geschwunden sein sollten, zeigen – es sei denn, man kann durch die jeweilige Abfragesprache nach der Funktion der Partikel filtern oder sie ist lexikalisch ausreichend differenziert ( $ne_1$  und  $ne_2$ ). Auch in der Gestalt einer exzeptiven Konstruktion zeigt sich eine hohe Variation, wie (107) entnommen werden kann (nach Witzenhausen 2019b: 26):

- (107) a. *den [līp] wil ich verliesen ...*  
 das [Leben] will ich verlieren
- b. *si=ne werde mīn wīb* (Hs. A, B und C)  
 sie=NEG werde meine Frau
- c. *si en werde danne mīn wīb* (Hs. D)  
 sie NEG werde DENNE meine Frau
- d. *si werde mīn wīb* (Hs. d)  
 sie werde meine Frau

,Das Leben will ich verlieren, es sei denn, sie wird meine Frau‘; Nibelungenlied, 326–327

Im Rahmen von Hertels Theorie wäre die fortschreitende phonologische Schwäche der Silbenstruktur und der letztliche Schwund von Schwa eine mögliche Erklärung, wieso die Partikel in (107d) schwindet. Da die Handschriften des *Nibelungenlieds* oberdeutschen Ursprungs sind und erst relativ spät angefertigt wurden, harmoniert dies mit der Chronologie des phonologischen Wandels ausgehend vom Ostalemannischen. Jedenfalls bescheinigt Witzenhausen (2019b: 26–27) der Partikel *ne/en* ein Auftreten bis zum Frühneuhochdeutschen hin; *denne* findet sich bis ins 20. Jahrhundert. Für die ehemalige Negationspartikel scheint ein Aussterben durch lautlichen Schwund – auch anhand der zeitlichen Rahmendaten – nicht gänzlich abwegig. Wichtig ist allerdings, dass Witzenhausens (2019b) Analyse nach eigener Aussage auch auf das Mittelhochdeutsche übertragbar ist und demnach ein aus traditioneller Sicht deutlich erhöhtes Auftreten von *ne* (ohne *niht*) nach dem Althochdeutschen vorhersagt.

Wie sehen Witzenhausens (2019a) Daten für das Mittelhochdeutsche nun aus? Sie untersucht sowohl die Daten des *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* als auch die Datenbank des *Mittelhochdeutschen Wörterbuchs* (MWB Online). Ich stelle lediglich ihre korpuslinguistische Studie vor; dies sollte genügen, um einen guten Überblick über das Mittelhochdeutsche zu gewinnen, zumal ihre Erkenntnisse großen Wert für meine eigene Korpusuntersuchung haben wird. Witzenhausen (2019a: 40–71) untersucht eine Stichprobe von 20% aller negierten Sätze des gesamten Referenzkorpus; dies entspricht 3929 Belegsätze, die aus 257 Texten stammen. Ohne postverbale Partikel verbleiben 1141 Belege, die wiederum in knapp 65% aller Fälle Negationskongruenz oder *noh* enthalten. Für ihre Untersuchung relevant sind demnach nur noch 401 Sätze, in denen *ne/en* alleine auftritt.

Diese Sätze hat Witzenhausen (2019a: 47) syntaktisch analysiert und semantisch interpretiert und kommt zu dem Schluss: „there are 225 clauses in which it marks sentential negation“. Demnach hat knapp jeder zweite Beleg, in dem keine weitere mit der Negation in Verbindung stehende Elemente auftreten, noch die ursprüngliche Bedeutung [+ Neg] – oder im minimalistischen Sinne [(i/u)Neg]. Tabelle 16 zeigt die diachrone Entwicklung der Frequenz von *ne/en* als Satznegation im Mittelhochdeutschen bei Witzenhausen (2019a).

	Negierte Sätze gesamt Anzahl	ursprüngliche Negationspartikel Anzahl	<i>ne/en</i> alleine Anteil
1000–1100	170	95	56%
um 1100	13	–	–
1100–1150	43	1	2,3%
1150–1200	95	5	5,2%
um 1200	504	30	6%
1200–1250	903	29	3,2%
1250–1300	660	17	2,6%
um 1300	410	38	9,3%
1300–1350	675	8	1,2%
1350–1400	255	2	0,7%
gesamt	3885	225	5,8%

Tabelle 16: Auftreten der präverbalen Partikel *ne/en* als Satznegation im Mittelhochdeutschen (nach Witzenhausen 2019a: 47)

Die Haupteckdaten, die im Wesentlichen mit Jäger (2008) und auch Hertel (in Vorbereitung) übereinstimmt, ist der drastische Rückgang von *ne* als Satznegator; ab dem 12. Jahrhundert handelt es sich hierbei nur noch um ein absolutes *Randphänomen*. Bis auf eine Ausnahme (*um 1300*) bewegen sich die Zahlen höchstens im Bereich von 1–5%. Demnach kann die präverbale Negationspartikel allein, also Phase I des *Jespersen-Zyklus*, vernachlässigt werden, da sie nur noch stark vereinzelt und vor allem nur noch in Kombination mit einigen wenigen Verben wie mhd. *wizzen* (108a) oder *ruohen* (108b) auftreten, wobei diese Verben bereits seit langem im Verdacht stehen, ältere Negationsformen länger zu erhalten (Witzenhausen 2019a: 48, Behaghel 1918).

(108) a. *Si en wiste ouch in den ziden Wi si ir kint gedegete*  
 sie NEG wusste auch in den Zeiten wie sie ihr Kind pflegte

Leben der heiligen Elisabeth (M305 V 4b V\_Elis–04944)

b. *en ruche dich Ich bin di warheit genant*  
 NEG Sorge dich ich bin die Wahrheit genannt

Passional (M326 V 5 V\_Pass–19,071); beide nach Witzenhausen (2019a: 48)

Hinsichtlich der Entwicklung in den einzelnen Sprachräumen bietet Witzenhausen (2019a: 47–48) keine konkret aufgeschlüsselten Zahlen, sondern nur normalisierte Frequenzen (pro 1000 negierte Sätze). Nach ihren Daten zeigen ihre beiden Sprachräume, Ober- und Mitteldeutsch, denselben Trend: eine drastische Abnahme von *ne/en* als Satznegator. Wobei es anzumerken gilt, dass das Mitteldeutsche etwas länger braucht, um die letzten Reste der Phase I abzubauen. Somit korrelieren Witzenhausens Daten mit allgemeinen phonologischen Tendenzen und nach eigener Anabe (Witzenhausen 2019a: 77) auch mit Schülers (2016, 2017) Daten zur Negation in der westmitteldeutschen Urkundensprache. Analog verhält es sich mit den Exzeptivausdrücken. *ne/en* wird bis zum Ende des Mittelhochdeutschen immer stärker abgebaut, durch *denne* verstärkt und letztlich vollständig verdrängt. Dieser Vorgang geht, wie Abbildung 13 verdeutlicht, im Oberdeutschen – insbesondere im Westoberdeutschen – am schnellsten, während das Mitteldeutsche – hier insbesondere das Westmitteldeutsche – sich restriktiv zeigt. Für die Untersuchung von *ne<sub>2</sub>* zog Witzenhausen (2019a) vor allem die Daten aus dem MWB heran; explizite Korpusdaten liegen nicht vor.

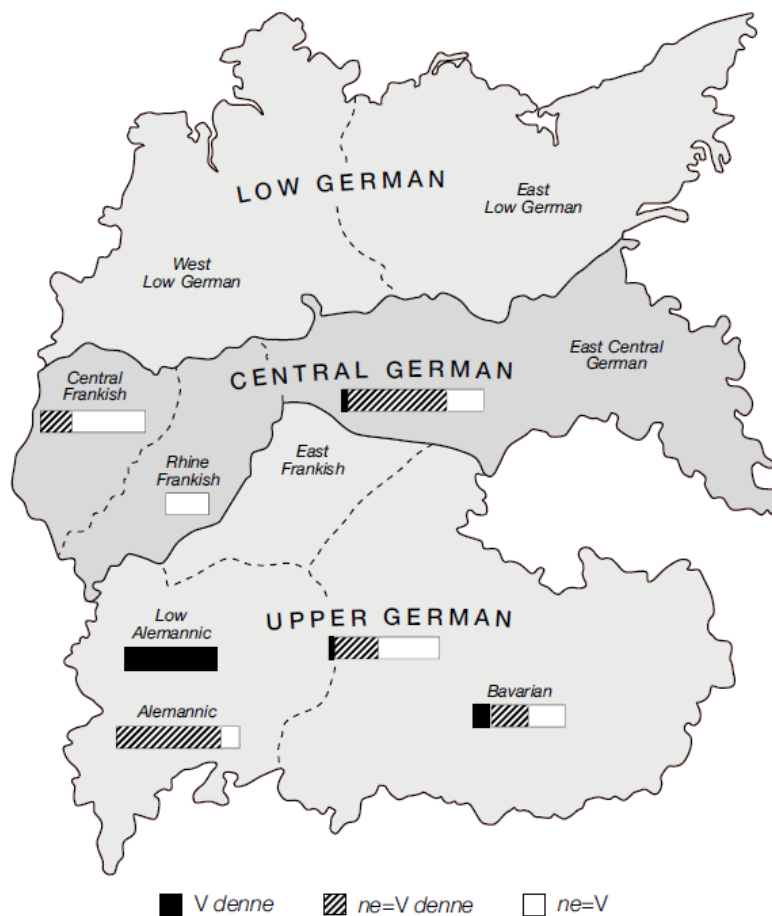


Abbildung 13: Exzeptivmarkierung im mittelhochdeutschen Sprachgebiet (entnommen aus Witzenhausen 2019a: 73)



Um die Erkenntnisse zum kategoriellen Status der präverbalen Partikel *ne/en* zusammenzufassen: Im Rahmen eines *lexical splits* entstand aus der (ehemaligen) Negationspartikel *ne*<sub>1</sub> die Exzeptivpartikel *ne*<sub>2</sub>, die durch eine funktionelle Umwandlung (NEG → EX) hervorging. Während die Negationspartikel *ne*<sub>1</sub> alleine nicht mehr zum Ausdruck von Negation fähig wurde und nur noch in Kombination mit der postverbalen Partikel *niht* syntaktisch lizenziert war, lebte *ne*<sub>2</sub> mit Funktion der Domänensubtraktion mindestens bis zum Ende des Mittelhochdeutschen weiter. Der vollständige Verlust von *ne*<sub>2</sub> wurde durch den Komparativmarker *denne* beschleunigt, den wir heute noch in Form von *es sei denn* haben. Was haben Witzenshausens (2019a, b) Untersuchungen nun für eine Auswirkung auf meine geplante Korpusuntersuchung? Es hat sich gezeigt, dass *ne* trotz fortschreitendem Negationswandel weiter auftritt, nur (fast) nicht mehr als Negationspartikel. Es muss darauf geachtet werden, beide Partikeln *ne*<sub>1</sub> und *ne*<sub>2</sub> auseinanderzuhalten. Weiterhin zeigen Witzenshausens Daten abermals, dass ein phonologisch-basierter Ansatz Aussicht auf Erfolg hat. Die Sonderrolle des Mitteldeutschen lässt sich mit bloßem syntaktischen Wissen nicht hinreichend erklären.

## 2.5 Resümee: Zielsetzung und neue Ausgangslage

Nach dem Vortragen der bisher untersuchten Faktoren und dem Vergleich bisheriger Studien ist es an der Zeit, die Ausgangslage neu zu bestimmen und eigene Hypothesen aufzustellen. Der wohl gewichtigste Punkt, den die Miteinbeziehung neuer Untersuchungen mit sich bringt, ist, dass mit der Analyse einzelner Texte wie bei Jäger (2008) oder eines großen Dialektgebiets (Oberdeutsch bei Pickl 2017) kein Rückschluss auf das gesamte Mittelhochdeutsche gezogen werden kann. Vielmehr zeigen die Untersuchungen Schülers (2016, 2017) und Witzenshausens (2019a, b), dass das (West-)Mitteldeutsche eine zentrale Rolle für die Widerlegung drastischer Aussagen, das Mittelhochdeutsche hätte zu keiner Zeit eine stabile Phase II aufgewiesen und damit den *Jespersen-Zyklus* nie durchlaufen hätte, spielt. Jägers (2008) Daten stammen aus der Hochphase des Mittelhochdeutschen, dem *klassischen* Mittelhochdeutschen mit höfischer Dichtung und Artusromanen, und weisen dementsprechend bereits einen Sprachstand, der knapp 200 Jahre nach Ende des Althochdeutschen (und dem Übergang in Phase II) liegt. Pickl (2017) fokussiert sich auf konzeptionell-mündliche Texte, konkret Predigten, die tendenziell eine fortschrittlichere Sprache, die nahe an der sprachlichen Wirklichkeit der einfachen Bevölkerung gewesen sein dürfte, und hat keine ausreichende Datengrundlage für den Dialekt (Ostalemannisch) zu der Zeit, in der er die Phase II vermutet. Dabei zeigen Untersuchungen eng verwandter Varietäten, insbesondere Breitbarths (2014) statistisch belastbare Studien zum Niederdeutschen, dass der Herkunftsort des Schreibers einen signifikanten Einfluss auf die verwendete Negationsstruktur hat, was Hertel (in Vorbereitung) ebenfalls annimmt und in Schüler (2016, 2017) bereits nachgewiesen hat. Zudem stellt sich die Frage nach dem

Auslöser des Negationswandels sowie den Faktoren, die sich auf die Geschwindigkeit der Veränderungen in der Syntax auswirken. Jäger (2008) argumentiert mit den Positionen innerhalb der NegP, doch bleibt im Übrigen wenig konkret. Breitbarth (2013b, 2014) hingegen nimmt die minimalistischen Negationselemente zum Anlass und konstatiert eine Dysbalance der präverbalen Partikel von interpretierbar [iNeg] zu uninterpretierbar [uNeg] – mit der Folge, dass ein abstrakter, coverter Negationsoperator  $Op_{\neg}$  auftreten musste. Um diesen Störfaktor zu eliminieren, wurde eine neue Negationspartikel *nicht* (aus ahd. *ni io uuht*) geschaffen und grammatikalisiert. Diese syntaktisch-semantischen Aspekte scheinen für das Niederdeutsche plausibel, doch hat bisher niemand eine Übertragung auf das Hochdeutsche angefertigt. Da sich die Negation (mit zeitlichem Unterschied und leicht abweichender Partikel im Schwäbischen) vor allem im Westgermanischen so einheitlich entwickelt hat, muss ein gemeinsamer Vorgang mit gemeinsamem Auslöser hierfür verantwortlich sein. Hertel (in Vorbereitung) und Szczepaniak (2010) gehen daher davon aus, dass eine phonologische Ursache zumindest mitverantwortlich ist, und zwar die in allen westgermanischen Dialekten durchgeführten Prozesse rund um Nebensilbenabschwächung und letztlich Schwa-Tilgung. Die Korrelation der Vollendung der Schwa-Tilgung mit dem Übergang in Phase III des Negationszyklus spricht sehr stark dafür, die These *Phonologie als Motor des Jespersen-Zyklus* zumindest zu überprüfen.

### **Hypothese: Phonologie als Motor des Jespersen-Zyklus**

Diese korpuslinguistische Studie hat das Ziel, die Entwicklung der Negation, insbesondere die für das Mittelhochdeutsche *charakteristische* diskontinuierliche Negation *ne ... niht*, zu beleuchten und dabei vor allem die Auswirkungen dreier Kernbereiche zu untersuchen: (i) die diachon-diatopische Komponente, (ii) morphosyntaktische und (iii) phonologische Aspekte. Unter der Ausgangshypothese, die Phonologie sei maßgeblich an der Veränderung bei der Negation (als *Jespersen-Zyklus* bekannt) beteiligt, hängen (i) und (iii) stark zusammen: Die phonologischen Entwicklungen geschehen nicht von heute auf morgen, sondern brauchen insbesondere im Mitteldeutschen bis zum Frühneuhochdeutschen, um Schwa im Auslaut endgültig zu tilgen. Dementsprechend sollte sich auch diatopisch ein signifikanter Unterschied zwischen den vier großen Dialektregionen West- und Ostoberdeutsch sowie West- und Ostmitteldeutsche zeigen.

Neben der Schwa-Tilgung gibt es noch weitere Aspekte, bei denen sich die Auswirkungen der Phonologie und damit auch ihren Einfluss bemerkbar machen sollte. Hierunter fallen beispielsweise die lautliche (beziehungsweise graphematische, hierzu Kapitel 3.3.) Gestalt der präverbalen Partikel: *ne* ist eine deutlich ältere Form, während *en* oder *n* bereits abgeschwächt und somit jünger sind. Mit zunehmender Jahreszahl sollte sich die phonetische Form von *ne* immer weiter abschwächen, sodass letztlich nur noch die jüngeren Formen zu finden sein werden. Mit der Festigung des Trochäus als Intonationsmuster und der Ausbildung des phonologischen Wortes (Szczepaniak 2007) wird es aus einer

phonologietheoretischer Sicht immer schwieriger für die Partikel, sich in die Metrik einzufinden, zumal es selbst als abgeschwächte Schwa-haltige Partikel auf eine Basis (oder *Host*) angewiesen ist. Diese Einbettung in ein bereits bestehendes phonologisches Wort gestaltet sich im Anlaut deutlich schwieriger, da sich so automatisch ein Jambus bildet, sodass sich die Kliserichtung von *enklitisch* (Althochdeutsch) zu *proklitisch* ändern sollte, wie sowohl Hertel (in Vorbereitung) als auch Szczepaniak (2010) vermuten. Daher schließe ich die Kliserichtung der präverbalen Partikel in die zu untersuchenden Faktoren mit ein.

Ein weiterer Phänomenkomplex umfasst die Morphosyntax, in Verbindung mit der phonologisch-motivierten Wandelhypothese vor allem die Verbstellung. Ist die Enklise prosodisch schwierig oder schlicht dispräferiert, sollte sich ein drastischer Rückgang in Verberstsätzen feststellen lassen, da sich hier keine vorangehende Basis findet, an die sich *ne* anlehnen könnte. Aus generativer Perspektive stellt dies auch ein erhebliches Problem für den Spracherwerb dar, da die erste Silbe unbetont nur schwer zu erlernen ist (Gerken 1996, Breitbarth 2014: 50). Des Weiteren wurden im Laufe der Zeit, sowohl bei Jäger (2008) aber auch historisch bei Behaghel (1918), andere Vermutungen die Verbklasse betreffend geäußert. Einerseits scheinen morphologisch komplexe Verben (präfigiert wie *bekommen* oder Partizipien) eine Tendenz zur postverbalen Negation mit *nicht* zu haben. Im Rahmen von Hertels (in Vorbereitung) Theorie lässt sich dies wieder mit suprasegmental-phonologischen Aspekten erklären. Präfigierte Verben (96) widersprechen ohnehin dem sich immer weiter festigenden Trochäus; tritt nun eine weitere reduzierte Silbe wie /nə/ auf, verschlechtert sich die Prosodie noch stärker. Andererseits stellt die Verbklasse (Vollverben versus Auxiliare) wohl einen weiteren Einflussfaktor dar. So stellt Breitbarth (2014: 51–52) in ihren Daten zum Mittelniederdeutschen einen signifikanten Einfluss von Hilfs- gegenüber Vollverben fest; ein Aspekt, den auch Hertel (in Vorbereitung) aufgreift. Wie sie jedoch ausführt, liegt bisher noch keine Erklärung hierfür fest, außer, dass Vollverben (insbesondere die *Spezialverben* wie mhd. *wizzen*) wohl eher zu festen Fügungen erstarren.

Um die Untersuchungsfaktoren meiner Korpusstudie zusammenzufassen: Im Rahmen einer phonologisch motivierten Wandeltheorie werden zeitliche und dialektologische Aspekte (Abschnitt 4.2) untersucht. Grammatische Kernbereiche sind vor allem phonologische Phänomene wie Kliserichtung und phonetische Schwächung von *ne* (4.4) und die mit der Prosodie in Verbindung stehenden morphosyntaktischen Punkte Verbklasse und Wortstellung (4.3). Da die hier aufgestellte Hypothese unabhängig von einem spezifischen grammatiktheoretischen Framework verwendet werden kann, fallen etwaige Evidenzprobleme, die ein Anhänger der *Projektiven Grammatik* (Haider 1993, 2010) der Arbeit Breitbarths (2013b, 2014) vorhalten könnte, weg – Hertels (in Vorbereitung) Theorie versteht sich selbst lediglich als Teil einer deskriptiven Grammatik und beinhaltet folglich keine abstrakten oder coverten (Negations-)Operatoren.

### 3 Methodenübersicht und Datengrundlage

Da es sich bei der vorliegenden Arbeit um eine empirische Studie handelt, ist es von großer Bedeutung, auch die angewendeten Methoden und die Datengrundlage zu thematisieren sowie deren Auswahl zu diskutieren. So soll nicht nur Transparenz geschaffen und die Reproduzierbarkeit gewährleistet werden; vielmehr sollen mein Vorgehen und meine Arbeitsweise verständlich und nachvollziehbar dargelegt werden. Dies geschieht nicht nur aus eigenem Interesse, sondern auch um Anreize für eventuell erforderliche Nachfolgestudien zu schaffen und meine Erhebung von bisherigen Arbeiten wie Jäger (2008) und Pickl (2017) abzugrenzen und deren methodologische Schwächen auszugleichen.

Im Folgenden werde ich drei methodologische Aspekte näher beleuchten: (i) die Auswahl der Daten für das Mittelhochdeutsche: Hier bieten sich diverse Quellen an, die alle sowohl Vor- als auch Nachteile haben und nicht per se ausgewählt oder ausgeschlossen werden können. (ii) historische Dialektologie: Da es sich bei dem Mittelhochdeutschen um keine lebendige Sprache, sondern um eine historische Sprachstufe handelt, kann nicht wie bei einer Dialektstudie der heutigen Mundarten verfahren werden. Wichtig ist es jedoch, die diatopische Variation auch bei diachronen Phänomenen miteinzubeziehen, da sich – wie Schüler (2016, 2017) und Breitbarth (2013a, 2014) zeigen – teils gravierende Unterschiede feststellen lassen. (iii) graphematische Hinweise auf die Phonologie des Mittelhochdeutschen: Für diachrone Sprachstufen liegen bekanntermaßen keine Audio-Aufnahmen vor, sodass nur Rückschlüsse auf die vermutliche Phonologie der jeweiligen Sprache gezogen werden können. Für die untersuchten Aspekte bietet sich die Graphematik an, vor allem die Schreibung der präverbalen Partikel *ne*.

#### 3.1 Datenquellen für das Mittelhochdeutsche

Zunächst werde ich potenzielle Datenquellen für das Mittelhochdeutsche besprechen und die letztlich getroffene Wahl für das *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (Klein et al. 2016) erläutern. Da das Mittelhochdeutsche eine historische Varietät des Deutschen ist und spätestens seit 1350 allmählich in das Frühneuhochdeutsche übergegangen ist, fällt eine direkte Erhebung von Sprachdaten mithilfe von Muttersprachlern außerhalb des Möglichen; die Revitalisierung einer neuen Generation von Muttersprachlern des Mittelhochdeutschen dürfte nicht zuletzt auch aus ethischen Gründen ein vergebliches Unterfangen sein. Das Datenmaterial, welches den historischen Sprachwissenschaftlern zur Verfügung steht, ist demnach ausschließlich als schriftliches Zeugnis überliefert, was aufgrund der fehlenden Standardisierung der Schriftsprache und der mangelnden Eignung des (frühen) lateinischen Alphabets zur präzisen Weitergabe einer deutschen (oder auch allgemein einer germanischen) Phonologie zu Problemen führen kann (siehe zum Beispiel Elmentaler 2018: 55–57). Präziser beschreibt Maas (2011: 15) das lateinische Alphabet auch für die

(korrekte) Wiedergabe des Lateinischen bereits als „unterspezifiziert“. Die Graphematik als Anhaltspunkt für die Phonologie sowie weitere schreibsprachliche Aspekte werden in Abschnitt 3.3 ausführlich behandelt.

Für die Untersuchung der diskontinuierlichen Negation bieten sich drei Komplexe von Datenmaterial an: (i) Urkunden, insbesondere das *Corpus altdeutscher Originalurkunden* (CAO) (Wilhelm et al. 1932–2004), (ii) einzelne Texte oder der Fokus auf eine einzelne Textsorte und (iii) das seit 2017 öffentlich zugängliche *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (ReM), welches die gesamte Zeitspanne sowie die vier großen Dialektareale berücksichtigt. Im Folgenden sollen alle drei Optionen vorgestellt und diskutiert werden. Da meine Entscheidung für das ReM bereits in den vorherigen Abschnitten ersichtlich geworden ist, liegt der Fokus stärker auf der Begründung *für* diese Methode als auf der Entscheidung *gegen* die anderen.

### 3.1.1 Urkunden: das *Corpus der altdeutschen Originalurkunden* (CAO)

Die erste der drei Optionen, die für eine syntaktische Untersuchung des Mittelhochdeutschen zur Verfügung stehen, sind Urkunden, speziell das CAO (Wilhelm et al. 1932–2004). Dabei stellen Urkunden eine besondere Art von Sprachzeugnissen dar; sie unterscheiden sich sowohl in ihrer Funktion als auch in ihrem Aufbau und der verwendeten Sprache – der letzte Punkt wird umso deutlicher, wenn man sich vor Augen führt, dass die Arbeit mit (mittelhochdeutschen) Urkunden zwingend das *Wörterbuch zur mittelhochdeutschen Urkundensprache* (WMU) (Kirschstein et al. 1991–2010) voraussetzt. Schüler (2016: 95) beschreibt das Wesen der mittelalterlichen Urkunden wie folgt:

„Als rechtsgültige Schriftstücke in Form von Vereinbarungen, Verträgen, Ordnungen usw. thematisieren sie die unterschiedlichsten Sachverhalte, wie sie in der damaligen Zeit für etliche Bevölkerungsschichten Relevanz gehabt haben: Die Vergabe von Lebensmitteln, Grundstückansprüche oder -schenkungen und Regelungen [sic!] zum Arbeitsalltag einer bestimmten Berufsgruppe sind nur einige Beispiele, die hier genannt werden sollen.“

Ein sehr großer Vorteil dieser Rechtstexte ist, dass sie in jeder größeren Stadt angefertigt worden sind. Ob es nun Landschaftsansprüche, Bekanntmachungen oder schlichte Mitteilungen der Obrigkeit sind, Urkunden sind aus dem gesamten mittelhochdeutschen Sprachgebiet überliefert – jedoch nicht aus jeder Stadt und auch nicht sonderlich ausgewogen. Im CAO liegt folgender Stand vor: Mehr als 90% sind oberdeutschen Ursprungs und knapp 85% entstammen den letzten zwei Jahrhunderten des 13. Jahrhunderts, sprich 1280–1300 (Schüler 2016: 95). Dennoch ist eine Untersuchung des Mitteldeutschen auch mithilfe der Urkunden möglich, wie Hertel (in Vorbereitung) respektive Schüler (2016, 2017) beweist. Dafür lässt sich allerdings kein gesamt-diachrones Bild zeichnen, sondern lediglich ein Ausschnitt innerhalb des 13. Jahrhunderts mit starkem Fokus auf das letzte

Viertel. Auch wenn die Schreibung und die Sprache zu dieser Zeit (noch) nicht normiert sind, das Aussehen und der Aufbau der Urkunden sind es schon. Schulze (2011: 40) fasst den Charakter der Urkunden als „formularisch strukturierte beglaubigte Rechtsdokumente“ zusammen, die stets denselben Ablauf aufweisen. Von Brandt (1998: 32, zitiert nach Boonen 2010: 21) spricht auch von einem „unter Beobachtung bestimmter Formen ausgefertigtes und beglaubigtes Schriftstück über Vorgänge von rechtserheblicher Natur“. Nach Boonen (2010: 32), auf der die nachfolgende Darstellung basiert, ist eine Einteilung der Urkunden in drei Teile üblich: (i) *Protokoll*, (ii) *Kontext* und (iii) *Eschatokoll*, welche wiederum mehrere Elemente beinhalten – wobei nicht jede Urkunde jedes Subelement enthalten muss, um diese zu validieren.

- **Protokoll:**

- *Invocatio*: Anrufung Gottes
- *Intitulatio*: Identität des Urkundenausstellers
- *Inscriptio*: Adressat, an den die Urkunde gerichtet ist
- *Salutatio*: Grußformel

- **Kontext:**

- *Arenga*: allgemeine redensartige Begründung
- *Notificatio*: Bekanntmachung, auch *Promulgatio* oder *Publicatio*
- *Narratio*: Umstände und Vorgeschichte
- *Dispositio*: konkrete Transaktion
- *Sanctio*: Poenformel, Androhung von Strafe
- *Corroboratio*: Ankündigung der Beglaubigungsmittel

- **Eschatokoll:**

- *Subscriptio*: Zeugenliste, Unterschriften der Zeugen
- *Recognitio*: Kanzleiunterschrift
- *Datatio*: Datierung
- *Apprecatio*: Segenswunsch

Da sich diese Arbeit im Weiteren nicht genauer mit Urkunden als solches beschäftigt – die Urkunden, die im ReM angetroffen werden, ausgenommen –, wird auf eine weitere Erläuterung der einzelnen Bestandteile verzichtet. Für eine detaillierte Übersicht ist auf Schulze (2011) und Boonen (2010: 33–39) zu verweisen. Auch wenn der Aufbau der

Urkunden einem gewissen Schema folgen, so können sie nicht nur hinsichtlich des Vorliegens/Fehlens einzelner Merkmale voneinander abweichen, sondern auch in der konkreten Gestalt dieser. Ein Beispiel hierfür ist die *Datatio*, welche systematisch von de Boor (1975) untersucht wurde.

Einen besonderen Reiz als Datenquelle für die historische Sprachwissenschaft haben die Urkunden durch das CAO, da sie so zusammengetragen und (bis zu einem gewissen Grad) durchsuchbar sind. Das CAO geht zurück auf Wilhelm Friedrich, der als Kritiker des normalisierten Mittelhochdeutsch „ein unverfälschtes schreibgeschichtliches Bild des Mittelhochdeutschen“ (Schulze 2011: 17) zeichnen wollte. Hierfür durchsuchte er ab 1907 Archive im Deutschen Reich, Österreich und der Schweiz mit dem Ziel, diese möglichst originalgetreu der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen (siehe auch Schüler 2016: 94–96). Das CAO, welches durch das Kompetenzzentrum der Universität Trier digitalisiert und kostenfrei zugänglich gemacht wurde, enthält 4422 Urkunden aus dem 13. Jahrhundert, also in mittelhochdeutscher Sprache verfasst. Ein sehr großer Vorteil der Urkunden ist die fast immer präzise mögliche Rückdatierung und Verortung der Urkunden, nicht zuletzt durch die *Datatio* und eventuell anwesende oder erwähnte Personen. Tabelle 17 gibt einen (zeitlichen) Überblick über die im CAO verfügbaren Urkunden.

Vor 1280	1280–1289	1290–1299	Insgesamt
621	1095	2901	4617

Tabelle 17: Im CAO verfügbare Urkunden nach Zeit (entnommen aus Ganslmayer 2009: 40)

Wie bereits angesprochen, entstammt der absolute Großteil aller Urkunden aus dem oberdeutschen Sprachraum, sodass nur etwa 10% der Dokumente in mitteldeutschen Dialekten verfasst sind. Zusammen mit der Begrenzung auf das 13. Jahrhundert verhindert dies, dass das CAO für eine Untersuchung des Mittelhochdeutschen in seiner zeitlichen und räumlichen Gänze herangezogen wird. Des Weiteren wird für die Arbeit mit Urkunden (mehr oder weniger) zwingend das dreiteilige (mit dem Schreibortverzeichnis sogar vierteilige) WMU benötigt, was den Arbeitsprozess verkompliziert und auch teuer werden lässt. Ein letzter Punkt, der gegen die Verwendung des CAOs spricht, ist die Tatsache, dass es bereits für die Untersuchung des Negationswandels herangezogen wurde und immer noch wird. Hertel (in Vorbereitung) stützt ihre Studie über den Einfluss der Phonologie, welche ich adaptiere, auf Urkunden aus dem CAO. Erste Ergebnisse ihrer Arbeit (Schüler 2016, 2017) zeigen, dass trotz der geringen Anzahl (west-)mitteldeutscher Urkunden dennoch gute Ergebnisse für diese Dialektregionen erzielt werden können und sich Urkunden generell auch für die historische Syntaxforschung eignen. Zusätzlich existiert bisher noch unpubliziertes Material von Oliver Schallert (München) und Carsten Becker (Marburg) auf Basis des CAOs, welches ebenfalls die Negation berücksichtigt. Daher erscheint es als keine zu präferierende Strategie, abermals ausschließlich Urkunden heranzuziehen. Da

sich jedoch mehrere Bündel von Urkunden in den Textgruppierungen des ReMs befinden, werden sie nicht vollkommen außer Acht gelassen. Wie bei der Betrachtung der nächsten Option, den Einzeltexten und -textsorten, zu sehen sein wird, ist es meiner Ansicht nach ohnehin problematisch, nur eine einzelne Art von Texten für eine gesamte Sprachstufe sprechen zu lassen, sofern zumindest eine größere Vielfalt an Sprachzeugnissen existiert – wie es beispielsweise für das Gotische nicht der Fall ist.

### 3.1.2 Sprachdenkmäler und Predigten – einzelne Texte und Textsorten

Eine weitere potenzielle Datenquelle für das Mittelhochdeutsche stellen einzelne Sprachdenkmäler sowie die Untersuchung einer einzelnen Textsorte dar – sprich: man konzentriert sich auf eine überschaubare Auswahl vorher auserkorener Zeugnisse respektive eine Textgattung. In Sachen Negation stellt diese Variante wohl die am weitesten verbreitete Option dar: Zurückgehend auf Behagel (1918) mit der *Wiener Genesis* über Gärtner (1977), der sich auf den *Willehalm* konzentriert, dabei jedoch wenigstens mehrere Handschriften (aus unterschiedlichen Zeit- und Sprachräumen) berücksichtigt hat, bis hin zu rezenten Studien wie Pickl (2017) und Jäger (2008). Die Analyse von Urkunden, beispielsweise mithilfe des CAOs, fällt theoretisch auch in dieses Gebiet – Sprachwissenschaftler wie Schüler (2016, 2017) beziehungsweise Hertel (in Vorbereitung) beschränken sich bei den Urkunden auch auf eine Textsorte (wenn auch diverse Subgenres unterschieden werden können) –, wird aufgrund der Sonderstellung, dank derer ich dieser Methodik ein eigenes Unterkapitel gewidmet habe, ausgeklammert. Eine derartige empirische Strategie kommt jedoch nicht ohne Nachteile aus; im Folgenden sollen Vor- und Nachteile vorgestellt und diskutiert werden, woraus sich meine Entscheidung gegen Einzeltexte (und -textsorten) ableitet.

Ein großer Vorteil einer Analyse einzelner Texte ist, dass diese systematisch erschlossen werden können, während umfangreicheres Datenmaterial wohl kaum exhaustiv untersuchbar ist. Ferner kann der Faktor Textsorte beziehungsweise Idiolekt des Schreibers vernachlässigt werden; da keine anderen Texte respektive Textsorten untersucht werden, müssen eventuell auftretende Unterschiede nicht erläutert werden. Sofern man seine Arbeit jedoch wirklich nur auf Einzeltexte (wie beispielsweise Jäger 2008) beschränkt, können zweifelsohne keine Rückschlüsse auf die gesamte Sprachperiode des Mittelhochdeutschen (und auch seiner diatopischen Dimension) gewonnen werden. Dabei zeigt gerade die Arbeit Gärtners (1977), wie sehr sich die Handschriften einer einzelnen Vorlage – abhängig vom Zeitpunkt der Anfertigung und dem (Geburts- oder Schaffens-)Ort des Schreibers – unterscheiden können. Dies ist wohl auch der größte Kritikpunkt an der Arbeit Jägers (2008): Ihr mittelhochdeutsches Sample besteht lediglich aus drei einzelnen Texten, die zwar aus drei verschiedenen Dialektregionen stammen (Ostoberdeutsch, (nur in Einzelbildern der Handschriften B und C des Nibelungenlieds) Westoberdeutsch und vermutlich Westmitteldeutsch), allerdings alle zeitlich etwa gleich verortet werden kön-



nen, und zwar in das *klassische Mittelhochdeutsch*. Dies hat besonders große Auswirkungen auf das von ihr untersuchte Phänomen der Negation, von der bekannt ist, dass sie sich vom Ende des Alt- bis zur Mitte/zum Ende des Mittelhochdeutschen gravierend verändert. Demnach können derartige Studien nur eine Momentaufnahme einer oder höchstens zweier Sprechergenerationen darstellen, was für die Erfassung von Wandelphänomenen wohl zu kurz gegriffen sein dürfte – gerade auch in Anbetracht dessen, dass das Mittelhochdeutsche deutlich besser belegt ist als das vorangegangene Althochdeutsche. Tabelle 18 zeigt Jägers (2008) Sample für das Mittelhochdeutsche; die Datierungen entstammen dabei ihren eigenen Angaben (Jäger 2008: 8):

	<b>Prosalancelot</b>	<b>Berthold von Regensburg</b>	<b>Nibelungenlied A</b>
<b>Datierung</b>	vor 1250	ca. 1275	1190–1200
<b>Dialektregion</b>	Mitteldeutsch (Niederfränkisch)	(Mittel-)Bairisch	Südbairisch

Tabelle 18: Von Jäger (2008) ausgewählte Texte des Mittelhochdeutschen

Zur Verteidigung der Methoden Jägers muss jedoch angemerkt werden, dass moderne, elektronisch durchsuchbare Korpora für die historischen Sprachstufen des Deutschen (wie das ReM) zu damaliger Zeit nicht zur Verfügung standen und man zwangsläufig Texte händisch durchsuchen musste. Daher ist ihre Arbeit für die Zeit vor der modernen Korpuslinguistik als wegweisend für die historische Negations- und Syntaxforschung hervorzuheben. Mit den heute verfügbaren Methoden kann und sollte auf eine (händische) Analyse eines oder mehrerer Einzeltexte(s) jedoch verzichtet werden, sofern nicht der Idiolekt eines einzelnen Schreibers, sondern ein Gesamtbild des Mittelhochdeutschen im Fokus der Untersuchung steht. Da aber ein solches gesamt-diachrones und gesamt-diatopisches Bild zum Ziel meiner Arbeit erklärt worden ist, muss die Strategie der Einzeltexte an dieser Stelle verworfen werden.

Daneben existiert noch die Möglichkeit, keine einzelnen Texte zu analysieren, sondern sich auf eine gemeinsame Textsorte zu stützen. Eine rezente Beispielstudie hierfür stellt die Arbeit Pickls (2017) dar. Wie bereits bei der Metaanalyse neuer Untersuchungen zur Negationsentwicklung von mir vorgetragen, birgt die Vernachlässigung einer gattungsübergreifenden Arbeitsweise vor allem ein großes Risiko – insbesondere dann, wenn es sich um konzeptionell-mündliche Texte wie Predigten handelt. Tendenziell hat jede Textsorte isoliert betrachtet ihre Eigenheiten, die sich (zum Teil massiv) auf die (Satz-)Negation auswirken können. Sprachzeugnisse, die an eine gewisse Metrik gebunden sind oder allgemein in Versform verfasst sind, können die präverbale Negationspartikel immer dann hinzufügen oder aber auch entfernen, wenn jeweils noch eine weitere (unbetone) Silbe benötigt oder getilgt werden muss; bei Verstexten stellt sich die Frage, ob die Negationspartikel bei Texten, die über eine Versgrenze hinausgehen, nicht trotz grammatischer Redundanz eingefügt wird, um in beiden Textzeilen den negativen Aspekt zu kennzeichnen. Epische Texte und höfische Romane neigen eher zu einer archaisch-stilistischen

Sprache, die wohl eher als konservativ charakterisiert werden kann, die die diskontinuierliche Negation künstlich am Leben erhalten könnten. Dasselbe gilt selbstverständlich für die Verwendung *editierter Texte*, da man bei diesen Ausgaben stets der Willkür des Editors unterworfen ist – man bekommt das Mittelhochdeutsch zu Augen, welches der Herausgeber als *schön* oder *klassisch* betrachtet. Dasselbe gilt weiter für die von Pickl (2017) untersuchten Predigten. Hierbei handelt es sich, wie eingangs angesprochen, um konzeptionell-mündliche Texte: trotz schriftlicher Gestalt orientieren sie sich an einem mündlichen Sprachgebrauch der einfachen Bevölkerung. Ein möglicher Vorteil dessen ist, dass man mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Mittelhochdeutsch der (zu dieser Zeit stattfindenden) Gegenwart antrifft. Für die Negation hat sich dies bei Pickl aus meiner Sicht jedoch als erheblicher Nachteil erwiesen: Pickl (2017) und Jäger (2008) konstatieren eine nur äußerst kurze und nicht sonderlich stabile Phase II des *Jespersen-Zyklus*. Kombiniert man diese Ansicht nun mit der Textsorte Predigt, so erhält man auch die erwünscht niedrige Frequenz älterer Formen zugunsten der modernen, neuen Formen, da die gesprochene Sprache deutlich weniger konservierend wirkt als das geschriebene Wort. Pickl (2017: 19) ist sich dieser Tatsache bewusst und hat diese Textsorte exakt deswegen ausgewählt, denn der schriftliche Archaismus „stellt eine zusätzliche Motivation dar, bei der Auswahl der Untersuchungstexte auf eine der Mündlichkeit nahestehende, nicht-literarische Textsorte zu setzen, was im vorliegenden Fall in Form von Predigten geschieht“. Im Normalfall ist dieses Vorgehen löblich und sollte immer Einfluss auf die Wahl der Datenbasis haben; für die Untersuchung des Negationswandels sollte jedoch auf eine ausschließliche Verwendung mündlicher Texte nach Möglichkeit verzichtet werden. Nicht zuletzt auch deshalb, da der Beginn von Phase II in der Zeit zwischen Alt- und Mittelhochdeutsch verortet wird und hier nur wenige Überlieferung zur Verfügung stehen. Verwendet man nun ausschließlich progressive, dem gesprochenen Wort nahestehende Textzeugnisse, beschleunigt man die Wandelprozesse noch stärker, zumal – wie Pickl selbst beschreibt – nur wenige Urkunden aus dem frühen Mittelhochdeutschen (vor 1150) zur Verfügung stehen und falls doch, dann ausschließlich aus dem Ostoberdeutschen – eine Dialektregion, die die diskontinuierliche Negation frühzeitig abgelegt hat. Pickl (2017: 21) vermutet daher auch, dass in den Zeiten, die er nicht oder nur sehr eingeschränkt untersuchen kann, die diskontinuierliche Negation mit *ne ... niht* die Vorherrschaft inne hatte: „somit könnte man durchaus annehmen, dass a) im Bairischen *ne + nicht* bereits im Zeitraum 1000–1050 dominant war, und dass b) im Alemannischen nach 1050 eine – mit unseren Daten [Predigten; D.H.] nicht greifbare – Dominanzphase für *ne + nicht* folgte, die immerhin zwischen 1150 und 1250 noch ansatzweise greifbar ist“. Wäre die Datengrundlage in Bezug auf die Textsorte ausgeglichener, könnten Pickls Aussagen validiert werden.

Um die Diskussion hinsichtlich Variante II, der Fokus auf einzelne Texte und Textsorten, zusammenzufassen: Während in der prä-korpuslinguistischen Ära zwangsläufig Einzeltexten per Hand durchsucht werden mussten, stehen heute, zum Beispiel mit dem *Refe-*

*renzkorpus Mittelhochdeutsch* oder aber auch dem Althochdeutsch-Korpus *Deutsch Diachron Digital* (DDD) Werkzeuge zur Verfügung, die die systematische Erhebung historischer Sprachdaten aus sehr vielen Texten und unterschiedlichen Textsorten ermöglichen. Ein Verzicht auf eine ausgeglichene Datenbasis kann zu erheblichen Problemen führen, wobei insbesondere die Rückständigkeit respektive Progressivität gewisser Textsorten (Versepen versus Predigten) und der (metrische oder stilistische) Einfluss von versbasierten Sprachdenkmälern und archaischen Erzählungen als Problemfälle hervorzuheben sind. Eine zu geringe Anzahl von Textzeugnissen kann ferner zu einer fehlenden diachronen und diatopischen Perspektive führen, wie es beispielsweise bei Jäger (2008) der Fall ist. Dabei zeigen neueste Forschungen wie die von Hertel (in Vorbereitung)/Schüler (2016, 2017) eben eindringlich, wie wichtig die Miteinbeziehung der dialektalen Komponente ist. Entscheidet man sich *für* eine ausgeglichene Datengrundlage und *gegen* Einzeltexte beziehungsweise einzelne Textsorten, stehen die in diesem Abschnitt angesprochenen Probleme gar nicht erst zur Debatte. Ein probates Mittel für eine derartige Studie könnte das ReM sein, auf welches ich im nächsten Kapitel konkret eingehen werde.

### **3.1.3 Korpuslinguistik – der Einsatz des *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (ReM) für die historische Syntaxforschung**

Um all die möglichen Nachteile, die das Arbeiten mit einer zu geringen Variation an Texten oder Textsorten mit sich bringt, zu vermeiden, bietet sich das *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* (ReM) (Klein et al. 2016) als Datengrundlage an. Das ReM ist ein historisches Korpus, welches die gesamte Zeitspanne des Mittelhochdeutschen, also 1050–1350, abdeckt und noch dazu alle großen Dialektareale beinhaltet. Es ist vollständig elektronisch durchsuchbar und steht seit 2016 kostenfrei und öffentlich – anders als beispielsweise die *Datenbank für Gesprochenes Deutsch* (DGD), die eine vorherige Anmeldung voraussetzt – zur Verfügung. Ähnlich verhält es sich mit den Schwesterprojekten, dem *Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch* (ReN) (ReN-Team 2019) und dem *Referenzkorpus Altdeutsch* (*Deutsch Diachron Digital*, kurz: DDD), die Mittelniederdeutsch und Althochdeutsch sowie Altsächsisch behandeln. Im Folgenden soll allgemein in das Thema Korpuslinguistik, speziell für die historische Syntax, eingeführt werden. Daneben stelle ich das ReM und seine Funktionen vor. In einem separaten Unterkapitel 3.1.3.2 widme ich mich der konkreten Verwendung des ReMs für die Untersuchung der Negationsentwicklung im Deutschen. Den Schluss bildet eine Synopsis (Abschnitt 3.1.3.3), in der ich meine Gedanken zum Nutzen des ReMs für die Erforschung der diachronen Syntax des Deutschen zu einem Fazit bündele, die die Autoren künftiger Studien zum/auf Grundlage des ReM(s) auf das Arbeiten mit dem Korpus einstimmen soll.

### 3.1.3.1 Korpuslinguistik und das *Referenzkorpus* *Mittelhochdeutsch*

In der Linguistik werden meist zwei Arten von Forschern unterschieden: die Anhänger des Empirismus und die des Rationalismus (Lemnitzer/Zinsmeister (2006: 5) sprechen auch von „Denker“ und „Beobachter“). Während die Denker sich vor allem für die internalisierte Sprachkompetenz (im Kontext der *Generativen Grammatik* auch I-Sprache) interessieren, stützen sich die Beobachter auf konkrete, authentische Äußerungen von Muttersprachlern (E-Sprache). Aus neutraler, unvoreingenommener Sicht wäre eine Kombination beider Methoden wohl die beste Option, die Realität sieht jedoch weit weniger harmonisch aus. Anschaulich demonstrieren lässt sich dies durch die Betrachtung einiger Aussagen typischer Vertreter beider Lager: Noam Chomsky, prominentester Linguist und (Mit-)Begründer der *Generativen Grammatik*, findet für die empirische Korpuslinguistik nur wenig herzliche Worte und redet von „irrelevant und nutzlos“, während Charles Hockett, Verfechter einer empirischen Arbeitsweise, Selbstauskünfte über sprachliches Wissen als „überflüssig“ bis hin zu „widerwärtig“ schimpft (Lemnitzer/Zinsmeister 2006: 6–7; siehe auch Chomsky 1973: 68–83). Der Kampf der methodischen Strömung wird durch den Titel Randy A. Harris’ Buch *The Linguistic Wars* hervorragend zusammengefasst.

Grundsätzliche Begriffe, die im Rahmen einer korpuslinguistischen Studie vorab erläutert werden müssen, sind *Korpus* und *Korpuslinguistik*, da sie schließlich das zentrale Thema darstellen. Die Definitionen der beiden Begriffe sind in den nachfolgenden (109) und (110) gegeben (beide nach Lemnitzer/Zinsmeister 2006: 7,9):

- (109) **Korpus:** *Ein Korpus ist eine Sammlung schriftlicher oder gesprochener Äußerungen. Die Daten des Korpus sind typischerweise digitalisiert, d. h. auf Rechnern gespeichert und maschinenlesbar. Die Bestandteile des Korpus, die Texte, bestehen aus den Daten selbst sowie möglicherweise aus Metadaten, die diese Daten beschreiben, und aus linguistischen Annotationen, die diesen Daten zugeordnet sind.*
- (110) **Korpuslinguistik:** *Als Korpuslinguistik bezeichnet man die Beschreibung von Äußerungen natürlicher Sprachen, ihrer Elemente und Strukturen, und die darauf aufbauende Theoriebildung auf der Grundlage von Analysen authentischer Texte, die in Korpora zusammengefasst sind. Korpuslinguistik ist eine wissenschaftliche Tätigkeit, d. h. sie muss wissenschaftlichen Prinzipien folgen und wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. Korpusbasierte Sprachbeschreibung kann verschiedenen Zwecken dienen, zum Beispiel dem Sprachunterricht, der Sprachdokumentation, der Lexikographie oder der maschinellen Sprachverarbeitung.*

Wie den Definitionen bereits entnommen werden kann, beschränkt sich die Korpuslinguistik nicht bloß auf das geschriebene Wort; vielmehr existieren auch Audiokorpora,

also (zum Teil) elektronisch durchsuchbare Sammlungen von gesprochener Sprache. Das wohl bekannteste Beispiel aus dem deutschsprachigen Raum dürfte die *Datenbank für Gesprochenes Deutsch* (DGD) sein, die vom Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim verwaltet und gepflegt wird. Bei der DGD gilt es besonders, die Dialektkorpora wie das *Zwirner-* und *DDR-Korpus* hervorzuheben (siehe hierzu auch Hrbek 2020 und Weber 2017). Die Voraussetzungen, Ziele und Methoden bleiben jedoch unabhängig vom Untersuchungsgegenstand (gesprochen versus geschrieben) gleich. Ein äußerst wichtiger Aspekt, den es bei jeder Verwendung eines Korpus zu beachten und zu befolgen gilt, ist das Fehlen *negativer Evidenz*, Was man hierunter verstehen darf, fasst Hrbek (2020: 14) leicht verständlich zusammen: „So groß ein Korpus auch sein mag, es kann nur einen kleinen Ausschnitt der Sprachwirklichkeit darstellen. Auf diese Korpusuntersuchung bezogen bedeutet das, dass ein Fehlen eines bestimmten Phänomens nicht überbewertet werden darf“. Es gibt schlicht kein Korpus, das sämtliche jemals getätigte Äußerungen einer Sprache enthält, und dies wird auch weiterhin nie der Fall sein. Man kann also nicht mit jedem Korpus jedes einzelne Phänomen ausfindig machen; abhängig vom Untersuchungsgegenstand kann es also durchaus sinnvoll sein, ein bestimmtes Korpus (gesprochen-sprachlich-dialektal versus geschrieben-sprachlich-standard) den anderen vorzuziehen. Ein mit dem Fehlen negativer Evidenz verwandter Punkt, der von Anhängern des Rationalismus gerne hervorgebracht wird, ist, dass nur positive Belege gewertet werden können, sprich: Man kann feststellen, dass eine Äußerung getätigt wird und damit grammatisch ist. Was mithilfe der Korpuslinguistik nicht festgestellt werden kann, ist (absolute) Ungrammatikalität oder auch graduelle Akzeptabilität. Für die diachrone Syntaxforschung spielen diese Punkte aber nur eine untergeordnete Rolle. Da es keine Muttersprachler historischer Varietäten des Deutschen mehr gibt, können Akzeptabilitätsurteile ohnehin nicht mehr eingeholt werden. Man musste sich daher schon immer mit dem Arbeiten am überlieferten Wort begnügen. Daher schreibt Dipper (2015: 518) folgerichtig auch: „Die historische Linguistik ist natürlicherweise schon immer eine korpusbasierte Wissenschaft“. Wie ein Korpus aussieht und wie es aufgebaut ist, soll nun anhand des ReMs veranschaulicht werden. Die Arbeitsweise wird im Folgekapitel thematisiert; empfehlenswerte Literatur für vertiefte Kenntnisse innerhalb der Korpuslinguistik sind beispielsweise Lemnitzer/Zinsmeister (2006), Andresen/Zinsmeister (2019) oder Stefanowitsch (2020). Den Nutzen von Korpora für die historische Syntax thematisiert Dipper (2015) und Kopf (2019) plädiert für eine korpusübergreifende Arbeitsweise.

### **Aufbau und Hintergrundinformation des Referenzkorpus *Mittelhochdeutsch***

Ausführliche Informationen zum ReM können einerseits dem ReM-Handbuch (Klein/Dipper 2016), andererseits dem Überblicksartikel von Dipper (2015) entnommen werden; im Folgenden stelle ich das ReM lediglich in Kürze vor. Das ReM (Klein et al. 2016) ging aus diversen früheren historischen Textsammlungen wie dem *Bonner Korpus mittel-*

*deutscher Texte* oder dem *MiGraKo* (Korpus der Mittelhochdeutschen Grammatik) hervor und ist seit 2016 in der Version 1.0 für die breite Öffentlichkeit auch ohne Anmeldung zugänglich (Klein/Dipper 2016: 2–4). Entstanden ist es unter der Leitung von Thomas Klein (Bonn), Klaus-Peter Wegera (Bochum), Stefanie Dipper (Bochum) und Claudia Wich-Reif (Bonn) und enthält ca. zwei Millionen Token (Dipper 2015: 523). Dabei gilt es hervorzuheben, dass die Texte nicht auf (editierten) Editionen, sondern nach Möglichkeit auf den Handschriften basieren und damit *wirkliches* Mittelhochdeutsch darstellen. Es erfasst das Mittelhochdeutsche sowohl in diachroner als auch diatopischer Dimension, also in der Zeit von 1050–1350 und mit Quellen aus allen vier hochdeutschen Dialektregionen: Ost- und Westoberdeutsch sowie Ost- und Westmitteldeutsch (mit einigen Textzeugnissen aus dem niederdeutschen Sprachraum). Weiterhin ist es vollständig digitalisiert und damit elektronisch durchsuchbar mithilfe des Korpusabfragetools ANNIS (Krause/Zeldes 2016). ANNIS bietet dabei zahlreiche Suchmöglichkeiten, die sich – je nach Ausführlichkeit der (linguistischen) Annotationen – über die Lexik bis hin zur Morphologie oder gar der Syntax erstrecken können. Dies kommt jedoch zu einem hohen Preis: Die Syntax von ANNIS ist deutlich komplizierter als die Abfragesprachen anderer Korpora wie der DGD, dem DWDS oder COSMAS II und bedarf einer gewissen Einfindungsphase. Möglicherweise ist dies einer der Gründe, wieso bislang noch keine allzu umfangreiche Liste von Arbeiten auf Grundlage des ReMs existiert (Schwarz 2019 ist neben Witzenhäuser 2019a wohl eine der wenigen). Demnach bietet meine Arbeit gleichzeitig auch die Möglichkeit, das ReM als Quelle für die historische Syntaxforschung zu validieren – bisherige Arbeiten stützen sich nur auf die Morphologie (Schwarz 2019) oder verwenden lediglich sehr einfache Suchabfragen (Witzenhäuser 2019a), die das volle Potenzial des ReMs in keinsten Weise ausnutzen. Für interessierte Laien oder Forschungsfragen, die lediglich nach einem einzelnen Lemma oder einer konkreten Wortform suchen, bietet das ReM eine vereinfachte Suchmaske<sup>24</sup> (Abbildung 14), die die (formlosen) Angaben automatisch in eine ANNIS-Suchanfrage umwandeln; die Möglichkeiten sind bei der simplen Suchmaske jedoch stark reduziert.

---

<sup>24</sup>Aufrufbar unter der folgenden Web-Adresse: <https://www.linguistics.rub.de/rem/access/simplesearch.html>.

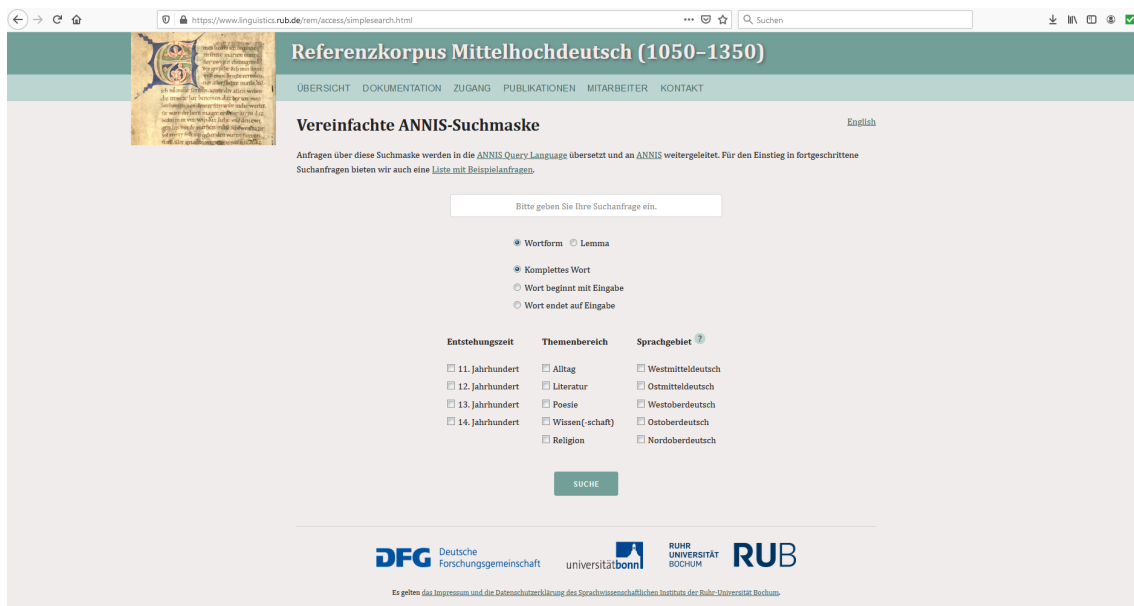


Abbildung 14: Vereinfachte Suchmaske des ReMs für Laien

Ein Korpus kann nicht nur die sprachlichen Daten (genannt *Primärdaten*) enthalten, sondern im Optimalfall noch *Metadaten* und (linguistische) *Annotationen*. Metadaten *beschreiben* sozusagen die Primärdaten: Welche Art von Text liegt vor (Zeitungstext, Roman, Gebrauchstext etc.)? Woher stammt er? Wann wurde er geschrieben/aufgenommen? Wer ist der Sprecher/Schreiber? Um welches Trägermedium handelt es sich (CD, Papier, Pergament, Handschrift)? Nach Lemnitzer/Zinsmeister (2006: 46) erfüllen Metadaten genau zwei Funktionen: (i) Sie dokumentieren den Kontext der Entstehung und der Entwicklung; (ii) Sie dienen als „Schlüssel zu den Primärdaten“, indem sie als Filter fungieren. So kann man beispielsweise nach Handschriften filtern, die nach 1374 verfasst und aus dem westmitteledeutschen Sprachraum stammen. Auch das ReM verfügt über Metadaten zu den einzelnen Texten. Abbildung 15 zeigt die Metadaten eines ausgewählten Textes, und zwar der *Hessischen Predigten*, die die Sigle M331-G1 haben. Neben den bereits genannten Informationen ist hier gespeichert, wo das Original aufbewahrt wird, welche Textsorte vorliegt, von wem der Text in das ReM eingebettet wurde und ob gegebenenfalls ein Eintrag im *Handschriftencensus* vorliegt.

Info for salt:14\_1-rhfrhess-V-G/M331-G1

Metadata	
document: M331-G1	
Name	Value
abbr_ddd	PrRei
abbr_mwb	PrHess
annotation_by	Frank Ringeler (Bonn)
collation_by	Barbara Lenz-Kemper, Thomas Klein (Bonn)
corpus	MiGraKo
date	14,1V
digitization_by	Barbara Lenz-Kemper, Tobias A. Kemper (Bonn)
edition	Barbara Lenz-Kemper (Hg.), Die Hessischen Reimpredigten, Bd. 1: Untersuchungen zu Überlieferung, Sprache und Herkunft, Bd. 2: Text (Deutsche Texte des Mittelalters 89/1.2), Berlin 2008/2009
extent	Bl. 12a-312b
extract	1,1-4,620 (Bl. 12a,1-26b,12); 34,1-39,190 (159a,15-172b,8)
genre	V
language	mhd
language-area	zentralhessisch
language-region	westmitteldeutsch
language-type	mitteldeutsch
library	Hamburg, Staats- und Universitätsbibl.
library-shelfmark	Cod. 99 in scrin.
medium	Handschrift
notes-annotation	-
notes-manuscript	-
notes-transcriptic	-
online	<a href="http://www.handschriftencensus.de/18983">http://www.handschriftencensus.de/18983</a>
place	-
pre_editing_by	Tobias A. Kemper (Bonn)
proofreading_by	Tobias A. Kemper, Thomas Klein (Bonn)
reference	Handschrift
reference-second	-
text	Hessische Reimpredigten
text-author	-
text-language	zentralhessisch
text-place	westl. Zentralhessen (Wetzlar?)
text-source	-
text-type	Predigten
time	14,1
topic	Religion, Poesie
annis:doc	M331-G1

Abbildung 15: Metadaten des Textes *Hessische Reimpredigten* (M331-G1) im ReM

Für die bestmögliche Verwendung des Textes im Rahmen der Korpuslinguistik reichen Primär- und Metadaten jedoch meist nicht aus. Die Primärdaten müssen noch ausgewertet werden, damit die Texte auch zielgerichtet durchsucht werden können. Als Beispiel sei *der* gegeben: Hierbei kann es sich um (i) den definiten Artikel im Sg. Nom. Mask., Sg. Gen. Fem. oder sogar Pl. Gen. Pl., (ii) das Relativpronomen oder (iii) auch die historische Stadt Der im Osten Mesopotamiens und damit um einen Eigennamen handeln. Möchte man ausschließlich Relativpronomen finden, muss eine Möglichkeit existieren, gezielt hiernach suchen oder filtern zu können. „Sprache beinhaltet auf allen Ebenen Ambiguitäten, nicht nur auf der Wortebene“ (Lemnitzer/Zinsmeister 2006: 61) – der Ausweg aus diesem Dilemma heißt *Annotationen*, also die Interpretation der Primärdaten. Annotationen sind auf allen sprachlichen Ebenen möglich: Wortarten, grammatische Funktionen oder auch syntaktische Phrasen. Hierzu nochmals Lemnitzer/Zinsmeister (2006: 62): „Diese Annotationen machen Korpusuntersuchungen effizienter, indem präzisere Anfragen gestellt werden können und komplexere Phänomene überhaupt erst abfragbar gemacht werden.“ Ein weiterer Vorteil ist die Wiederverwendbarkeit von Annotationen. Da die linguistische Interpretation der Primärdaten äußerst zeitintensiv ist, wäre es ein großer Verlust, wenn jeder Text immer und immer wieder neu annotiert werden müsste. Das ReM verwendet aus den genannten Gründen neben Primär- und Metadaten selbstverständlich auch Annotationen – genau wie seine Schwesterprojekte ReN und DDD. Im



ReM selbst sind die Ebenen Lexik und Morphologie annotiert, die Ebene der Syntax ist Stand heute (Juli 2021) nicht annotiert. Abbildung 16 zeigt anhand eines Beispielsatzes (111) aus der *Kaiserchronik*, wie Annotationen im ReM aussehen und welche Informationen sie enthalten.

(111) *den neenwolt er des rihes niht gunnen*  
 denen NEG=wollte er des Reiches NEG gönnen  
 M121y1-N 0a, 624 (Kaiserchronik)

503 Path: 12_2-bair-V_Kchr1-X> M121y1-N (tok_dipl 3729 - 3743) left context: 5 right context: 5														
herren waren entwrenen . den neenwolt er des rihes niht gunnen . aines tages hiz														
Annotations														
0a, 624														
	entwrenen	.	den	neenwolt	er	des	rihes	niht	gunnen	.	aines	tages	hiz	
	entwrenen	.	den	neen	wolt	er	des	rihes	niht	gunnen	.	aines	tages	hiz
	entrunnen		den	ne	wolte	er	des	riches	niht	gunnen		eines	tages	hiez
				MS1	MS2									
	VVPP	\$	DDS	PTRNEG	VMFIN	PPER	DDART	NA	PTRNEG	VVINF	\$	DIART	NA	VVFIN
	VV	\$	DD	PTK	VM	PPER	DD	NA	PI	VV	\$	DD	NA	VV
	ent-trinnen		dér	ne	wèllen	ér	dér	riche	niht	gunnen		èin	tag	hèizen
	246782000		29823000	119841000	224625000	40380000	29817000	134259000	121446000	66456000		35925000	166296000	70758000
	ent-trinnen		dér	ne	wèllen	ér	dér	riche	niht	gunnen		èin	tag	hèizen
Pl.3	--		*.Dat.Pl	--	Ind.Past.Sg.3	Masc.Nom.Sg.3	Neut.Gen.Sg	Gen.Sg	--	--		Masc.Gen.Sg.st	Gen.Sg	Ind.Past.S
	st3a		--	--	irr	--	--	st.Neut	--	prpr		--	st.Masc	st7
	st3a		--	--	irr	--	--	st.Neut	--	prpr		--	st.Masc	st7
	S*										DE	SE		

Abbildung 16: Annotationen im ReM

Da alle anderen historischen Referenzkorpora, also das ReN und das DDD, auch die syntaktische Ebene mit Annotationen versehen haben, stellt sich die Frage, wieso Klein et al. (2016) hier die Entscheidung gegen die Syntax getroffen haben. Damit sind zwangsläufig viele Funktionen des Abfragetools ANNIS unbrauchbar, da diese zwingend auf syntaktische Annotationen (wie Satzgrenzen) angewiesen sind. Gleichzeitig schränkt dies den Nutzen des ReMs für die historische Syntaxforschung ungemein ein. Aktuell gibt es nur zwei Möglichkeiten, komplexere Suchabfragen (wie sie in der Syntax häufig gebraucht werden) ohne Befehle wie *bound\_sent* – ein Befehl, der festlegt, dass alle Variablen innerhalb derselben syntaktischen Domäne stehen müssen – durchzuführen: (i) Man muss sich auf die schreibgrammatischen Kenntnisse und die Vorliebe zur Interpunktion der Schreiber verlassen und Satzgrenzen mithilfe der Satzzeichen erfassen oder (ii) man arbeitet mithilfe von Abstandsoperatoren. Dieses Vorgehen wird in 3.1.3.2 weiter ausgeführt. Die vorhandenen Annotationen sind mithilfe des *HiTS*, also dem *Historischen Tagset*, angefertigt. Hierbei handelt es sich um ein „speziell für historische deutschsprachige Korpora“ (Dipper 2015: 521) entwickeltes Tagset. Einzelheiten hierzu können bei Dipper (2015) und Dipper et al. (2013) nachgelesen werden.

Ein letzter Aspekt, den ich im Rahmen der Grundinformationen zum Aufbau des ReMs vorbringen möchte, dient der Strukturierung des ReMs beziehungsweise seiner Subkorpora. Das ReM ist in zahlreiche Subkorpora untergliedert, deren Bezeichnung sich immer

aus folgenden Komponenten zusammensetzt: (i) der Zeitspanne (jeweils in Schritten eines halben Jahrhunderts), (ii) dem Dialekt (manchmal weniger präzise unter Angabe zweier Dialekte oder eines großen Dialektbündnisses), (iii) der Textsorte (Predigt, Vers oder Urkunde) und (iv) einer Bezeichnung der Textsammlung (beispielsweise Kchr) sowie (v) der Bezeichnung des Korpus (G oder X, wobei G = MiGraKo und X= eReM). Das Subkorpus *12\_2-bair-V\_Rol-X* steht demnach für (i) 1150–1200, (ii) bairisch, (iii) Verstext, (iv) Rolandslied und (v) Teil des eReMs. Durch die sprechenden Namen der Teilkorpora lässt sich hervorragend nach Dialektregion und Zeitraum filtern; für die vorliegende Untersuchung habe ich ausschließlich eindeutig zu einem Dialektraum zuordenbare Textsammlungen genommen, die noch dazu aus dem hochdeutschen Raum stammen. Folglich fallen Korpora wie *12\_2-bairalem-PV-X*, *12\_2-thurhess-PV-G* oder *12-13\_1-mdnd-V-X* heraus, da sie entweder aus zwei Dialekträumen oder dem niederdeutschen Sprachgebiet stammen. Die nachfolgende Tabelle zeigt die Ausgeglichenheit der von mir untersuchten Teilkorpora des ReMs an:

<b>Dialekt</b>	1050–1100	1100–1150	1150–1200	1200–1250	1250–1300	1300–1350	<b>Insgesamt</b>
Ostobd.	0	0	8	3	3	4	18
Westobd.	0	0	2	2	3	2	9
Ostmd.	0	0	0	0	1	3	4
Westmd.	1	1	2	2	3	5	14
<b>Gesamt</b>	1	1	12	7	10	14	45

Tabelle 19: Ausgewählte, dialektologisch eindeutig zuordenbare Subkorpora des ReMs

Wie der Tabelle entnommen werden kann, ist es trotz heterogenem Korpus nicht möglich, eine ausgeglichene Textgrundlage zu schaffen. Durch das Ausschließen uneindeutiger Dialektverbände fallen vor allem die frühen Zeugnisse vor 1150 und auch die späteren ostmitteldeutschen Überlieferungen raus, sodass de facto erst ab 1150 (für das Ostmitteldeutsche erst ab 1250) belastbare Datenmengen vorliegen. Das Ostmitteldeutsche ist aufgrund seiner jungen Existenz mithilfe des ReMs nicht über das gesamte Mittelhochdeutsche hinweg zu erschließen und wird daher für statistische Tests im Rahmen von Abschnitt 4 auszuschließen sein.

Abschließend möchte ich noch wenige Sätze über integrierte Zusatzfeatures, insbesondere die Exporter und die Frequenzanalyse, verlieren. Mithilfe der Exporter können die mit ANNIS gefundenen Treffer exportiert werden. Zwar können Metadaten miterfasst und ausgegeben werden, dennoch stoßen nahezu alle der Tools bei Arbeiten über mehrere Subkorpora hinweg an ihre Grenzen, sodass ausschließlich der *GridExporter* verwendet werden kann. Zumindest bei diesem Tool scheint es gegenwärtig noch zu größeren Fehlern zu kommen: Bei meinen Analysen fiel auf, dass die Reihenfolge der exportierten Belege gravierend von der im ReM abweicht. Einerseits startet die Nummerierung in der

ausgegeben .txt-Datei bei 0 statt 1, andererseits tauchen manchmal Belege aus dem ReM erst mit einer Verspätung von 100 oder mehr Rängen auf, sodass ohne exportierte Belegstellen oft händisch nachrecherchiert werden muss. Weiterhin tauchten hin und wieder Belege auf, die nicht den ausgewählten Teilkorpora entstammen. Daher musste ich alle Treffer, die ich mithilfe des *GridExporters* exportiert habe, händisch überprüfen, die Reihenfolge ausbessern und Belege gegebenenfalls entfernen oder austauschen. Die Frequenzanalyse bietet dem Nutzer die Möglichkeit, sich Frequenzen (zum Beispiel eines Lexems oder einer konkreten graphematischen Form) über die Jahrhunderte hinweg oder in den einzelnen Texten in Form einer .csv-Datei oder graphisch in Gestalt eines Säulendiagramms ausgeben zu lassen. Es sei jedoch angemerkt, dass dieses Feature nur dann auch genutzt werden kann, sofern die ANNIS-Abfragen auch ohne syntaktische Annotationen funktionieren. Ansonsten wird das Ergebnis durch falsch-positive/falsch-negative Treffern erheblich verzerrt. Ob dies auch in Sachen Negation zutrifft, werde ich im folgenden Abschnitt darlegen. Abbildung 17 zeigt eine beispielhafte Frequenzanalyse des Tokens *hasen* wie in Beleg (112):

- (112) *Brenne daz plo<sup>v</sup>t unte die hv<sup>^</sup>t def hasen unte gibiz demo fiechin*  
 Verbrenne das Blut und die Haut des Hasen und gib=es dem Kranken  
 M016-N1 77va, 14–15 (Innsbrucker Arzneibuch)

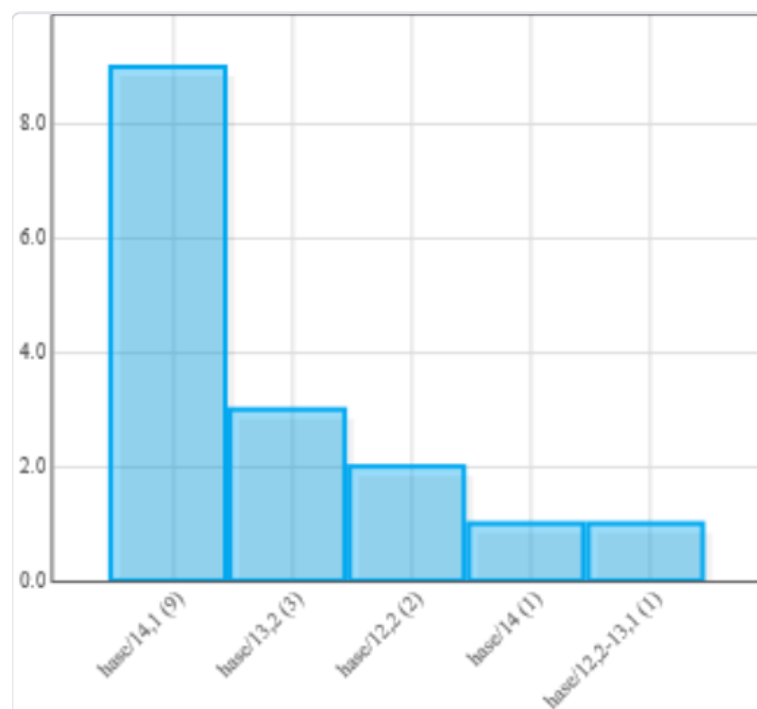


Abbildung 17: Frequenzanalyse hinsichtlich der Metadaten *time* für das Lexem *hasen* (als *node 1*) im ReM

### 3.1.3.2 Auf der Suche nach dem *Jespersen-Zyklus* – die Negation im *Referenzkorpus* *Mittelhochdeutsch*

Nun möchte ich meine Suchstrategie für die (Satz-)Negation in allen drei Varianten innerhalb des ReMs vorstellen. Grundsätzlich verhält sich das ReM wie alle anderen herkömmlichen Korpora: Man kombiniert mehrere Variablen und Parameter zu einer Suchabfrage, die anschließend vom jeweiligen Korpus verarbeitet wird, wodurch letztlich die Ergebnisse herausgefiltert werden. Im ReM besteht die Möglichkeit, sich die finalen Trefferbelege in einer .txt-Datei ausgeben zu lassen. Wie ich im vorangegangenen Abschnitt schon dargestellt habe, scheint es gegenwärtig noch zu Problemen bei der Identifikation einzelner Belege zu kommen.

Um die konkrete Abfrage erstellen zu können, benötigt man vorher bereits eine Übersicht über alle Variablen, die man mithilfe des ausgewählten Korpus abfragen kann. Im Fall des ReMs stehen dafür die beiden Ebenen der Lexik und Morphologie zur Verfügung; anders als das ReN oder das DDD wurde das ReM (zumindest bisher noch) nicht syntaktisch annotiert.<sup>25</sup> Auch abseits der konkreten Ebenen kann nach einer direkten Zeichenkette gesucht werden; hierfür muss der Suchausdruck in Anführungszeichen in das ANNIS-Suchfeld eingegeben werden. Die einzelnen Lexeme können mithilfe der Annotation *lemma* abgerufen werden, wobei daneben auch *posLemma* existiert, wobei *pos* für *part of speech*, also die Wortklasse, steht. Weiterhin besteht auch nur die Annotation *pos*, die die Wortart im konkreten Belegfall angibt. Ein Substantiv wie *hafen* enthält die folgenden Annotationen:

tok_dipl	hafen
tok_anno	hasen
norm	hasen
pos	NA
posLemma	NA
lemma	hase
lemmaId	69225000
lemmaLemma	hase
inflection	Gen.Sg.
inflectionClass	wk.Masc.
inflectionsClassLemma	wk.Masc

Tabelle 20: Annotationen eines ausgewählten Substantivs, hier *hafen*, im ReM

<sup>25</sup>Zum Zeitpunkt dieser Arbeit (Juli 2021) existiert kein öffentliches Statement, wieso die Ebene der Syntax ausgespart wurde. Des Weiteren fehlt jegliche Information darüber, ob dieser Schritt in naher Zukunft nachgeholt wird. Ohne die Annotationen auf Satzebene verliert das ReM jedoch den Anreiz, als Datengrundlage für umfangreiche syntaktische Studien verwendet zu werden, insbesondere dann, wenn nicht oder nur sehr eingeschränkt mit Abstandoperatoren und/oder Satzzeichen substituiert werden kann. Nach meiner Einschätzung ist dies wohl auch einer der Hauptgründe, wieso bislang kaum linguistische Studien mithilfe des ReMs durchgeführt wurden.

Aus Tabelle 20 geht hervor, dass auf Wort- beziehungsweise Tokenebene zahlreiche annotierte Informationen vorliegen, sodass jegliche morphologischen Abfragen denkbar sind. Da es in dieser Arbeit jedoch nicht um eine lexikologische oder morphologische, sondern syntaktische Fragestellung geht, werde ich nur die Kernaspekte beleuchten und verweise für weitere Informationen auf den Überblicksartikel von Dipper (2015) und das ReM-Handbuch (Klein/Dipper 2016). Möchte man nun konkret nach dem Singular Genitiv des Lexems mhd. *hase* suchen, kann man exakt diese beiden Annotationen miteinander kombinieren. In ANNIS sieht der Befehl wie folgt aus: (Zur besseren Veranschaulichung ist der ANNIS-Code zentriert und durch einen anderen Font wiedergegeben.)

```
lemma="hase" _=_ inflection="Gen.Sg"
```

Es werden beide Variablen mit ihren konkreten Ausprägungen (“hase“ und “Gen.Sg“) eingegeben und mithilfe des Parameters `_=_` verbunden; das bedeutet, ANNIS zeigt alle Fälle an, in denen für das Lemma *hase* ein Singular Genitiv annotiert wurde. Auch wenn das ReM wie das ReN oder das DDD mit ANNIS betrieben beziehungsweise durchsuchbar wird, können sich die Annotationsformen unterscheiden. Im DDD (also dem Althochdeutsch-Korpus) lautet die Abfrage für Flexionsmerkmale anders, nämlich *NUMERUS\_KASUS* anstelle von *Kasus.Numerus*. Hier ein Beispiel für den Singular Nominativ (der sogenannte *unmarkierte Fall*, beispielsweise im Rahmen der *Optimalitätstheorie*) des Lexems ahd. *berg* (,Berg) im DDD:

```
lemma="berg" _=_ inflection="SG_NOM"
```

Zurück zum Mittelhochdeutschen und dem ReM: Um die drei Phasen der Negation im Mittelhochdeutschen abzufragen, müssen die Annotationen der Partikeln bekannt sein. Eine Idee ist es, nach der Wortklasse *Negationspartikel* (PTKNEG) zu suchen. Dies liefert jedoch sowohl *ne* als auch *niht*, ist also uneindeutig. Daher ist es notwendig, beide Partikeln unabhängig voneinander anzeigen zu lassen. Der Schlüssel hierzu für die präverbbale Partikel in der Annotation *lemma*, also dem Eintrag des Lexems. Da die lexikalische Ebene normiert annotiert wurde, muss man nicht jede erdenkliche phonologische Variante von *ne* (wie *in*, *en* oder *n*) abfragen – es genügt das standardisierte Lexem *ne*, welches in Anführungszeichen oder Schrägstriche (/; engl. *slash*) gesetzt sein muss:

```
lemma =/ne/
```

Dieser Befehl durchsucht alle ausgewählten Teilkorpora des ReMs nach Einträgen für die präverbbale Partikel, sowohl alleine als auch in Kombination mit *niht* oder *noh*. Leider existiert im ReM kein Befehl, der eine Variable komplett ausschließt; um alle Treffer *ohne* die postverbbale Partikel zu generieren, müsste mit komplexen *ODER*-Abfragen gearbeitet werden, die das ReM – wie in Kürze weiter ausgeführt wird – schnell in die Knie zwingt.

Für die Frequenzanalysen wird daher wie folgt gehandelt: Von den Treffern, die *ne* enthalten, werden die Trefferzahlen von Phase II subtrahiert:  $n_{ne} - n_{ne \dots niht} = n_{\text{Phase I}}$ . Phase III lässt sich ebenfalls schnell und gezielt suchen, indem nach der postverbalen Partikel *niht* gefiltert wird. Diese ist natürlich auch normalisiert lexikalisiert, sodass erneut nur die Hauptvariante (und nicht zusätzlich *nyt*, *nicht* oder *niet*) gesucht werden muss. Ein Problem existiert hierbei allerdings: Aus einem nicht im Handbuch ersichtlichen Grund wird die postverbale Negationspartikel als Wortklasse PI, also Indefinitpronomen, gehandhabt – erwartbar wäre PTKNEG, so wie es auch bei der präverbalen Variante der Fall ist. Der konkrete Beleg für zwar als *pos=PTKNEG* annotiert, jedoch lässt sich hier nach nicht gezielt suchen. Glücklicherweise sind die anderen Indefinita als Substantive oder normale Pronomen getagt, sodass bei der Suchabfrage *pos="PI"* – bis auf sehr wenige falsch-getagte Ausnahmen (bedingt durch die (halb-)automatischen Annotationen) – kaum falsch-positive Treffer generiert werden. Theoretisch wäre es denkbar, gezielt nach dem Lexem *niht* zu suchen, jedoch scheitert dies daran, dass das Substantiv bzw. Indefinitpronomen mhd. *nicht* (,Nichts‘) zum selben Lexem zugeordnet wird. Daher kann ausschließlich mit der Strategie der Wortart Indefinitpronomen verfahren werden:

`posLemma="PI"`

Um die tatsächlichen Frequenzen zu erhalten, benötigt es auch hier eine rechnerische Korrektur, da – wie bereits bei Phase I – Treffer der Phase II (*ne ... niht*) sonst doppelt gezählt werden:  $n_{niht} - n_{ne \dots niht} = n_{\text{Phase III}}$ .

Somit verbleibt nur noch ein Befehl übrig: die Abfrage für das Kernstück dieser Arbeit, der diskontinuierlichen Negation mit beiden Negationspartikeln. Leider gestaltet es sich nicht so einfach, wie man zunächst denken mag. Die simpelste Lösung wäre das schlichte Kombinieren beider Abfragen, also `lemma=/ne/ + posLemma="PI"`. In ANNIS geschieht die Verknüpfung durch den Parameter `.`, der angibt, dass eine Variable auf die andere folgt. Spezifiziert werden kann dies durch Abstandsoperatoren, also in welcher Distanz die beiden zueinander stehen können und/oder müssen; gemessen wird die Entfernung im ReM in der Einheit Token. Der einfachste Fall sieht eine beliebige Distanz vor, also mit dem Entfernungsparameter `*`:

`lemma =/ne/ &  
posLemma="PI" &  
#1 .* #2`

Für die ausgewählten Teilkorpora ergibt dies 4393 Treffer. Ein sehr großer Teil hiervon sind allerdings *falsch-positive* Treffer, da mit einer beliebigen Distanz Satzgrenzen ignoriert und somit des Öfteren zwei Sätze als ein Treffer interpretiert werden. Weiterhin fällt eine große Anzahl von negierten Sätzen außer Acht, nämlich Verbletztsätze wie (113a):

(113) a. *dv wellez daz daz hâr niht en wahfe*  
du willst.KONJ dass das Haar NEG NEG wächst

M017-N1 47ra, 19–20 (Züricher Arzneibuch)

b. *fine wnde enmach nit smercen*  
Seine Wunde NEG=soll NEG schmerzen

M335-G1 0a, 1195 (Rheinisches Marienlob)

In Verbletzt- und Verbspätsätzen – im Mittelhochdeutschen ist die Satz- beziehungsweise Verbalklammer noch nicht komplett gefestigt – ist die Reihenfolge der Partikeln exakt gegensätzlich zu Verberst- oder Verbzweitsätzen (113b): die präverbale Partikel *ne* folgt der postverbalen *niht*. Daher muss man bei der ANNIS-Abfrage beide Stellungsvarianten berücksichtigen. Dies geschieht mit einem *ODER*-Befehl (in ANNIS durch |). Ansonsten wird riskiert, dass etliche *falsch-negative* Treffer – in meiner Korpusauswahl immerhin 3755 an der Zahl –, von denen zumindest einige tausend wirkliche Belege der Phase II sein werden, nicht in die Untersuchung miteingeschlossen werden. Die korrekte Abfrage hierfür (mit dem andauernden Problem der ignorierten Satzgrenzen) sieht wie folgt aus:

```
lemma =/ne/ &  
posLemma="PI" &  
#1 .* #2  
|  
lemma =/ne/ &  
posLemma="PI" &  
#4 .* #3
```

Nun ist es immerhin geschafft, beide Partikeln in beiden möglichen Stellungsvarianten zu suchen. Allerdings muss zwangsläufig noch eine Option eingebettet werden, die es schafft, nur solche Treffer auszugeben, die eine einzelne syntaktische Domäne darstellen, sei es nun ein subordinierter oder ein Matrixsatz. In den Schwesterprojekten ReN und DDD wäre dies eine Leichtigkeit. ANNIS verfügt über den Parameter *bound\_sent*, der (sofern alle Variablen diesem Parameter zugeordnet sind) nach einer einzelnen Satzstruktur filtert. Im ReN wäre ein möglicher Befehl<sup>26</sup> so aufgebaut:

```
lemma_wsd=/(ne2|en4)/ &  
lemma_wsd="nicht1" &  
bound_sent &  
#3_i_#1 & #3_i_#2
```

<sup>26</sup>Tatsächlich wird exakt diese Abfrage im ReN-Tutorial der Universität Hamburg verwendet: <https://www.slm.uni-hamburg.de/ren/korpus/annis.html>.

Nicht nur, dass das ReN syntaktisch annotiert ist (was für die historische Syntaxforschung eine essenzielle Voraussetzung ist), es werden Wörter, die gleich lauten, verschiedenen Lexemen zugeordnet. Hier steht *ne*<sup>2</sup> für die Negationspartikel, *ne*<sup>1</sup> für den Exzeptivmarker. All diese Funktionen stehen im ReM nicht zur Verfügung, sodass das ReN – zumindest für die Syntaxforschung – dem ReM haushoch überlegen zu sein scheint. Wie kann man nun die syntaktische Annotationskomponente im ReM ersetzen? Meiner Einschätzung nach existieren zwei Möglichkeiten: (i) Mithilfe der Interpunktion; man muss hoffen, dass alle Satzgrenzen durch Interpunktionszeichen markiert sind, seien es nun Punkte oder Kommata für Nebensätze. (ii) Durch Abstandsoperatoren; es muss die *goldene Mitte* zwischen zu vielen falsch-positiven und zu vielen falsch-negativen Treffern finden. Option (i) wäre demnach vorzuziehen, da sie keine *trial-and-error*-Methode darstellt. Dies wird leider durch eine weitere Eigenheit des ReMs (beziehungsweise ANNIS) verhindert. Man kann keine Variable *generell* ausschließen, sondern nur für die Dauer eines einzelnen Tokens. Dies hat zur Folge, dass man für einen Satz mit einer maximalen Länge von zehn Tokens nach der ersten Partikel neun Tokens als *kein-Satzeichen* definieren muss, gefolgt von der zweiten Negationspartikel. Der ANNIS-Befehl sieht demnach sehr lang und unübersichtlich aus, weshalb hier nur die Hälfte der Distanz zwischen beiden Partikeln abgefragt wird:

```
(lemma =/ne/ . posLemma="PI" )
| (lemma =/ne/ . lemma != "$_" . posLemma="PI" )
| (lemma =/ne/ . lemma != "$_" . lemma != "$_" . posLemma="PI" )
| (lemma =/ne/ . lemma != "$_" . lemma != "$_" . lemma != "$_"
. posLemma="PI" )
| (lemma =/ne/ . lemma != "$_" . lemma != "$_" . lemma != "$_"
. lemma != "$_" . posLemma="PI" )
| (lemma =/ne/ . lemma != "$_" . lemma != "$_" . lemma != "$_"
. lemma != "$_" . lemma != "$_" . posLemma="PI" )
```

Neben der aufwendigen Suchabfrage fällt negativ ins Gewicht, dass der Code für die Verbletztsätze erneut eingetippt werden muss, sodass man letztendlich auf eine Zeilenlänge von weit über 20 kommt. Ferner sind derartige Verkettungen von *ODER*-Abfragen äußerst rechenintensiv und lassen das ReM, sofern die Abfrage auf mehr als zwei oder drei Teilkorpora ausgeführt wird, abstürzen.<sup>27</sup> Daher verbleibt nur Option (ii), also das Arbeiten mit Abstandsoperatoren. Nach langer Durchsicht erscheint für Verberst- und Verbzweitsätze eine Distanz von maximal sechs Tokens, für Verbletztsätze von maximal drei Tokens

<sup>27</sup>An dieser Stelle möchte ich mich herzlichst bei Thomas Krause (HU Berlin) bedanken, der sich meiner Fragestellung angenommen und mit mir auf die Suche nach der optimalen Abfragestrategie ohne *bound\_sent* begeben hat. Die Idee der *ODER*-Verkettungen habe ich ihm zu verdanken. Obwohl sie in der Theorie plausibel klingt, ist sie praktisch kaum anwendbar – nicht zuletzt durch die zu geringe Rechenkraft des ReMs.



optimal, um möglichst wenig falsch-positive Treffer zu generieren – bei gleichzeitiger Minimierung falsch-negativer Treffer. Von ursprünglich 8148 Treffern verbleiben lediglich 3180 Treffer, die trotz allem händisch durchgesehen und überprüft werden müssen. Letztlich blieben 3038 Sätze übrig, die allesamt beide Negationspartikeln innerhalb derselben syntaktischen Domäne aufwiesen (knapp 5% falsch-positiv). Dies entspricht einem Recall für positive Treffer von mehr als 95% und darf als sehr hoch eingeschätzt werden. Da falsch-negative Treffer nicht durchgezählt und berücksichtigt wurden, kann an dieser Stelle nicht gesagt werden, wie gut der Recall insgesamt ist. Die finale Suchabfrage im ReM beruht demnach auf der Kombination des Codes für die Verberst-/Verbzweit- und Verbletzt-/Verbspätzsätze, jeweils in einem Absatz von ein bis sechs respektive ein bis drei Token.

```
lemma =/ne/ &
posLemma="PI" &
#1 .1,6 #2
|
lemma =/ne/ &
posLemma="PI" &
#4 .1,3 #3
```

Letzte Zweifel hinsichtlich der Suchabfrage für die beiden Partikeln können ausgeräumt werden, wenn man die Belege der diskontinuierlichen Negation mit der einer alternativen (weit weniger effizienteren, da deutlich rechenlastigeren) Strategie vergleicht. Neben der Annotation *lemma* oder *posLemma* existiert noch die *lemmaId*, also der individuellen Kennzahl eines Lexems. Obwohl sie im ReM als Integer, also einer (ganzen) Zahl, notiert ist, kann nach einer bloßen Nummer nicht gefiltert werden. Als Suchparameter für die *lemmaId* dient (aus welchen Gründen auch immer) der Hyperlink des Lexems im *Mittelhochdeutschen Wörterbuch Online*.<sup>28</sup> Der (sehr unübersichtliche) ANNIS-Befehl ist wie folgt aufgebaut:

---

<sup>28</sup>Online aufrufbar unter der Web-Adresse <http://www.mhdwb-online.de/>.

```

lemmaId="<a href='http://www.mhdwb-online.de/lemmaliste/119841000'>
119841000</a>"
&
lemmaId="<a href='http://www.mhdwb-online.de/lemmaliste/121446000'>
121446000</a>"
&
#1 .1,6 #2
|
lemmaId="<a href='http://www.mhdwb-online.de/lemmaliste/119841000'>
119841000</a>"
&
lemmaId="<a href='http://www.mhdwb-online.de/lemmaliste/121446000'>
121446000</a>"
&
#4 .1,3 #3

```

Die Abfrage benötigt erheblich mehr Zeit, um berechnet zu werden und ist angesichts der Tatsache, dass beide Suchstrategien exakt dieselben Frequenzen ergeben, schlicht unrentabel. Die einzigen Abweichungen entstehen durch falsch-getagte Indefinitpronomen, die jedoch weder ein Pronomen noch eine Negationspartikel, sondern zufällige Substantive sind – es handelt sich also ausschließlich um zusätzliche falsch-positive Belege; die Abfrage ohne *lemmaId* führt zu keinem Verlust an positiven Treffern (und damit zu einer Zunahme falsch-negativer Belege).

Da es mir trotz intensiver Bemühungen und Konsultation eines ANNIS-Mitarbeiters nicht möglich war, die syntaktische Annotationsebene verlustfrei durch Abstandsoperatoren zu ersetzen, beinhaltet die exportierte .txt-Datei zahlreiche falsch-positive Treffer (sowie einem Mangel an einer nicht-definierbaren Anzahl falsch-negativer Belege), die händisch entfernt werden müssen. Somit würde ein Ignorieren dieser vom ReM fälschlicherweise als diskontinuierliche Negation eingestufte Fälle zu einer (mitunter) erheblichen Verzerrung der sprachlichen Realität führen und hätte eventuell gravierende Auswirkungen auf die statistische Auswertung in Abschnitt 4. Dies hat auch zur Folge, dass eines der Zusatzfeatures des ReMs, nämlich die Frequenzanalyse, im gegebenen Kontext unbrauchbar geworden ist und nicht verwendet werden kann. Sämtliche Auswertungen und (graphische) Darstellungen die Frequenz betreffend müssen fortan mit einer externen Software angefertigt werden, die mit den gesäuberten Daten betrieben werden können. Daher werde ich im Folgenden mit *R* (und diversen Zusatzpakten wie *dplyr*) arbeiten – *R* findet auch Verwendung für die statistische Auswertung (da es sich hier nur im nominalskalierte Daten handelt, kann nur mit einem  $\chi^2$ - und dem *Fisher*-Test gearbeitet werden), wobei natürlich nicht die mathematischen Prozesse oder deren Ergebnisse beeinflusst.

### 3.1.3.3 Fazit zum *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* für die historische Syntaxforschung

Das *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* stellt auf dem Papier eine sehr gute Option dar, um Daten authentischen Mittelhochdeutsches zu erheben – sowohl in diachroner als auch diatopischer Dimension. Es ist der breiten Öffentlichkeit zugänglich und erfordert keine Anmeldung. Für interessierte Laien oder nicht allzu technisch versierte Linguisten existiert die Möglichkeit, mithilfe der vereinfachten Suchmaske simple Lexeme zu suchen und ein wenig durch die Texte des ReMs zu stöbern. Dass trotz der ausgeglichenen Textgrundlage und der einfachen Zugänglichkeit nach mehr als fünf Jahren kaum Arbeiten auf Basis des ReMs entstehen, verwundert daher auf den ersten Blick – insbesondere unter dem Gesichtspunkt der Personalie des ReMs: hochkarätige Experten der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen, darunter Klaus-Peter Wegera und Hans-Joachim Solms stehen mit ihrem Namen für das Projekt. Und obwohl es – insbesondere im direkten Vergleich mit modernen oder dialektalen Korpora – nicht sonderlich groß ist, mangelt es dem ReM doch noch an sehr vielen Dingen. Angefangen bei der sehr simpel und minimalistisch gehaltenen Benutzeroberfläche, an der seit 2016 nicht mehr gearbeitet wurde, bis hin zu seit über fünf Jahren fehlenden Annotationen einzelner Lexeme (die als *lemma* oder *lemmaId* bloß ??? aufweisen), benötigt das ReM noch sehr viel Arbeit, damit es (aus Nutzersicht) seinem Namen gerecht werden kann.

Besonders negativ hervor sticht das komplette Fehlen der gesamten Ebene der Syntax: Während die kleineren Schwesterprojekte, die deutlich weniger Mittel erhielten, vollständig und qualitativ hochwertig bis ins letzte Detail annotiert sind (das DDD bietet sogar eine Wort-für-Wort-Übersetzung an), gerät das ReM für die Syntaxforschung schnell in Vergessenheit. Um tatsächlich adäquate syntaktische Untersuchungen mit dem ReM anzufertigen, benötigt es fundiertes Wissen in der Korpuslinguistik, sehr gute Kenntnisse im Mittelhochdeutschen und möglichst viel Erfahrung in der Benutzung von ANNIS – anders als ReN und DDD hilft das ReM seinem Nutzer in so geringem Maße, dass die einzige wirkliche Hilfe das ReM-Handbuch (Klein/Dipper 2016) darstellt. Ohne die genauen Hintergründe zur Server-Architektur zu kennen, darf behauptet werden, dass das ReM entweder zu wenig Ressourcen zur Verfügung gestellt bekommt oder derart ineffizient arbeitet; anders lassen sich die langen Rechenzeiten für mäßig komplexe Anfragen (wie die Verknüpfung zweier oder mehrerer *ODER*-Abfragen) und die oft vorkommenden Abstürze beziehungsweise das Einfrieren des Ladevorgangs nicht erklären. Um das ReM wirklich sinnvoll für seine syntaktische Fragestellung verwenden zu können, sollte dies definitiv nicht die erste korpuslinguistische Studie eines Sprachwissenschaftlers sein. Ferner sollte man eine hohe Frustrtoleranz aufweisen, da durch die etlichen Mängel an Annotationen ein deutlich höherer Arbeitsaufwand entsteht als eigentlich nötig wäre. Letztlich ist es zwingend erforderlich, dass man sein zu untersuchendes Phänomen (auch

im Mittelhochdeutschen) vorab sehr intensiv recherchiert hat, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein und hier speziell auf die Eigenarten des ReMs reagieren zu können. Es ist meiner Ansicht nach jedoch sehr gut möglich, dass auch Phänomene auf der Ebene der Syntax existieren, die mit den im ReM gegebenen Möglichkeiten überhaupt nicht zu bearbeiten sind. Gleiches gilt für eventuelle Frequenzanalysen und graphische Darstellungen: Ist die syntaktische Annotation eines Untersuchungsgegenstandes nicht problemlos mit lexikalischen und/oder morphologischen Informationen zu substituieren, werden zwingend Kenntnisse in anderen Tools oder Programmiersprachen wie *R* vorausgesetzt, da die eingebauten Tools nur dann funktionieren, wenn der Recall (sowohl in falsch-positiver wie auch falsch-negativer Hinsicht) nahezu perfekt ist. In jedem Fall ist trotz der annotierten Lexeme der Besitz oder Zugang zu einem Wörterbuch des Mittelhochdeutschen – für die zahlreichen Urkunden, die in das ReM aufgenommen wurden, könnte auch das WMU von Vorteil sein – anzuraten, da des Öfteren Lexeme entweder gar nicht zu einem Lemma zugeordnet wurden oder aber zu einem falschen (beispielsweise *beiten*<sub>1</sub> ‚warten, zögern, Aufschub gewähren‘ anstelle von *beiten*<sub>2</sub> ‚züchtigen, quälen, abmühen‘).

Trotz allem hat das ReM ein großes Potenzial, eine beliebte Datengrundlage für die historische Sprachwissenschaft des Deutschen zu werden. Lexikalische, graphematische oder morphologische Studien sind bereits gut möglich und zum Teil bereits durchgeführt (Schwarz 2019, Witzhausen 2019a) und sofern das Korpus jemals um die Syntax (oder auch eine Übersetzung wie das DDD) erweitert wird, sehr schön auch für syntaktische Untersuchungen – vorausgesetzt, der Nutzer besitzt vertiefte Kenntnisse dieser Sprachstufe und der Korpuslinguistik. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt muss mit einem nutzerunfreundlichen, sehr minimalistisch gehaltenen Korpus gerechnet werden, dessen Verwendung Geduld und hohe (syntaktische) Kreativität zum Aufspüren der gewünschten Struktur erfordert. In diesem als Dokumentation meiner syntaktischen ReM-Studie zu verstehenden Kapitel habe ich eindrucksvoll gezeigt, dass das ReM mit genügend Durchhaltevermögen und der entsprechenden Erfahrung im Umgang mit Korpora auch für die diachrone Syntax zu verwenden ist – ob dies auch auf andere Fragestellungen und Hypothesen übertragbar ist, wird die Zeit (und der linguistische Nachwuchs) zeigen. Die durch das Ignorieren der syntaktischen Ebene verursachten, erheblichen Einschränkungen des ansonsten sehr detaillierten und variablen Abfrage-Tools ANNIS stimmt jedoch auch im Nachgang der Untersuchung nachdenklich.

## 3.2 Historische Dialektologie – zur arealen Variation im Mittelhochdeutschen

Nach der Vorstellung meiner Untersuchungsmethode soll nun das Untersuchungsgebiet besprochen werden. Hierbei möchte ich zwei Aspekte beleuchten: (i) die Disziplin der historischen Dialektologie, insbesondere den bisherigen Kenntnisstand (3.2.1); (ii) die Dialekteinteilung des Mittelhochdeutschen (3.2.2). Hier wird auch die Siedlungsgeschichte des ostdeutschen Raums zur Sprache (3.2.3) kommen, da die ostmittel- und ostniederdeutschen Dialekte erst deutlich später – und zwar im Rahmen der „Ostkolonisation“ (von Polenz 1991: 83) – auf vorher slawisch-geprägtem Sprachgebiet entstanden sind.

### 3.2.1 Stand der historischen Dialektologie

Bei der Rezeption vieler Studien zu ausgewählten Phänomenen des Mittelhochdeutschen wird der Eindruck geweckt, es handele sich bei dieser historischen Sprachstufe um eine standardisierte Varietät, die keinerlei diatopischer Variation unterliegt. Dies ist natürlich keineswegs der Fall; vielmehr ist es so, dass die historische Dialektologie, also „die Erforschung der Geschichte der Herkunft und Entwicklung der rezenten Dialekte“ (Wiesinger 2017: 13), bis heute ein akut unterforschtes Gebiet ist – und das, obwohl die Dialektologie spätestens seit den 1990ern (Abraham/Bayer 1993 wird gemeinhin als die erste moderne Abhandlung über Dialektsyntax angesehen) auch Phänomene abseits der *klassischen* Dialektologie, die sich lange Zeit (fast) ausschließlich mit den Bereichen Lexikologie, Phonologie und Morphologie beschäftigte, für sich entdeckt hat. Dabei liegen diverse Arten von Datenmaterial vor, mit denen man problemlos auch die Varietäten des Alt- oder Mittelhochdeutschen erfassen könnte. Ein sehr schönes Beispiel hierfür sind die drei Referenzkorpora DDD, ReN und ReM, die allesamt Metadaten zur verwendeten Sprache, Sprachregion und des konkreten Dialekts aufweisen. Daneben liegen mit Urkunden und speziell dem CAO<sup>29</sup> Zeugnisse vor, die dank der (mehr oder weniger) standardisierten, formelhaften Gestalt explizit verortet und rückdatiert werden können (siehe auch allgemein die Diskussion bei Sanders 1982: 68–69 und Wiesinger 2017: 15–24).

Trotz allem sind systematische Untersuchungen der historischen Vorläufer moderner Varietäten wie Bairisch, Westfälisch oder (Nord-)Obersächsisch bis heute ein Desiderat. Besonders erstaunlich ist, dass selbst die Standardwerke zum Mittelhochdeutschen, also beispielsweise die Paulsche Grammatik (Paul et al. 2011) oder das *Mittelhochdeutsche Elementarbuch* (de Boor/Wisniewski 1998), nur äußerst spärliche Verweise auf die synchrone Variation während des Mittelhochdeutschen aufweisen und lediglich ausgewählte Sekundärliteratur zitieren. Den wohl besten Überblick über die historische Dialektologie

---

<sup>29</sup>Des Weiteren liegt ein noch im Erscheinen begriffener Artikel von Carsten Becker und Oliver Schallert (Becker/Schallert in Vorbereitung) vor, der den Stellenwert des CAOs und allgemein der Urkunden für das akut unterforschte Gebiet der historischen Dialekte thematisiert.

des Mittelhochdeutschen bietet die Neubearbeitung der *Einführung in das Mittelhochdeutsche* (Hennings 2020), welches aufgrund seiner Studenten- und Einsteigerfreundlichkeit jedoch nur selten in die tiefere Materie einsteigt. Dies ist umso verwunderlicher, da in den Ortsgrammatiken der frühen Dialektologie (zweite Hälfte des 19. und erste Hälfte des 20. Jahrhunderts) stets auf die mittelhochdeutschen Formen einzelner Paradigmen hingewiesen wird – wohl gemerkt, dass es sich hierbei immer um das normalisierte Mittelhochdeutsch handelt und nicht den Ortsdialekt vor knapp 800 Jahren (siehe zum Beispiel Palm 1936 zur meißnisch-oberlausitzen Übergangsmundart). Im Gegensatz zum Mittelhochdeutschen verfügt das Mittelniederdeutsche über einen Sprachatlas, den *Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete* (ASnA) (Peters/Fischer/Nagel 2017a,b,c), der den Sprachstand des 13. bis einschließlich des 15. Jahrhunderts abdeckt, und das Mittelniederländische wurde im Rahmen des *Klankatlas van het veertiende-eeuwse Middelnerlands*<sup>30</sup> (KAML) (de Wulf 2019) behandelt. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass die beiden Atlasprojekte durchaus einige Überschneidungen mit dem CAO haben, das einige Urkunden aus den mittelniederländischen und -niederdeutschen Sprachgebieten beinhaltet. Die nachfolgende Abbildung 18 zeigt Karte 141 des ASnAs (Peters/Fischer/Nagel 2017a: 185), die die Variation in der Schreibung der postverbalen Negationspartikel mnd. *nicht* beinhaltet.

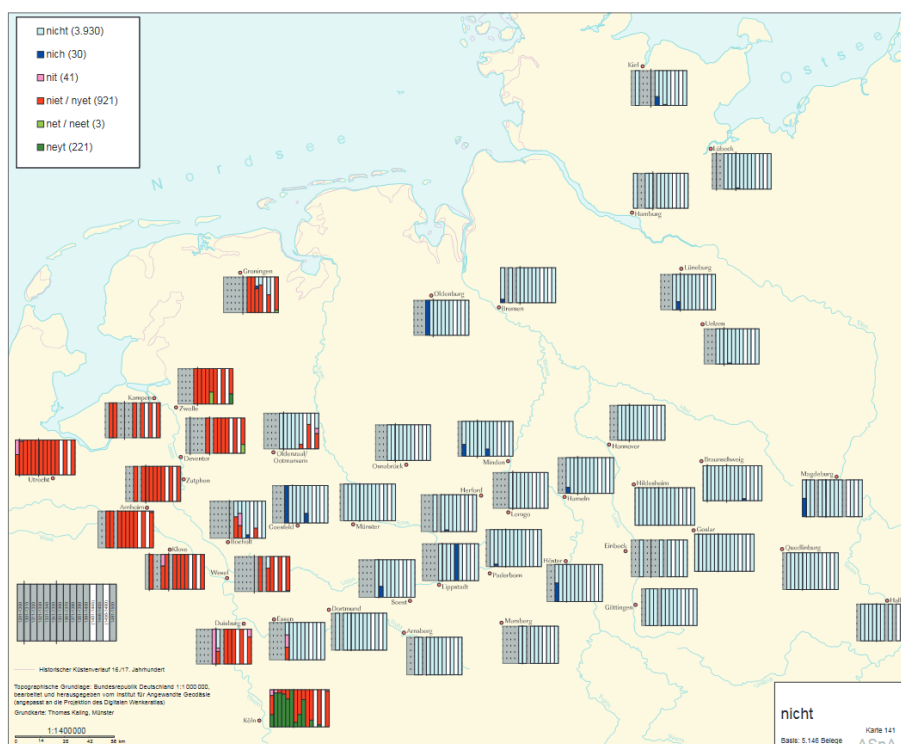


Abbildung 18: ASnA-Karte 141 zur Schreibung der postverbalen Negationspartikel *nicht* im Mittelniederdeutschen (entnommen aus Peters/Nagel/Fischer 2017a: 185)

<sup>30</sup>Die Projektbeschreibung kann unter folgender Web-Adresse aufgerufen werden (auf Niederländisch verfasst): <https://bouwstoffen.kantl.be/kamnl14/>.

Diese Lücke in der Forschung ist umso bedauerlicher, je mehr Studien den Wert einer historischen Dialektologie aufzeigen, so zum Beispiel Pickl (2017), der das Oberdeutsche hinsichtlich eines *Jespersen-Zyklus* untersucht, und natürlich Hertel (in Vorbereitung) respektive Schüler (2016, 2017), die mit ihren Ergebnissen in Sachen Negation zweifelsfrei bewiesen hat, dass nicht ad hoc von *dem Mittelhochdeutschen* gesprochen werden darf, sondern immer die einzelnen Dialektregionen als solches betrachtet werden sollten – und durch ihre erstaunlichen Resultate zum (West-)Mitteldeutschen den Fokus auf diese bisher eher wenig beachtete mittelhochdeutsche Varietät lenkt. Letztlich kann und soll die vorliegende Korpusuntersuchung nicht nur als Testfall des ReMs, sondern vielmehr auch als Aufruf zum Schließen dieser Lücke fungieren – die historische Dialektologie bietet ein enormes Potenzial, Sprachwandelprozesse in ihrer Gänze nachvollziehen zu können – man denke nur an den Vergleich der Urkundensprache dreier Städte (Köln, Regensburg und Zürich) bei Schüler (2016). Für Arbeiten wie diese, die auf die sich während des Mittelhochdeutschen abspielenden phonologischen Wandelprozesse Bezug nehmen, wäre ein guter Kenntnisstand über die Durchführung eben jener Prozesse in den verschiedenen Dialektarealen äußerst hilfreich. Leider handelt es sich bei Phänomenen im Bereich des Nebensilbenvokalismus – worunter nahezu alle phonologischen und prosodischen Aspekte, die von Hertel (in Vorbereitung) und meiner Adaption ihrer Hypothese mit der Negation in Verbindung gebracht werden, fallen – um ein chronisch unterforschtes Gebiet; dieser Aspekt wird auch von den Bearbeitern der *Mittelhochdeutschen Grammatik* (Paul et al. 2011: 109) angesprochen, die dringend zu neuen Studien mit einer modernen Methodik aufrufen. Wie ich im Rahmen der Vorstellung von Hertel (in Vorbereitung) und Schüler (2016, 2017) diskutiert habe, betrifft dies auch die Geschwindigkeit der Durchführung der Nebensilbenabschwächung sowie die darauffolgende Schwa-Tilgung. Mit Lindgren (1953) liegt wohl die einzige umfangreichere Untersuchung vor, die nach mehr als 60 Jahren dringend einer Auffrischung bedarf. Dabei wäre es sehr wünschenswert, auch die Sprachgebiete außerhalb des Oberdeutschen zu berücksichtigen, denn, wie Büthe-Scheider (2017: 396) eindringlich beschreibt, ist die Bearbeitung der phonologischen Entwicklung im westmitteldeutschen (insbesondere dem ripuarischen) Teil des Mittelhochdeutschen ein Desiderat – und hätte großes Potenzial, Unterschiede zwischen den Mundarten (wie etwa der Negation (Schüler 2016, 2017)) mit der Phonologie in Verbindung zu bringen.

### **3.2.2 Das Untersuchungsgebiet – Dialekte des Mittelhochdeutschen**

Nun möchte ich eine Gliederung des Mittelhochdeutschen in Dialektgebiete vornehmen. Da das ReM bei den Teilkorpora, die überhaupt einem konkreten Dialektareal zugeordnet werden können, nur eine Grobgliederung vornimmt, wird diese Einteilung dementsprechend auch eher oberflächlich bleiben – eine Feingliederung würde nur dann sinnvoll und ökonomisch sein, wenn die einzelnen Mundarten auch in die Untersuchung der Negati-

on im ReM übernommen werden könnten. Ferner ist eine mögliche Feingliederung der historischen Varietäten ohnehin mit methodischen Problemen behaftet: „Denn selbst wo lokalisierbare Texte vorliegen, handelt es sich um die Regionaldialekte der großen Schreiberorte, während die Lokalmundarten speziell der weiten ländlichen Bereiche überhaupt nicht schriftlich in Erscheinung treten“, resümiert Sanders (1982: 69) über die historische Dialektologie des Niederdeutschen. Abbildung 19 bildet den Ausgangspunkt meiner nun folgenden Gliederung und gibt einen groben Überblick über die Dialektverhältnisse im (Spät-)Mittelalter:



Abbildung 19: Dialekteinteilung des mittelhoch- und mittelniederdeutschen Sprachgebiets (aus Hennings 2020: 7)

Die beiden wichtigsten Grenzen sind (i) im Norden zum Mittelniederdeutschen und (ii) im (Nord-)Westen zum Mittelniederländischen – obwohl alle drei Sprachen Teil des kontinentalwestgermanischen Sprachbündnisses sind, sind nur Nieder- und Hochdeutsch als Teil des *Deutschen* zu betrachten und die jeweilige Vorsilbe beschreibt die (Nicht-)Durchführung der zweiten Lautverschiebung (hierzu auch detailliert Schwerdt 2000), wobei das *Niederdeutsche* historisch auf die Sprache der Sachsen, dem Altsächsischen, zurückgeht und ihm als Teil der (hypothetischen) ingwäonischen Sprachen eine enge Verbindung zum



Niederländischen, Friesischen und Englischen nachgesagt wird. Neben den phonologischen Entwicklungen „lassen aber durchgängig feststellbare Korrespondenzen in allen Sprachbereichen die Folgerung zu, daß zwischen dem Altenglischen, Altfriesischen, Altniederländischen und dem Altniederdeutschen [ältere Bezeichnung für das Altsächsische; D.H.] ein alter sprachgeschichtlicher Zusammenhang herrscht“ (Sanders 1982: 41). Wie Sanders weiter ausführt, ist die enge Zusammengehörigkeit dieser historischen Sprachstufen (fast) nicht zu leugnen; lediglich die Frage, ob man einen Sprachbund „aus der vorwanderzeitlichen Kultgemeinschaft der ‚Ingwäonen‘“ annimmt oder den weniger kontroversen Begriff der „Verkehrsgemeinschaft über die südliche Nordsee hinweg“ (von Polenz 1972: 28), kurz „Nordseegermanisch“ (Sanders 1982: 41), verwendet, ist strittig und ad hoc wohl nicht eindeutig zu beantworten.

Da hier die bisher so strittige Negation im Mittelhochdeutschen untersucht werden soll, können folglich nur hochdeutsche Textzeugnisse ausgewertet werden; zum Hochdeutschen gehört das Ober- und das Mitteldeutsche, also alles südlich der beiden Isoglossen *Benrather Linie* und *Uerdinger Linie*, die das Hoch- vom Niederdeutschen trennen. Abbildung 20 zeigt die Abgrenzung des Hoch- vom Niederdeutschen anhand der *Benrather Linie*, die – entsprechend der dahinter liegenden Isoglosse – auch *machen/maken-Linie*<sup>31</sup> genannt wird.



Abbildung 20: Die *Benrather Linie* als Grenze zwischen hoch- und niederdeutschen Mundarten (aus Hennings 2020: 6)

<sup>31</sup>Vergleiche auch ahd. *mahhōn* versus as. *makōn* ‚machen‘ (germ. /k/ versus ahd. /x/).

Innerhalb des hochdeutschen Sprachraums trennt die *Speyerer Linie* respektive die *appel/apfel-Linie* („da /pp/ im Oberdeutschen in allen Stellungen zu /pf/ berschoben wurde, während es im Mitteldeutschen (wie auch im Niederdeutschen) bewahrt blieb“ (Hennings 2020: 5)) das Oberdeutsche vom Mitteldeutschen. Demnach haben die oberdeutschen Mundarten die zweite Lautverschiebung (nahezu) vollständig durchgeführt, während das Mitteldeutsche beispielsweise plosive Geminaten nicht zu Affrikaten verschoben hat. Innerhalb des Mitteldeutschen muss zwischen einem Ost- und einem Westmitteldeutsch differenziert werden; eine der Isoglossen, die das Mitteldeutsche in Ost und West untergliedern, ist die *Germersheimer Linie* (Barbour/Stevenson 1998: 87–88) – auch *Pfund/Pund-Linie* genannt. Alle Mundarten, die westlich dieser Grenzlinie beheimatet sind, haben anlautendes /p/ nicht zu /pf/ verschoben, sodass hochdeutsches *Pfund* wmd. *pund* lautet. Die ostmitteldeutschen Mundarten hingegen haben diesen phonologischen Wandel nicht nur anteilig, sondern vollständig vollzogen, sodass wir Formen wie omd. *fund* und damit einen Wandel von /p/ zu /f/ finden. Dafür lässt sich im Westmitteldeutschen ein phonologisch besonders interessantes Gebiet ausfindig machen, den *Rheinischen Fächer*, der sich vom Süden (nahe Karlsruhe) mit rheinfränkischen Dialekten bis in den Norden (bei Uerdingen) zum Niederfränkischen zieht und an das Westfälische grenzt. Gemeinsam haben alle Mundarten des *Rheinischen Fächers*, dass sie die zweite Lautverschiebung, wie für das (West-)Mitteldeutsche üblich, nur partiell durchgeführt haben. Abbildung 21 resümiert meine Darstellung zur Durchführung der zweiten Lautverschiebung in den einzelnen Dialektarealen und damit ihrer Gliederung.

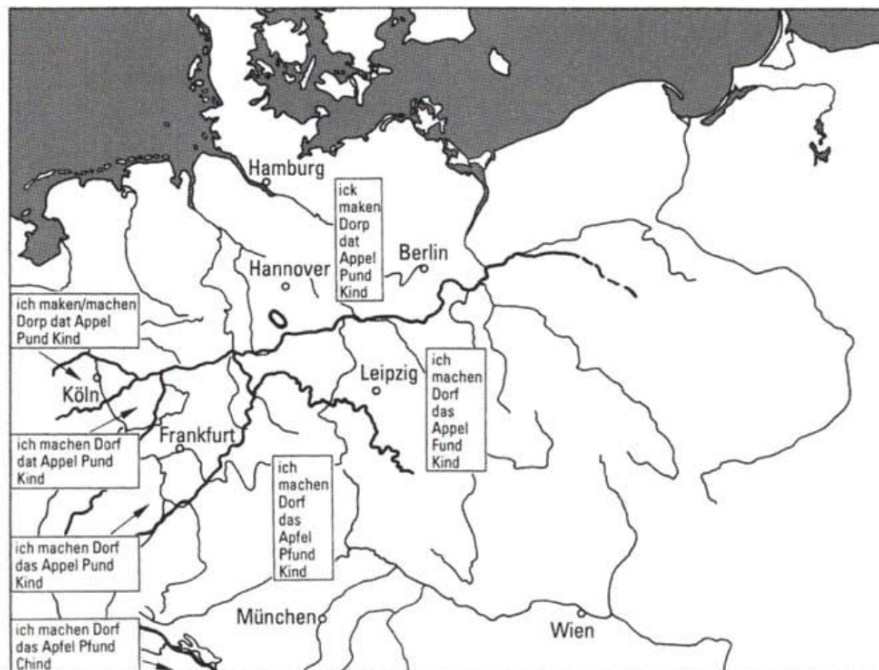


Abbildung 21: Dialektgliederung anhand der Durchführung der zweiten Lautverschiebung (entnommen aus Barbour/Stevenson 1998: 86)

Da sich die historische Dialektologie, wie Sanders (1982: 68–69) für das Niederdeutsche dargestellt hat, meist nicht mit Ortsmundarten, sondern eher mit Regionalsprachen beschäftigt, reicht die bisherige Feingliederung des deutschen Dialektsystems aus und ist eventuell bereits ein wenig zu detailliert gestaltet. Für die Untersuchung der Negation im ReM wird ein vierteiliges Dialektsystem verwendet: Es wird einerseits zwischen Ober- und Mitteldeutsch unterschieden und andererseits nach West- und Ostgebiet des jeweiligen Dialektareals gegliedert, sodass insgesamt vier Untersuchungsgebiete vorliegen: (i) Ostoberdeutsch (Bairisch, Ostfränkisch), (ii) Westoberdeutsch (Schwäbisch, Alemannisch), (iii) Westmitteldeutsch ((Rhein-/Mosel-)Fränkisch, Ripuarisch) und (iv) Ostmitteldeutsch<sup>32</sup> (Thüringisch, Obersächsisch, Erzgebirgisch). Da die traditionelle Dialektologie einen sehr starken Fokus auf die Phonologie hatte, sind die Gliederungsversuche meist ausschließlich anhand der jeweiligen phonologischen Systeme angefertigt worden. Denkbar wäre es natürlich auch, die Dialekte aufgrund ihrer morphologischen oder syntaktischen Systeme zu gliedern, beispielsweise anhand ihres Kasussystems (Shrier 1965) oder dem (oberdeutschen) Präteritumschwund (Fischer 2018). Selbstverständlich bietet die Phonologie jedoch deutlich feinere Unterscheidungsmöglichkeiten, insbesondere bei Betrachtung des *Rheinischen Fächers*, der auf geringem Raum bereits große lautliche Differenzierungen ermöglicht. Nichtsdestotrotz bieten sich auch anderweitige Unterscheidungskriterien an, vor allem bei der Verwendung neuester technischer und statistischer Methoden wie beispielsweise der Dialektometrie (siehe zum Beispiel Pröll 2015, Pröll et al. 2015). Abbildung 22 fasst die Ergebnisse dieses Abschnitts zusammen, indem nochmals die Gliederung des deutschen Dialektsystems in Form eines Familienbaums dargestellt wird.

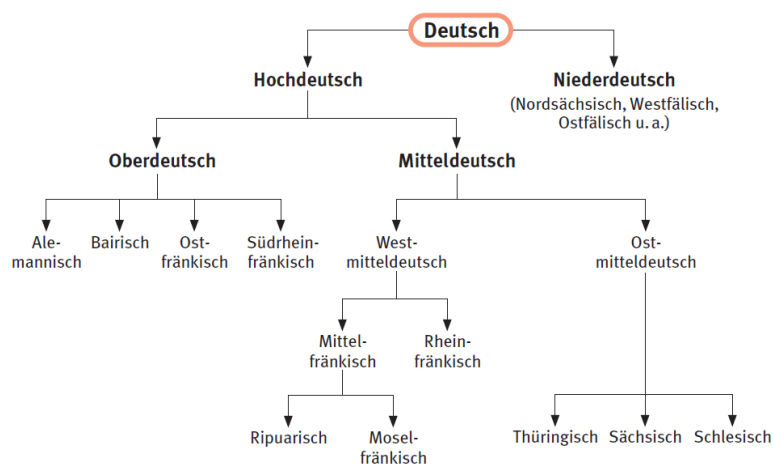


Abbildung 22: Binnengliederung des Deutschen (entnommen aus Hennings 2020: 7)

<sup>32</sup>Wie meinen nachfolgenden Ausführungen zum Ostmitteldeutschen entnommen werden kann, ist jede noch so oberflächliche Einteilung des Ostmitteldeutschen im Grunde unnötig. Da sich diese Dialekte erst im Rahmen der Ostkolonialisierung gebildet haben, sind die Grenzen bei weitem noch nicht so gefestigt wie beispielsweise im Ostoberdeutschen.



### 3.2.3 Zum Sonderstatus des Ostmitteldeutschen – eine Entstehungsgeschichte

Zum Abschluss der Vorstellung und der Diskussion über das Untersuchungsgebiet meiner ReM-basierten, korpuslinguistischen Studie möchte ich kurz auf den Sonderstatus des Ostmitteldeutschen während des (Spät-)Mittelalters eingehen. Zusammen mit dem Ostniederdeutschen stellt es nämlich ein deutlich jüngeres Dialektgebiet des Deutschen dar; vor der germanischen/deutschen Ostsiedlung war das heutige Ostdeutschland slawisch geprägt (Vorgänger der modernen westslawischen Varietäten wie Polnisch, Tschechisch oder Sorbisch). Die europäische Bevölkerung zum Ende des ersten Jahrtausends (n. Chr.) ist graphisch in der nachfolgenden Karte aufgearbeitet. Abbildung 23 zeigt sehr schön, dass die germanischen Völker (in einem dunklen Rotton) vor der Ostbesiedlung nur im westlichen (Zentral-)Europa und Skandinavien beheimatet waren und die slawischen Stämme (hellblau/türkis) noch die Regionen um die Lausitz oder Schlesien bewohnten.

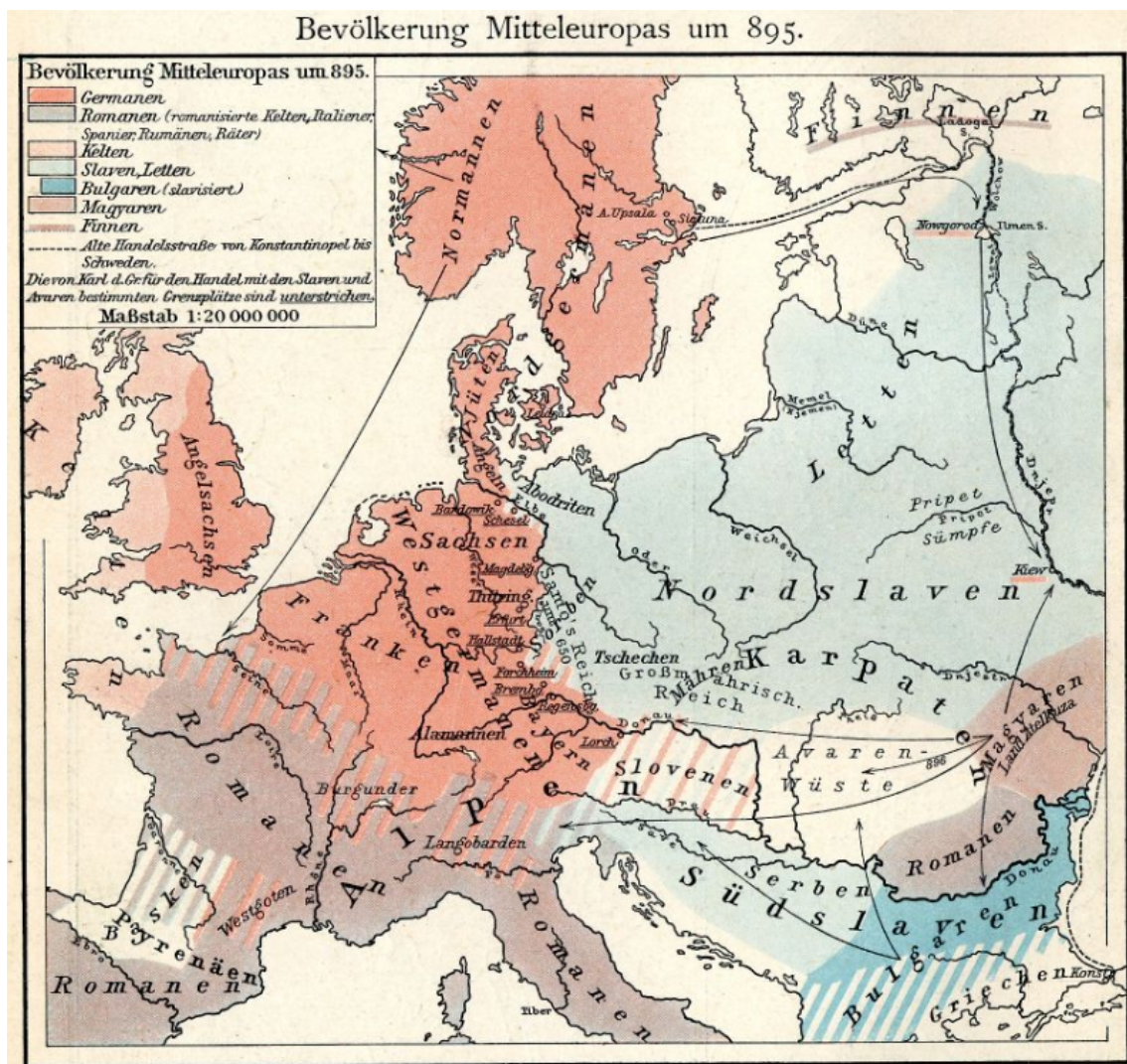


Abbildung 23: Ethnische Völkergruppen im Europa um 895 nach Christus (Putzger 1905: Karte 14b)

Sanders (1982: 48–52) hat sich vor allem mit den Auswirkungen der Ostkolonisation auf das Niederdeutsche, also die Besiedlung des nordöstlichen Raums, beschäftigt, beschreibt aber auch das Entstehen des Ostmitteldeutschen. So heißt es:

„Bedeutende Auswirkungen, auch in sprachlicher Hinsicht, hatte die Ostkolonisation des 12./13. Jahrhunderts, in der sich politische Unterwerfung der häufig aufsässigen Slawen, ihre christliche Missionierung und wirtschaftliche Nutzbarmachung weiter ostelbischer Landstriche verbanden. [...] Von den jeweiligen Landesherren oder kirchlichen Institutionen aufgerufen, floß jedenfalls seit Mitte des 12. Jahrhunderts ein Strom von Zuwanderern ins ‚Ostland‘. Diese großenteils bäuerlichen Neusiedler kamen aus den verschiedensten Gegenden, vom Niederrhein, aus Westfalen und den anderen Landschaften des niederdeutschen Altlandes (auch aus Mittel- und sogar Süddeutschland, woraus sich in Meißen, der Lausitz, Schlesien usw. das ebenfalls koloniale ‚Ostmitteldeutsch‘ ergab)“ (Sanders 1982: 49).

Zur zeitlichen Dimension muss ergänzend zu Sanders’ Ausführungen angemerkt werden, dass die Ostexpansion nach Kuhn (1973) in mehreren Phasen verlief, wobei vom 8. bis 11. Jahrhundert die ersten, noch sehr nahe am ursprünglichen deutschen Sprachgebiet gelegenen, Regionen besiedelt wurden und ab dem 12. Jahrhundert auch die Lausitz und das Areal nördlich vom Erzgebirge. Analog zum Ostniederdeutschen (diachron auch oft als Ostelbisch, siehe Hennings 2020: 7), welches dem ‚alten‘ Westniederdeutschen gegenübergestellt wird, werden die sich im Hochmittelalter im Entstehen begriffenen Mundarten des Ostmitteldeutschen vom ‚alten‘ Westmitteldeutschen abgegrenzt. Nach Mattheier (2009: 275) gab es vor allem in den 1930er Jahren, prominent durch Theodor Frings vertreten, die „These von der ‚Ausbildung einer ostmitteldeutschen Ausgleichssprache im Munde der Siedler““, welche „einer kolonialen Ausgleichssprache im ostmitteldeutschen Raum“ nahe kommt und auf eine Vermischung der Siedlermundarten aus dem Norden, dem Westen und dem Süden zurückgeht. Mattheier (2009: 275) ergänzt weiter, „daß der ostmitteldeutsche Raum besonders in seinen südlichen Teilen seit der frühesten Siedlungszeit unter einem starken Einfluß oberdeutscher Sprachvarietäten stand, die ihre deutlichen Reflexe sowohl in den frühen Kanzleisprachen als auch in den anstehenden Dialekten hinterlassen haben“ (siehe auch Erben 1970: 389–391). Betrachtet man nochmal die Karte zur Dialektgliederung des Mittelhochdeutschen (Abbildung 19), fällt direkt die eher spärlich ausgeprägte Gliederung des ostmittel- und ostniederdeutschen Sprachraums auf (bei Hennings 2020: 7 lediglich *Ostelbisch* und *Ostmitteldeutsch* genannt). Wie auch von mir schon angesprochen, sind die Dialekte des ostdeutschen Gebiets noch in ihrer Entstehung und können daher noch keine eigene Binnengliederung oder -systematik aufweisen. Abbildung 24 zeigt nun die Zunahme des germanisch-stämmigen Sprachgebiets in Ost- und Zentraleuropa. Die Karte zeigt den Stand um 1200 an, wobei die schraffierten Gebie-



te noch keine homogenen Areale darstellen, sondern einen heterogenen Sprachstand aus germanischen und slawischen Varietäten – was beispielsweise sehr schön an den Gebieten der Sorben, also der Ober- und Niederlausitz, beobachtet werden kann.



Abbildung 24: Ethnische Völkerguppen im Europa nach der mittelalterlichen Ostkolonisation um 1200 nach Christus (Putzger 1905: Karte 15a)

Besonders hervorzuheben gilt es auch, dass nicht nur Deutsche an der Ostbesiedlung teilnahmen; vielmehr waren es zu großen Teilen auch Völkergruppen aus dem Westen wie die Flamen und Niederländer. Dies erklärt ferner, wieso insbesondere die modernen Mundarten der Mark Brandenburg noch heute über zahlreiche „Niederlandismen“, also „Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts“ (Sanders 1982: 89), verfügen, darunter *Moll* („Maulwurf“) oder *Elsteroge* („Hühnerauge“).

Nach der Kolonialisierung bildeten sich zeitnah Hochburgen der Schriftkultur heraus: „Den Raum Leipzig – Eisenach – Magdeburg betrachten wir seit F. Karg als kulturelles Zentrum im Spätmittelalter. Träger dieser Kultur war neben den Klöstern in zunehmendem Maße das erstarkende Bürgertum der Städte“ (Grosse 1964: 118). Diese Hochburgen und Kulturzentren (insbesondere das Meißnische) gewinnen mit der Zeit großen Einfluss und geben „der deutschen Schriftsprachentwicklung eine stärker östliche und nordöstliche Orientierung“ (von Polenz 1991: 83). Detaillierte Übersichten zu den jeweiligen Phasen, Erläuterungen der politischen Hintergründe und der sozialen und ökonomischen Aspekte der Ostwanderung finden sich bei Higounet (1990).

### **Fazit**

Innerhalb der historischen Dialektologie haben ostmittel- und ostniederdeutsche Dialekte eine gewisse Sonderrolle inne. Als Ergebnis der deutschen Ostsiedlung im 12. und 13. Jahrhundert sind sie deutlich jünger und dementsprechend spärlich oder aber erst erheblich später belegt als die oberdeutschen Varietäten. Sie gehen auf eine (durch Ausgleich (*leveling*) entstandene) Durchmischung verschiedener Siedlermundarten zurück, darunter oberdeutsche, westmittel- und westniederdeutsche Dialekte, aber auch Flämisches und Niederländisches. Bereits in der frühen Literatur wird vor allem dem Bairischen ein erheblicher Einfluss auf das (südliche) Ostmitteldeutsche konstatiert, sodass sich diese Varietäten – durch *leveling* (analog zu den Hanseatischen Städten bei Breitbarth 2014 und Peters 2000) dem Einwirken anderer Dialekte – sicher zeitnah veränderten. Dass auch Varietäten des Niederländischen ihre Spuren im Ostmitteldeutschen hinterlassen haben, wird durch Niederlandismen im heutigen Märkisch-Brandenburgischen bewiesen (Sanders 1982: 89). Andererseits übte auch das Ostmitteldeutsche alsbald großen Einfluss auf das restliche (hoch-)deutsche Sprachgebiet aus: Binnen kürzester Zeit entstanden Schreib- und Kulturzentren wie Leipzig, Eisenach oder Meißen, die die Standardsprache und vor allem die Schreibtradition während des Frühneuhochdeutschen entscheidend mitgeprägt haben. Als „Mysensch“ („Meißnisch“; Sanders 1982: 169) spielte das Meißnische eine große Bedeutung bei der Verdrängung des Niederdeutschen und dessen Abwertung nach dem Untergang der Hanse (Sanders 1982: 153–175); der Begriff *Missingsch* („Missingsch ist das, was herauskommt, wenn ein Plattdeutscher hochdeutsch sprechen will“; Schloß Gripsholm I,2, zitiert nach Sanders 1982: 169) geht in einer der beiden populären Etymologien sogar auf *Meißnisch*, also dem Begriff für die Regionalsprache und vor allem der

im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit hoch angesehenen Schriftsprache der Kanzleien von Meißen, zurück.<sup>33</sup>

Welche Bedeutung haben die Aspekte Entstehungsgeschichte und Einflussnahme anderer Mundarten nun auf die Untersuchung der Negation im (historischen) Ostmitteldeutschen? Durch den Status als noch relativ junge Mundart wird es schwer werden, an eine ausreichende Anzahl von Textzeugnissen für das Mittelhochdeutsche zu kommen. Das ReM ist zwar relativ ausgewogen, aber dies ändert nichts an der Tatsache, dass weite Teile des Ostmitteldeutschen erst ab dem 12. Jahrhundert besiedelt wurden. Im schlimmsten Fall muss das Ostmitteldeutsche für den quantitativen Aspekt vernachlässigt werden, für die qualitativ-syntaktische Auswertung einzelner Negationsbelege spielt dieser Aspekt jedoch keine Rolle. Andererseits haben wir es hier mit einem Regionaldialekt zu tun, der sich erst vor kurzer Zeit gebildet hat und trotz seiner jungen Jahre bereits starken Wandelprozessen unterliegt – durch externen Einfluss anderer Dialekte wie dem Bairischen, aber auch innersystematisch als Ausgleich zwischen den Siedlermundarten. Letzteres konnte bereits als starker (und statistisch signifikanter) Einflussfaktor für die Wahl der Negationsform bei Breitbarth (2014) identifiziert werden. In jedem Fall müssen die hier erarbeiteten Punkte bei der Auswertung ostmitteldeutscher Daten berücksichtigt werden, ansonsten könnten eventuell auftretende, erhebliche Abweichungen von den übrigen Varietäten missinterpretiert werden.

### **3.3 Graphematik als Anhaltspunkt für phonologische Abschwächung und Pro-/Enklise**

Den letzten methodologischen Aspekt, den ich im Rahmen der korpuslinguistischen Untersuchung eines möglichen *Jespersen-Zyklus* im ReM diskutieren möchte, stellt die Graphematik dar. Dabei möchte ich mich nur indirekt der Graphematik selbst, sondern vielmehr den durch das Schriftbild ermöglichten Rückschlüssen auf die Phonologie widmen. Da hier eine historische Sprachstufe beziehungsweise eigentlich die Varietäten einer historischen Sprachstufe untersucht werden, existiert keine Möglichkeit, Muttersprachler zu interviewen, indirekt mithilfe eines Fragebogens zu befragen oder auf sonstige Arbeitsweise der modernen Dialektologie zu erreichen – die letzten Sprecher des Mittelhochdeutschen sind seit knapp 700 Jahren extinkt. Somit ist die historische Sprachwissenschaft gewissermaßen zwanghaft auf eine korpuslinguistische Methodologie angewiesen, indem schriftlich überlieferte Sprachzeugnisse aufbereitet und durchsucht werden. Was nun in diesem Abschnitt beleuchtet wird, ist die Frage, wie man phonologische Aspekte einer ausgestorbenen Sprache untersucht. Die Antwort in diesem Kontext lautet: mithilfe

---

<sup>33</sup>Die andere etymologische Theorie nimmt eine volksetymologische Anlehnung an *messingisch* („aus Messing bestehend“) an, also einem unedlen und nur wenig kostbaren Metall – ähnlich wie die niederdeutschen Mundarten nach dem Untergang des Hanseatischen Imperiums, die zu einer bäuerlichen Sprache zur Belustigung des gehobenen Bürgertums in Theaterstücken verkommen ist (Sanders 1982: 168–171).



fe der Graphematik, also der konkreten Schreibung der einzelnen Belege. Da sich der Graphematik hier nur als Quelle phonologischer Informationen bedient und eben keine schreibgrammatische Analyse einzelner Autoren angestrebt wird, verzichte ich auf eine ausführliche Diskussion bekannter graphematischer Arbeiten und Arbeitsweisen des Mittelhochdeutschen und thematisiere ausschließlich Aspekte, die unmittelbar mit meiner Analyse der Negation verbunden sind. Für detaillierte und gleichzeitig leicht zugängliche Informationen und weiterführende Literatur zur Graphematik verweise ich auf Elmentaler (2018) und Fuhrhop/Peters (2013) – letztere verknüpfen die Themen Phonologie und Graphematik und bedienen daher auch Phänomene wie die *graphematische Silbe*, während Elmentaler (2018) speziell diachron berichtet und folglich Themen wie die Entstehung und Entwicklung früher Schriftsysteme und die Standardisierung der deutschen Schreibsprache bearbeitet.

### **Das Schriftsystem des frühen Deutschen**

Frühe germanische Belege (zum Beispiel des Urnordischen) liegen nicht in dem uns vertrauten lateinischen Alphabet vor, sondern sind meist in Gestalt von Runen in Holz oder Stein eingeritzt – im Mittelalter des Öfteren auch auf Pergament geschrieben –; der Ursprung der Runenschrift, die sich heute vor allem bei Anhängern esoterischer Kreise oder rechtsradikalen Gedankenguts als mystische, zum Teil magische Zeichen finden lassen, ist bis heute höchst umstritten. Die Erklärung, die wohl am wenigsten Kritik bekommen hat und von breiten Kreisen akzeptiert wird, sieht einen Ursprung im alpinen Raum auf Grundlage eines frühen lateinischen Alphabets (Düwel 2008: 175–181). Die Runenreihen, auch nach den ersten sechs Zeichen *Fuþark* genannt, werden nach ihrer zeitlichen Verwendung in das ältere und jüngere *Fuþark* sowie die mittelalterlichen *Runica Manuscripta* eingeteilt. Die frühesten Belege sind dabei um 200 n. Chr. zu datieren, wobei der Kamm von Vimose (Sigle DR 207) zwar keine vollständige Runenreihe, dafür jedoch den ersten gesicherten Beleg für Runenritzung darstellt. Der Großteil aller Runologen verortet die Entstehung der Runenschrift ins 1. Jahrhundert n. Chr. (Düwel 2008: 3). Abbildung 25 zeigt eine vollständig überlieferte Runenreihe und zwar den Beleg auf der Steinplatte von Kylver (Stånga auf Gotland), die zeitlich gegen 400 n. Chr. geschätzt wird und das ältere *Fuþark* (24 Grapheme) darstellt.

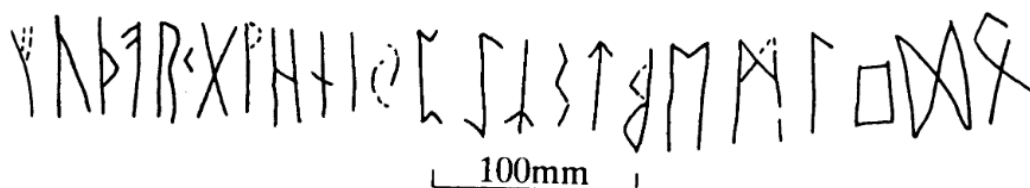


Abbildung 25: *Fuþark* auf der Steinplatte von Kylver (entnommen aus Düwel 2008: 2)

Im Zuge der Christianisierung des germanischen Sprachgebiets übernahmen immer mehr Völker und Stämme das lateinische Alphabet, wodurch die Runenschrift immer weiter zurückgedrängt wurde – wobei die Runenkenntnis bis ins 15. Jahrhundert, bei Gelehrten sogar bis ins 18. Jahrhundert hinein vorherrschte (Düwel 2008: 3). Bereits das Althochdeutsche ist überwiegend in lateinischer Schrift überliefert, nur wenige, vor allem voralthochdeutsche Zeugnisse, sind noch in Runen geschrieben (etwa 30 Inschriften für das 6. und 7. Jahrhundert). Althochdeutsche Runenritzungen findet sich dagegen kaum und geschriebene Runen nur noch im 8. Jahrhundert.

### **Eignung des lateinischen Alphabets für die Wiedergabe des Deutschen**

„Durchgesetzt hat sich dagegen ein auf die althochdeutschen und altsächsischen Dialekte zugeschnittenes lateinisches Schriftsystem“ (Elementaler 2018: 54). Da im (frühen) Mittelalter das Lateinische (vor allem in Klöstern) noch die dominierende Schriftsprache darstellt, lag es nahe, dass die Mönche und Ordensbrüder zu diesem Schriftsystem griffen, als sie den Versuch wagten, das Althochdeutsche zu verschriftlichen. Dass es hierbei nicht selten zu erheblichen Interferenzen beider Sprachen gekommen ist, zeigt das Beispiel Otfrids. *Otfrid von Weissenburg*, der durch seine um 865 fertiggestellte *Evangelienharmonie* einen wichtigen Beitrag zur Überlieferung des (frühen) autochtonen Althochdeutschen – es handelt sich hierbei, anders als beispielsweise beim *Isidor*, nicht nur um eine Übersetzung aus dem Lateinischen – geleistet hat und oft als „Phonetiker unter den althochdeutschen Schriftstellern“ (Moser 1969: 111) bezeichnet wird, bringt die fehlende Eignung des lateinischen Schriftsystems für die Schreibung des Althochdeutschen im Vorwort seines Briefes an den Erzbischof Liutbert von Mainz zur Sprache:

„Wie nun allerdings diese unkultivierte Sprache [gemeint ist das Deutsche] insgesamt bäurisch ist und ungebildet, nicht gewohnt, sich dem lenkenden Zügel der Grammatik zu fügen, so ist auch bei vielen Wörtern die Schreibung schwierig, sei es wegen der Häufung von Buchstaben [zum Beispiel ahd. *uuunder* ‚Wunder‘; D.H.], sei es wegen ihrer ungewöhnlichen Lautung. Denn bisweilen fordert sie, wie mir scheint, drei *u* – die ersten zwei meines Erachtens konsonantisch lautend, während das dritte *u* den Vokalklang beibehält [...]. Diese Sprache verwendet, abweichend vom Lateinischen, häufig *k* und *z*, Buchstaben, von denen die Grammatiker [des Lateinischen; D.H.] sagen, sie seien überflüssig. Zum Ausdruck des bisweilen vorkommenden dentalen Zischlautes wird, wie ich meine, in dieser Sprache das *z* verwendet, das *k* aber zum Ausdruck des Rachenlauts“ (Übersetzung aus dem Lateinischen durch Vollmann-Profe 2010: 21, zitiert nach Elementaler 2018: 56).

Auch wenn das Prestige des Deutschen heute sicherlich höher eingeschätzt wird, bleiben die Ansichten Notkers zur Verwendung des lateinischen Alphabets zur Verschriftlichung des Deutschen aus moderner Sicht unangetastet – beide Sprachen, Latein und (Althoch-

)Deutsch, gehen auf das Indogermanische zurück, gehören jedoch innerhalb dieser Familie zu zwei völlig unterschiedlichen Zweigen: (i) das Romanische und (ii) das Germanische. Allein auf lautlicher Ebene trennen beide Sprache etliche Wandelerscheinungen, darunter die erste und zweite Lautverschiebung. Weiterhin ist das lateinische Alphabet an vielen Stellen für die Wiedergabe des Lateinischen ungeeignet, wie Elmentaler (2018: 55; Hervorhebung im Original) schildert: „Das lateinische Alphabet, das sich ja durch Adaption des griechischen Alphabets unter Vermittlung des etruskischen Schriftsystems herausgebildet hatte, war schon in Bezug auf das Lautsystem des Lateinischen in einigen Bereichen **„unterdifferenziert“**“. Es folgt eine kleine Auswahl an fehlenden Eigenschaften auf Grundlage von Elmentaler (2018: 55–56): (i) Das lateinische Schriftsystem unterscheidet nicht zwischen Lang- und Kurzvokalen; zwar findet sich in heutigen Grammatiken an so mancher Stelle ein Diakritikum (wie in *pōpulus* ‚Pappel‘), diese sind aber erst nachträglich eingefügt worden. Wie Seiler Rübekel (2014) und Maas (2011: 15–17) ferner ausführen, verschlimmert sich dieses Problem bei der Adaption des Lateinischen für die Verschriftlichung des (Alt-)Hochdeutschen. (ii) Dem lateinischen Alphabet mangelt es an einer Kennzeichnung des Öffnungs- respektive des Verschlussgrades. Für die Unterscheidung zwischen *fort* und *vor* ist die Graphematik nicht hilfreich, eine Lautschrift wie das IPA hingegen schon: /fɔrt/ versus /fo:v/. (iii) Genau so verhält es sich auch mit den gerundeten Vorderzungenvokalen, also den Umlauten. Diese sind mangels graphematischer Kennzeichnung in alt- und mittelhochdeutschen Sprachdenkmälern nicht von ungerundeten Vokalen zu unterscheiden: mhd. *losen* (‚lösen, erlösen‘) versus *losen* (‚horchen‘) oder mhd. *rosten* (‚rösten‘) versus *rosten* (‚rosten‘). „Erst ab der frühneuhochdeutschen bzw. spätmittelniederdeutschen Zeit bildete sich hierfür ein Kennzeichnungssystem heraus, zunächst mit einem diakritischen *e* (*lo<sup>e</sup>sen*, *ro<sup>e</sup>sten*), später mit dem doppelten Akut (*lösen*, *rösten*) oder dem Trema (*lösen*, *rösten*)“ (Elmentaler 2018: 55). (iv) Zuletzt fehlt auch ein Zeichen für den velaren Nasal- /ŋ/ (wie etwa in *Hang* oder *Angst*) und Frikativlaut /x/ (*rauchen* und *Wache*); beide Probleme wurde durch die Kombination zweier Grapheme (<n> + <g> respektive <c> + <h>) gelöst. (v) Daneben verwendet das Deutsche Phoneme, die es im Lateinischen nicht gab beziehungsweise die Grapheme benötigen, die im Lateinischen lediglich graphische Varianten darstellten. Konkret betrifft dies die Unterscheidung von <u> und <v> (im Deutschen /u/ und /w/) sowie von <i> und <j> (im Deutschen /i/ bzw. /j/) (siehe auch das zitierte Vorwort von Otfrids Brief an den Erzbischof Liutbert von Mainz). Diese Diskrepanz zwischen verwendeter Sprache und Schreibsystem ist umso schlimmer, da es in vormoderner Zeit keine standardisierte Schrift gab – jeder Schreiber hatte sein eigenes Schriftsystem, sodass alt- und mittelhochdeutsche Originaltexte deutlich schwieriger zu lesen sind. Zwar entwickelt sich mit der Herausbildung der Schreibkanzleien meist ein gewisser Stil, doch betrifft dies die frühen Belege des Alt- und Mittelhochdeutschen noch nicht. Ferner diskutieren zahlreiche historische Phonologen und Graphematiker, ob und wie weit sich historische Schreiber ausschließlich an der

Lautung, speziell der Lautung ihres Dialekts, orientiert haben. Je mehr dies der Fall ist, desto leichter lassen sich Rückschlüsse auf das phonologische System ziehen. Für einen Überblick über den Forschungsstand des Themas *Schrift und Mündlichkeit* verweise ich auf Kapitel 7 von Elmentaler (2018: 147–178).

Neben der fehlenden Einheitlichkeit der Schreibsysteme des Mittelalters existiert noch ein weiterer Faktor, der das Arbeiten mit mittelhochdeutschen Texten verkompliziert: Es existiert auch noch keine *Standardsprache*. „Vormoderne Schriftlichkeit ist stets regional ausgeprägt“, konstatiert Elmentaler (2018: 179). Wie im vorangegangenen Abschnitt erläutert, sind Alt- und Mittelhochdeutsch keine einheitlichen Sprachen, sondern bestehen – genau wie das moderne Neuhochdeutsch – aus verschiedenen Dialekten. Besonders prominent fällt natürlich die zweite Lautverschiebung auch in der Schrift auf, da sie systematisch auftritt und einen Großteil der Konsonanten erfasst – so findet sich mittelfränkisch *helpan* oder *werpan*, während ein bairischer Schreiber des Althochdeutschen *helpfan*, *helpfan* und *werpfan*, *werphan* niederschreibt. Insbesondere das Althochdeutsche, welches nur äußerst spärlich belegt ist, lässt sich aufgrund einzelner weniger Schreiborte klassifizieren. Abbildung 26 zeigt die sechs wichtigsten Überlieferungsgebiete des Althochdeutschen. Durch die fehlende Normierung bestehen große, dialektal bedingte Unterschiede in der Schreibung und Lautung der einzelnen Varietäten.

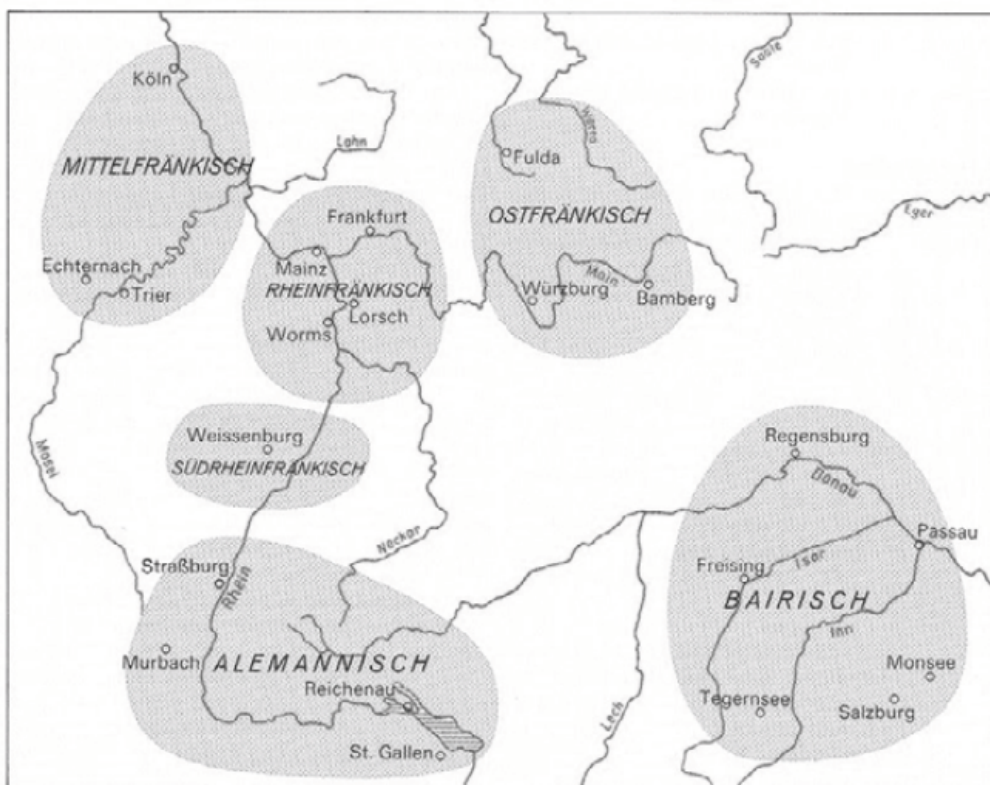


Abbildung 26: Lokalisierung wichtiger Schreiborte des Althochdeutschen (entnommen aus Elmentaler 2018: 181)

## Von der Graphematik zur Phonologie

Die bisher vorgetragenen Punkte zum Schriftsystem und der Schreibung historischer Sprachstufen des Deutschen zeigen, dass wir es bei Alt- und Mittelhochdeutsch mit nicht-standardisierten, regional variierenden Sprachen zu tun haben. Auch die Graphematik unterliegt idiolektalen Faktoren; da das diachrone Deutsch spätestens seit dem 9. Jahrhundert (fast) ausschließlich mit dem lateinischen Alphabet wiedergegeben wird, kommen diverse Probleme zum Vorschein. Diese betreffen vor allem fehlende Diakritika und Zeichen für konkrete Phoneme (/x/ oder /ŋ/). All diese Aspekte kündigen ein hohes Maß an Variabilität bei der Schreibung einzelner Lexeme an – auf die Negation bezogen bedeutet dies, dass es wohl beträchtlich mehr Formen als *ni*, *ne* oder *ne* respektive *niht* und *niet* geben wird. Da meine Daten jedoch auf einem annotierten Korpus basieren, spielt die Schreibung bei der Datenerhebung keine Rolle. Gleichzeitig ermöglicht die stark durch Dialekt und Lautung orientierte Schreibweise das Ziehen von Rückschlüssen auf die phonologischen Aspekte, die die Entwicklung der (Satz-)Negation beeinflussen beziehungsweise im Verdacht stehen, den *Jespersen-Zyklus* zu beeinflussen. Wäre das historische Deutsch bereits normalisiert, so wäre dies selbstverständlich nicht möglich, da etliche Aspekte durch die einheitliche schriftliche Wiedergabe überdeckt werden würden.

Konkret erlaubt uns die *freie* Graphematik, (i) die Variation bei der Schreibung der Negationspartikeln über die Jahrhunderte hinweg zu beobachten. Ausgehend vom frühen Althochdeutschen, welches noch über die ungeschwächte, germanische Partikel *ni* verfügt, bis hin zum späten Mittelhochdeutsch, das – bedingt durch Nebensilbenabschwächung und Schwa-Tilgung – nur noch den phonologischen Rest der ehemaligen Partikel in Form von *en* aufweist (eventuell sogar nur noch <n> als streuender Konsonant). Dies lässt sich zeitlich dokumentieren, da die Subkorpora des ReMs ja in Schritten von 50 Jahren verortbar sind. Theoretisch lässt sich dies auch auf die postverbale Partikel mhd. *niht* übertragen, doch trägt die Schreibung und Gestalt jenes Negators für die Theorie Hertels (in Vorbereitung) und meiner Adaption keinerlei Bedeutung. (ii) Ferner ermöglicht es uns, die vom Schreiber selbst gewählte Graphematik, die Getrennt- oder Zusammenschreibung der Partikel mit ihrer stützenden phonologischen Basis, zu observieren. Die Idee dahinter geht auf Szczepaniak (2010) und Hertel (in Vorbereitung) zurück: Beide postulieren (in unterschiedlicher Gestalt und Intensität) einen Wechsel der Kliserichtung von mhd. *ne*. Während man im Althochdeutschen ausschließlich und im Mittelhochdeutschen häufig proklitische Belege (also die Zusammenschreibung mit dem nachfolgenden (finiten) Verb) (114a) vorfindet, zeigen (spät-)mittelhochdeutsche Texte des Öfteren auch enklitische Fälle (*ne* verbindet sich mit dem vorangehenden Wort) (114b). Des Weiteren besteht die Möglichkeit, auf phonologisch nicht herleitbare *Cluster* von Lexemen zu stoßen, die der Schreiber entweder aus Platzgründen oder mangelnder schreibgrammatischer Kenntnisse zusammengeschrieben hat (114c).

- (114) a. *er nemahte fi iz niht langer uerhelen*  
 Er NEG=konnte ihr es nicht länger verheimlichen  
 M121y1-N 0a, 1263 (Kaiserchronik A, Vorauer Handschrift)
- b. *fone mach d<sup>s</sup> menf . niht genesin*  
 So=NEG kann der Mensch NEG genesen  
 M302-G1 2va, 21–22 (Bartholomäus, M1)
- c. *finewolten niht uo<sup>u</sup>r komen*  
 Sie=NEG=wollten NEG vor kommen  
 M121y2-N 0a, 14262 (Kaiserchronik A, Vorauer Handschrift)

Der Auslöser für den Richtungswechsel stellt die zunehmende Festigung des Trochäus als dominierendes Metrum (oder die Entwicklung zu einer Silbensprache nach Szczepaniak 2007) dar; mit der Abschwächung des Vokals zu einem Schwa benötigt die Negationspartikel eine phonologische Basis, da ein Schwa und ein Nasal zusammen kein phonologisches Wort ( $\omega$ ) bilden können. Aufgrund der Sonorität und dem Trochäus fällt es leichter, *ne* oder *en* in den Anlaut als den Auslaut einzugliedern, zumal in Verbletztsätzen auch die Tilgung durch Haplologie droht. Zusammen mit der Rückdatierung und der Verortung innerhalb der Dialektgliederung ermöglicht es die Graphematik, die phonologisch-motivierte Wandeltheorie zu überprüfen. Daneben kann ebenfalls beobachtet werden, ob die Koda des vorangehenden Wortes besetzt oder offen ist – eventuell beeinflusst dieser Aspekt, ob die Kliserichtung gewechselt wird. Letztlich wird die Differenzierung nach Dialekt auch erst durch die freie Variation in der Schreibung möglich – wäre eine fixe Schrift im frühen Mittelalter bereits etabliert, würde sie auch den Dialekt oder Regiolekt des Schreibers massiv beeinflussen oder gar völlig überdecken.

### 3.4 Zusammenfassung: Methodologie einer ReM-Studie

Im vorliegenden Kapitel haben wir uns mit der Datengrundlage und der Methodik meiner korpuslinguistischen Studie zur Entwicklung der Negation im Mittelhochdeutschen auseinandergesetzt. Nach einer Diskussion möglicher Quellen mittelhochdeutscher Texte (3.1) fiel die Wahl auf das *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch*, welches sowohl für die diachrone als auch diatopische Dimension bestens geeignet ist. Weiterhin findet man dort die Schreibung der originalen Handschriften anstelle normalisierter Editionen, sodass authentisches Sprachmaterial vorliegt. In einem separaten Unterabschnitt (3.1.3) habe ich das ReM ausführlich behandelt: Neben einer Kurzvorstellung wurde das Annotationssystem, die annotierten Ebenen und vor allem die Abfragesprache ANNIS vorgestellt und anhand einzelner Beispiele erläutert. Im Anschluss daran habe ich mein Vorgehen bei der Korpusrecherche Schritt für Schritt erläutert und zahlreiche Probleme, die beim Arbeiten

mit dem ReM auftreten (können), thematisiert. Den Abschluss bildete ein (versöhnliches) Resümee: Obwohl das ReM zahlreiche Probleme aufweist und vor allem durch die mangelnde syntaktische Annotation (ganz im Gegensatz zu den Schwesterprojekten ReN und DDD) an Funktionalität einbüßt, ist es mit genügend Hintergrundwissen zur mittelhochdeutschen Syntax und der Korpuslinguistik sehr gut möglich, auch (morpho-)syntaktische Phänomene mit ihm zu analysieren.

Im Anschluss galt der Blick dem dialektologischen Aspekt (3.2) – da die historische Dialektologie ein akut unterforschtes Gebiet ist, war es meine Absicht, auf diese Lücke hinzuweisen und so eventuell die ein oder andere Studie zu provozieren. Daneben habe ich das mittelhochdeutsche Dialektsystem vorgestellt und untergliedert – unter Hervorhebung, dass überhaupt Variation existiert und das Mittelhochdeutsche eben *keine* einheitliche Sprache gewesen ist. Ein besonderer Fokus lag auf dem Ostmitteldeutschen (3.2.3); da das östliche deutschsprachige Gebiet erst im Hochmittelalter, und zwar im Zuge der Ostbesiedlung, germanisiert wurde, liegen bis ins 13. Jahrhundert hinein nur wenige Textzeugnisse vor. Gleichzeitig entwickelt sich das Ostmitteldeutsche in jungen Jahren bereits sehr stark; einerseits durch den Einfluss oberdeutscher Mundarten, andererseits – wie bereits die Hanseatischen Städte bei Breitbarth (2014) gezeigt haben – durch inner-systematischen Ausgleich, genannt *Leveling*. Die Siedlungsgeschichte des Ostens zeigt, dass die neue Bevölkerung ihre jeweiligen Mundart mitgebracht haben: Bairisch, Alemannisch, Ripuarisch, Moselfränkisch, aber auch (West-)Niederdeutsch und sogar Flämisch und Niederländisch. Um eine möglichst homogene Bevölkerung zu werden, vermischten sich diese verschiedensten Dialekte und vereinheitlichten ihr System.

Den Abschluss bildete ein Kapitel zur Schreibung des Mittelhochdeutschen (3.3.). Speziell galt der Blick, inwiefern es möglich ist, durch die Graphematik Rückschlüsse auf das phonologische System einer ausgestorbenen Sprache zu ziehen. Bereits Otfrid bemängelte 865 die Ungeeignetheit des Lateinischen für die Wiedergabe des Althochdeutschen. Da sich erst im Laufe des Frühneuhochdeutschen eine einheitliche Schrift und Schriftsprache entwickelte, haben wir es in der historischen Sprachwissenschaft mit einer freien Graphematik zu tun; das bedeutet, dass die Schreiber (mit Ausnahme der im Spätmittelalter entstehenden Kanzleien) selbst über ihre Schrift entscheiden und beispielsweise die Modifizierung des Alphabets für die möglichst genaue, phonetische Wiedergabe ihres einzelnen Dialekts eigenständig vornehmen. Diese Aspekte erlauben es zumindest in der Theorie, die Schreibung der Negationspartikeln als Grundlage einer phonologischen Untersuchung zu verwenden. Mittelhochdeutsche Schreiber werden zum Beispiel die Klierichtung danach auswählen, zu welchem Lexem (pro- oder enklitisch) sie die Partikel phonologisch stellen, und die Schreibung der präverbalen Partikel mhd. *ne* kann an die Durchführung der Nebensilbenabschwächung angepasst werden.

## 4 Präsentation und Diskussion der Ergebnisse

Nach der Diskussion und einer Metaanalyse bisheriger Studien zur Entwicklung der Negation sowie der Vorstellung und Begründung der Methodologie ist es an der Zeit, die Ergebnisse meiner korpuslinguistischen Untersuchung zu präsentieren und im Lichte von Hertels (in Vorbereitung) phonologisch-basierter Theorie zu analysieren. Da sich die Arbeit mit historischen Sprachstufen aufgrund der Abhängigkeit von überlieferten Sprachzeugnissen immer ein wenig schwieriger als beispielsweise synchrone Dialektologie, bei der man auf Muttersprachler zurückgreifen kann, gestaltet und die eingeschränkte Funktionalität des ReMs deutlich mehr Umstände wie andere, moderne Korpora des Deutschen (zum Beispiel DeReKo, DGD oder DWDS) bereitet, ist es vorab ratsam, einige Vorbemerkungen (4.1) loszuwerden. Hier möchte ich neben den aufgetretenen Problemen auch ein paar Worte zur Auswertung und der Stichprobenziehung verlieren. Im Anschluss daran werden die durch die in Abschnitt 3.1.3 genannten Methoden gewonnenen Materialien thematisiert: Zuerst werden die Aspekte Diachronie und Variation (4.2) angesprochen – das bedeutet, die Daten werden zeitlich und dialektal ausgewertet, um die Einflussfaktoren Zeitpunkt der Anfertigung und Dialekt/Regiolekt des Schreibers statistisch zu überprüfen. Hiernach folgen morphosyntaktische Analysen (4.3) der gezogenen Stichprobe im Umfang von 500 Sätzen mit der diskontinuierlichen Negation, wobei sich neben der Verbstellung auch mit der Verbklasse auseinandergesetzt wird. Hierbei werden durchaus Rückbezüge zur phonologisch-gestützten Theorie gezogen; die Phonologie selbst wird jedoch erst in 4.4 in den Mittelpunkt gerückt. Dort sollen durch graphematische Indizes phonologische Einflussfaktoren auf die Negation ermittelt werden – auch dieser Teil meiner Korpusuntersuchung wurde anhand eines Samples von 500 Sätzen durchgeführt. Abschließend betrachten wir einige Sonderfälle (4.5), die mithilfe des ReMs ausfindig gemacht wurden. Es soll allerdings keine umfassende Analyse und Erklärung für diese auffälligen Belege abgegeben werden; vielmehr sollen sie einen Ausblick darstellen, welche Aspekte der Negation noch weiterführende Untersuchungen benötigen.

### 4.1 Vorbemerkungen zur Auswertung und Interpretation der ReM-Daten

Zunächst werde ich noch einige Details bezüglich der Methodik hinter und dem Umfang der Stichprobe thematisieren sowie das generelle Vorgehen bei der Auswertung derselben. Einerseits soll dies eine bestmögliche Transparenz schaffen, andererseits aber auch die Erfahrungen im Umgang mit dem ReM dokumentieren. Der letzte Punkt, der vor der Diskussion und Interpretation der Negationsdaten behandelt werden muss, betrifft erneut die Arbeitsweise mit dem ReM, konkret die Ausgeglichenheit des Korpus. Leitfrage soll hierbei sein, ob und eventuell mit welchen Einschränkungen das ReM für die historische



Dialektologie verwendet werden kann, speziell wie gut die einzelnen Dialektareale abgedeckt sind. Wie aus Abschnitt 3.2.3 hervorging, scheint dieser Aspekt gerade für das noch im Entstehen begriffene Ostmitteldeutsche unsicher zu sein, weshalb es lohnenswert erscheint, ein paar Gedanken hierzu zu äußern.

#### 4.1.1 Stichprobenziehung und Vorgehen bei der Auswertung

Während für die diachrone und dialektale Entwicklung der Negation sämtliche, eindeutig einem der vier Regiolektareale zuordenbare Teilkorpora des ReMs verwendet wurden, ist das für die phonologische und morphosyntaktische Analyse der Belege für die diskontinuierliche Negation ein Unterfangen, welches den Umfang einer Pilotstudie sprengen und auch den Sinn einer solchen infrage stellen würde. Daher kann nur mit einer kleineren Datenbasis gearbeitet werden; hierfür wird aus allen 3180 Belegstellen eine Stichprobe im Umfang von 500 Sätzen gezogen. Zunächst müssen sämtliche Treffer, die aus dem ReM mithilfe des integrierten *GridExporters* exportiert wurden, händisch durchgesehen werden – dies ist deshalb notwendig, weil das ReM, wie in 3.1.3 ausführlich beschrieben wurde, über keine syntaktischen Annotationen verfügt und die Satzgrenzen folglich mit Abstandsoperatoren substituiert werden müssen. Von 3180 Treffern bleiben nach einer ersten Durchsicht 3041 positive Belege für die diskontinuierliche Negation übrig, die die Basis für die Stichprobe bilden – ein Wert, der trotz improvisierter Abfrage für eine hohe Präzision spricht.

Um eine möglichst heterogen verteilte Auswahl an Sätzen zu generieren, ziehe ich für die Ziehung der Stichprobe die Programmiersprache *R* hinzu, die ferner auch für die statistische Auswertung<sup>34</sup> und die grafischen Darstellungen<sup>35</sup> verwendet werden soll. Konkret benutze ich die Funktion *sample\_n* des Pakets *dplyr*, welches das Basisprogramm von *R* um zahlreiche statistische Funktionen erweitert. *sample\_n* wählt nun aus einem Datensatz eine beliebige Anzahl von Sätzen nach dem Zufallsprinzip aus, die man wiederum als .csv-Datei exportieren kann. Der *R*-Code sieht wie folgt aus:

```
install.packages("dplyr")
library(dplyr)
daten <- read.csv2(file="E:/Analyse.csv", header=F, row.names=1,
encoding="UTF-8")
stichprobe <- sample_n(daten, 500)
write.csv(stichprobe, "Stichprobe.csv", row.names=TRUE,
fileEncoding = 'UTF-8')
```

---

<sup>34</sup>Ich verwende für den  $\chi^2$ - respektive den *Fisher-Test* *R* nur aus pragmatischen Gründen. *R* fungiert quasi bloß als Taschenrechner; die mathematischen Prozesse hinter den Tests sowie die Funktionsweise und Ergebnisse werden hierdurch selbstverständlich nicht beeinflusst. Der *Fisher-Test* kann mithilfe des Pakets *lsr* eingebunden werden.

<sup>35</sup>Für die Darstellung der Ergebnisse findet das weit verbreitete Paket *ggplot2* Verwendung, welches den Standardfunktionen von *R* überlegen, dafür mit einer umfangreicheren Syntax verbunden ist.

Da die Personen hinter dem ReM großen Wert auf eine detailgetreue Wiedergabe der Originalhandschriften legen, sind viele Diakritika und anderweitige Sonderzeichen in den exportierten Rohdaten. Deswegen ist es von großer Bedeutung, dass die Daten sowohl beim Import als auch beim Export richtig kodiert sind; die optimale Kodierung stellt dabei *UTF-8* dar. Trotz allem enthalten einige Texte nicht-identifizierbare Sonderzeichen, die bereits im ReM falsch kodiert und folglich nicht mehr auflösbar sind und als kryptische Zeichen wiedergegeben werden. Sie stellen aber ausnahmslos Satz- oder Verszeichen dar, sodass keine bedeutungstragenden Elemente verloren gehen.

Nach dem Ziehen der Stichprobe sowie deren Überführung in eine UTF-8-kodierte .csv-Datei werden die Belegsätze in eine Excel-Tabelle importiert. Jede Variable, die untersucht werden sollen, wird in eine gesonderte Spalte eingetragen; jede Zeile steht dabei für genau einen Satz mit der diskontinuierlichen Negation. Die Tabelle ist nach folgendem Muster aufgebaut (zur besseren Darstellung sind die 14 Spalten in drei Tabellen aufgeteilt):

Index	Beleg	Übersetzung	Belegstelle
126	do nemahte im der tiefal nicht getaren.	Da konnte ihm der Teufel nicht schaden	M157-G1 143ra, 17–18
575	daz en maht im niht gehelfen .	Das konnte ihm nicht helfen	M121y1-N 0a, 5596
1269	he enmochte dir nit widerftan	Er konnte dir nicht widerstehen	M335-G1 0a, 171

Text	Zeit	Dialekt	Verbstellung	Verbklasse I	Verbklasse II
Wiener Physiologus (Jüngerer Physiologus)	1150–1200	oobd.	V2	AUX	sp.
Kaiserchronik, Teil A (Vorau)	1150–1200	oobd.	V2	AUX	sp.
Rheinisches Marienlob	1200–1250	wmd.	V2	AUX	sp.

Schreibung	Kliserichtung	Koda	Notizen
ne	proklitisch	offen	–
en	getrennt	geschlossen	–
en	proklitisch	offen	–

Tabelle 21: Struktur der Auswertung in Gestalt einer Excel-Tabelle

Da mithilfe der ReM-Exporter nicht alle und auch nicht beliebig viele Metadaten zusammen mit den Belegen extrahiert werden können, muss die Index-Nummer als Referenz dienen. Diese Nummer beschreibt die Reihenfolge innerhalb der gefundenen Textstellen. Leider hat auch hier das ReM seine Eigenheiten; so startet der interne Zähler des *GridExporters* bei 0 anstelle von 1, sodass man immer um 1 addieren muss, um die tatsächliche Reihenfolge im ReM zu erhalten. Ferner kommt es bisweilen zu (teils beträchtlichen) Verschiebungen innerhalb der Reihenfolge, was bedeutet, dass die Index-Nummer teilweise nachträglich ausgebessert werden muss. Der Umfang der jeweiligen Belegstellen muss bereits vor dem Exportieren festgelegt werden (in der Einheit *Token links und rechts* vom gesuchten Lemma). Da die Dauer der Extraktion mit steigendem Kontext erheblich

wächst, wurde ein kleiner Rahmen von jeweils fünf Tokens gewählt; für den Fall, dass die konkrete Belegstelle über diese zehn Tokens hinausgeht, wurde der Kontext vollständig in die Tabelle übertragen. Die Übersetzung habe ich relativ frei, doch stets sinngetreu angefertigt; da hier keine mediävistische oder literaturwissenschaftliche Analyse vorgenommen wird, ist die korrekte Erfassung des Inhalts weniger wichtig als die der zugrundeliegenden Satzstruktur – um letztgenannte korrekt zu beschreiben und zu annotieren, muss jedoch auch der Satz an sich semantisch und grammatisch verstanden werden. Die Belegstellen, die das ReM für einen Beleg angibt, sind mitunter kryptisch und für Außenstehende nicht leicht zu verstehen. Sie beziehen sich immer auf die Dokument-IDs innerhalb des ReMs sowie die Zeilen-/Versangaben der zugrundeliegenden, für die Annotation aufbereiteten Texte. Ich schließe mich jedoch Witzgenhausen (2019a) an und übernehme für die Zitation der Belege die Fundstellen im ReM. Dafür werden Text und Zeitabschnitt entschlüsselt angegeben und auch innerhalb der Excel-Tabelle annotiert – genau wie das Dialektareal des jeweiligen Textes. Diese sieben Aspekte stellen die Metadaten dar; die restlichen sieben Spalten dienen der morphosyntaktischen und phonologischen Analyse und umfassen unter anderem die Verbstellung sowie zwei Arten von Verbklassen: (i) Voll- versus Auxiliar-/Modalverben, (ii) Simplex- versus präfigierte Verben. Daneben erfolgt auch die graphematische Analyse der präverbalen Negationspartikel sowie die Erfassung des Klisestatus (*pro-* oder *enklitisch*, *getrennt* oder *komplexe Schreibform*<sup>36</sup>). Weiterhin untersuche ich den Auslaut (Koda) des der präverbalen Negationspartikel (*ne*) vorausgehenden Lexems, um zu ermitteln, inwiefern ein freier Auslaut die Kliserichtung beeinflusst. In der Theorie sollte es für die Negationspartikel in diesen Fällen einfacher sein, sich enklitisch an solche Lexem anzufügen. Abgeschlossen wird die Tabelle durch eine separate Spalte für Notizen; alles, was besonders ins Auge sticht, problematisch erscheint oder auf sonstige Art und Weise hervorzuheben ist, wird in diesem Feld angemerkt. Ein (Teil-)Ergebnis der Untersuchung möchte ich bereits vorwegnehmen: Trotz vorheriger Durchsicht befinden sich zwei falsch-positive Belege in der Stichprobe, sodass nur noch 498 restliche Sätze verbleiben. Um diesen Mangel wieder auszugleichen, wurden drei Belege, die eigentlich zwei Sätze mit der diskontinuierlichen Negation darstellen, vollständig analysiert. Somit umfasst meine Stichprobe insgesamt 501 Sätze.

#### 4.1.2 Ausgeglichenheit des Korpus und Eingrenzung des Untersuchungsrahmens

Das Vorwort zur Präsentation der Ergebnisse möchte ich mit einer Diskussion der Ausgeglichenheit des ReMs schließen. Mit Tabelle 19 wurde zwar bereits angezeigt, dass nicht für jeden Dialekt jeder Zeitabschnitt untersucht werden konnte, dennoch soll diese Thematik an dieser Stelle noch ein wenig detaillierter behandelt werden – sowohl die

<sup>36</sup>Hierunter verstehe ich graphematische Cluster, die aus mehr als zwei Wörtern bestehen. Diese bestehen häufig aus Subjekt, Negationspartikel und Verb, zum Beispiel *Ichenmac* – hier kann nicht zwischen Pro- oder Enklise unterschieden werden.

Diachronie als auch die Diatopie betreffend. Als Ausgangspunkt dient Abbildung 27, welche die pro Zeitabschnitt von 50 Jahren zur Verfügung stehenden Teilkorpora des ReMs darstellt:

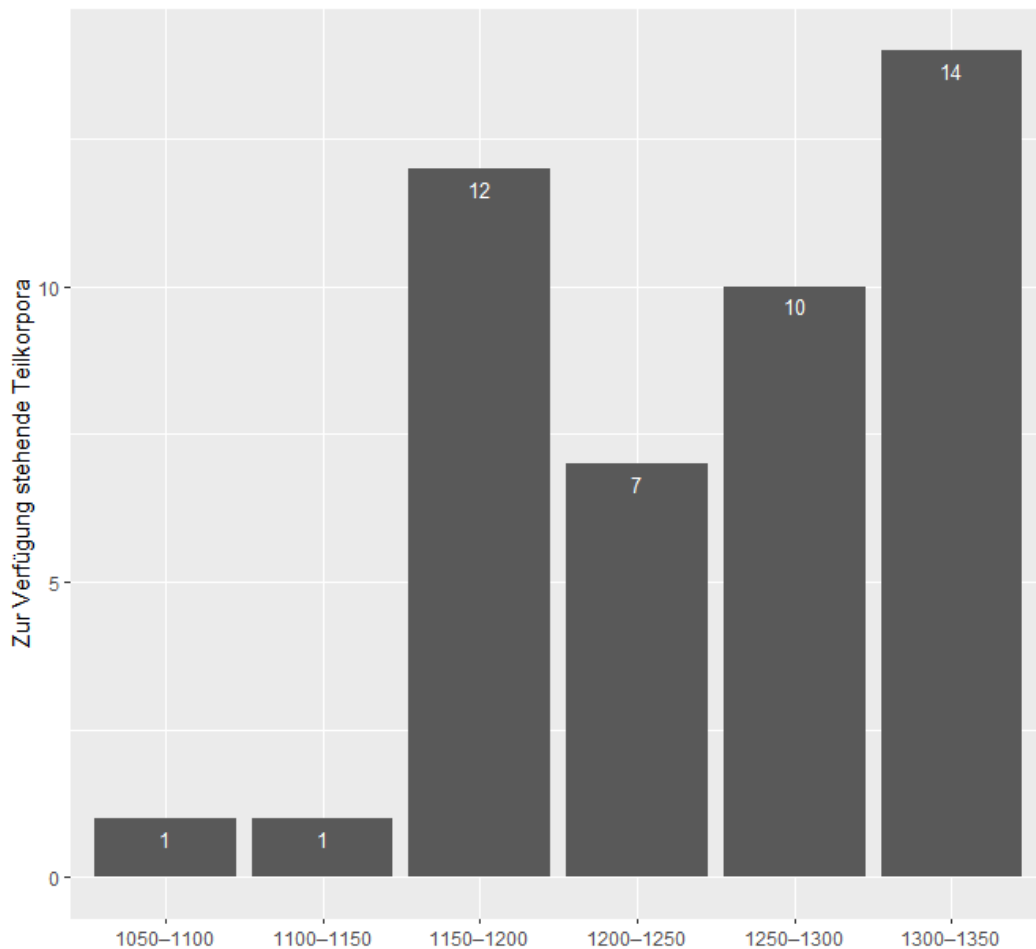


Abbildung 27: Ausgeglichenheit der eindeutig referenzierbaren Teilkorpora des *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch*

Besonders hervorzuheben gilt es, dass für das erste Jahrhundert, also die Zeit von 1050 bis 1150 (nach Hennings 2020: 3 das „Frühmittelhochdeutsche“), *insgesamt* nur ein Teilkorpus (mit genau 956 Tokens) vorliegt. Die fünf Texte, die das Subkorpus *11-12\_1-rhfrhess-PV-X* beinhaltet, können zwar eindeutig dem Westmitteldeutschen zugeordnet werden, dafür jedoch keinem einzelnen Zeitabschnitt. Daher werden die Belege vor dem Jahre 1150 von der statistischen Auswertung ausgeschlossen; für die dialektale Analyse können sie jedoch verwendet werden, da sie eindeutig einem Areal zuzurechnen sind. Obgleich dies zu befürchten war, ist es dennoch bedauernswert, insbesondere da in anderen Studien (Jäger 2008, Pickl 2017) bereits ein starker Fokus auf das *klassische Mittelhochdeutsch* gelegt wurde. Alle anderen Zeitabschnitte sind mit sieben bis vierzehn Teilkorpora (zwischen einem und 22 Texten) durchaus gut vertreten, jedoch nicht ausgeglichen. Differenziert man die verwendbaren Teilkorpora weiter nach Dialektregion der jeweili-

gen Schreiber, erhält man eine Verteilung wie in Abbildung 28. Gegeben sind die vier Dialektareale sowie deren Beleghäufigkeit pro Zeitabschnitt:

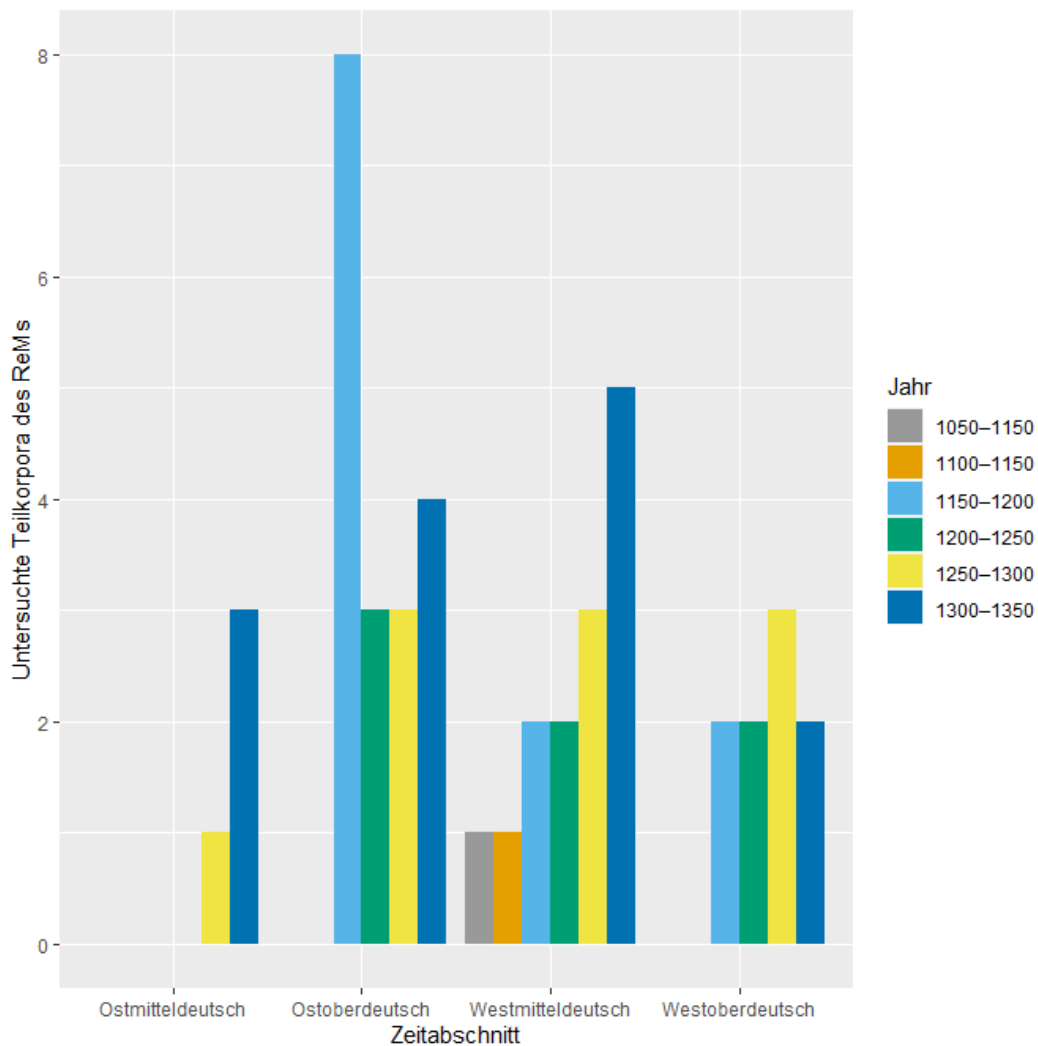


Abbildung 28: Ausgeglichenheit der Teilkorpora des ReMs nach Dialekt und Zeitabschnitt

Neben den bereits verzeichneten Lücken vor dem Jahr 1150 muss ein großer Verlust an Zeitspannen für das Ostmitteldeutsche konstatiert werden. Es ist (zumindest) mithilfe ReMs nicht möglich, dieses Dialektareal in seiner (diachronen) Gänze zu erfassen. Spätestens jetzt wird auch ersichtlich, wieso ich dem Ostmitteldeutschen einen eigenen Abschnitt gewidmet habe; diese Mundarten sind schlicht zu jung, um bereits eine flächendeckende Dokumentation der Sprache aufzuweisen. Bis auf einige wenige Textzeugnisse aus dem westlichen Thüringen – diese Texte sind meist mit dem Hessischen vermischt, sodass sich Ost- und Westmitteldeutsch kreuzen und für eine dialektologische Studie ausschließen – sind Texte erst ab 1250 zugänglich. Für die statistische Überprüfung von dialektalen Aspekten muss das Ostmitteldeutsche folglich außen vor gelassen werden: Da wir vor 1250 keine Daten haben, können wir sie nicht mit den anderen Dialekten, die ab

1150 belegt sind, vergleichen. Für nicht-diachrone oder nur diachrone Analysen sind sie wiederum bestens geeignet – die Diachronie des Ostmitteldeutschen kann nur nicht mit der Diachronie anderer Dialekte verglichen werden. Ansonsten liegen für die anderen drei Sprachgebiete, Ost- und Westober- sowie Westmitteldeutsch, spätestens ab 1150 flächendeckend geeignete Texte vor. Einzig die Beleghäufigkeit variiert erneut: Das Bairische ist außerordentlich häufig vertreten (insgesamt 18 Teilkorpora), das Ostmitteldeutsche (vier) und das Alemannische (neun) eher spärlicher.

Wie aus Abbildung 29 hervorgeht, wirkt sich die Beleghäufigkeit einzelner Dialekte auch auf die Gesamtanzahl an (partikel-)negierten Sätzen aus. (Da sich die Frequenz negierter Sätze vor 1150 im einstelligen Bereich bewegt, wurden die Abschnitte 1050–1100 und 1100–1150 in den beiden nachfolgenden Grafiken zusammengefasst.)

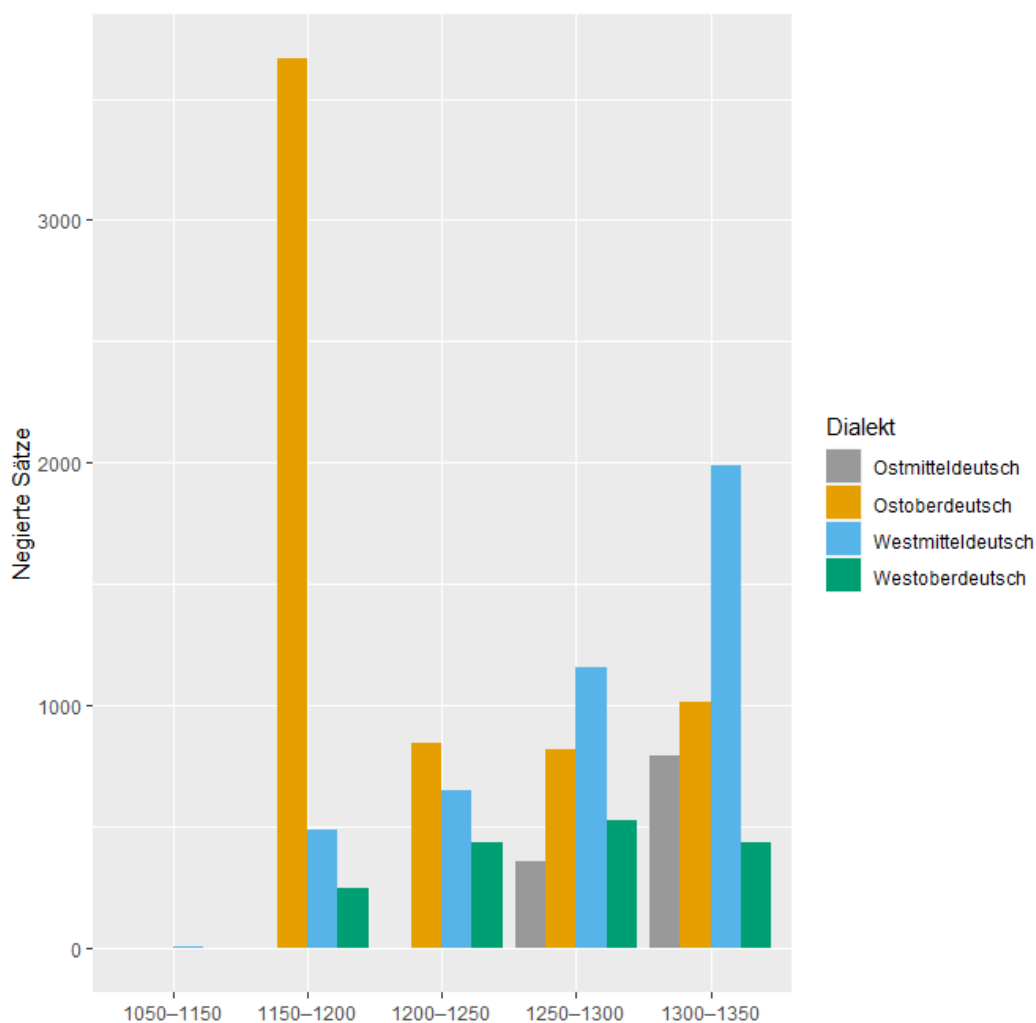


Abbildung 29: Negierte Sätze je Dialektregion pro Zeitabschnitt (50 Jahre)

Insbesondere bis 1250 liegen mit Abstand am meisten negierte Sätze aus dem bairischen Sprachraum vor; für den Abschnitt 1150–1200 sind es circa sieben bis fünfzehn Mal so viele Belege wie für die anderen Mundartgebiete. Im Laufe der Zeit nähern sich die Dia-

lekte jedoch an, was sich in etwa mit der Belegdichte (Abbildung 28) deckt. Insgesamt sind aber vor allem Ostmittel- und Westoberdeutsch deutlich seltener vertreten, während das Westmitteldeutsche in den letzten 100 Jahren die Hauptquelle für negierte Sätze darstellt. Entfernt man die Differenzierung nach Dialektherkunft und betrachtet man ausschließlich die Anzahl partikelnegierter Sätze pro Zeitabschnitt, werden die Unterschiede geringer, bleiben aber (bis zu einem gewissen Grad) unausgewogen, was aus Abbildung 30 entnommen werden kann:

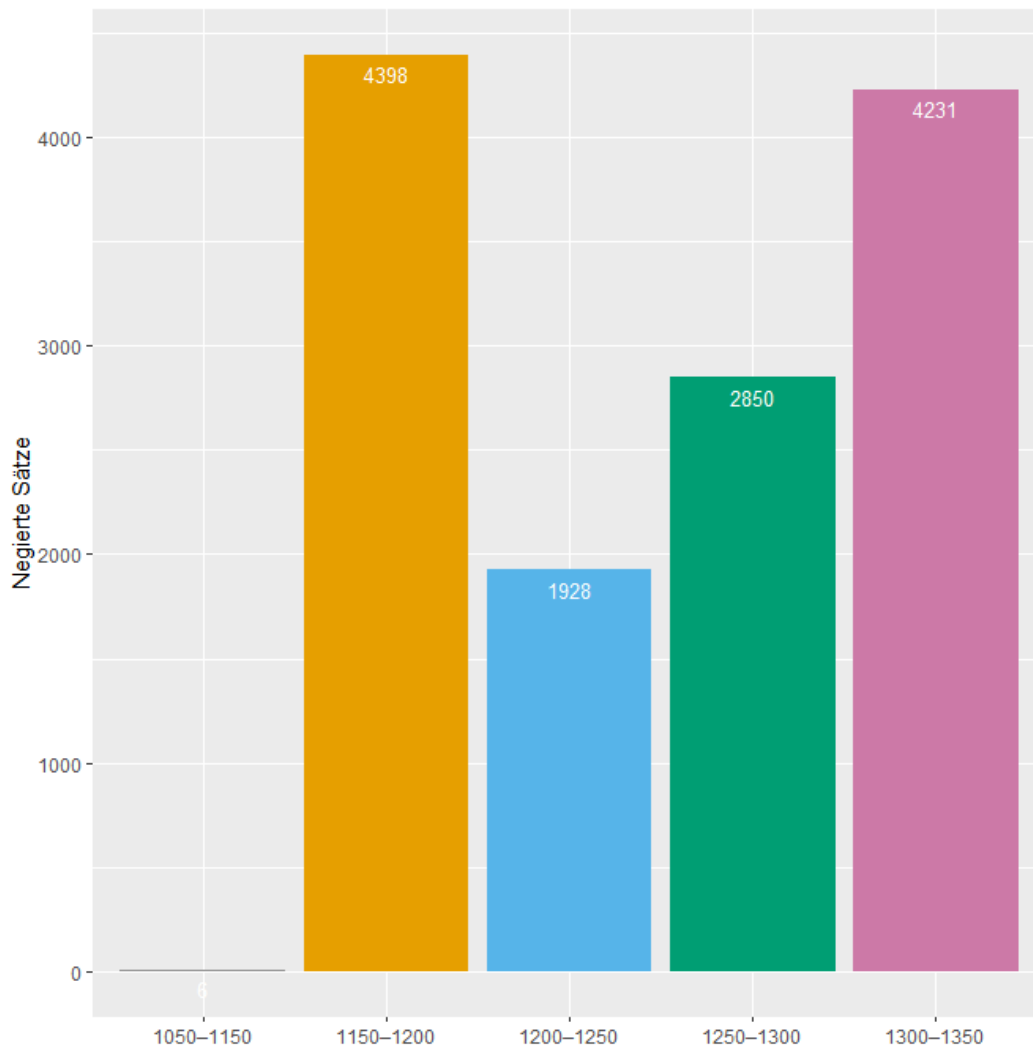


Abbildung 30: Belege für die Partikelnegation pro Zeitabschnitt

Wie in jeder anderen Hinsicht auch, kann der Zeitabschnitt 1050–1150 mangels dialektologisch eindeutig identifizierbarer Texte nicht gezielt durchsucht werden und liefert insgesamt nur sechs Belege. Ansonsten sind vor allem der Beginn und das Ende des Untersuchungszeitraums besonders häufig vertreten (4398 für 1150–1200 und 4231 für 1300–1350). Die beiden mittleren Zeitabschnitte verfügen dagegen nur über die Hälfte der negierten Sätze. Dennoch fallen die Unterschiede zwischen den einzelnen Variablen geringer aus als bei der Unterscheidung nach Dialektregion. Betrachtet man diese Da-

ten im Hinblick auf die traditionelle Einteilung des Mittelhochdeutschen (zum Beispiel Hennings 2020: 3), sind die Daten aus den unterschiedlichen Zeitabschnitten doch ausgeglichener als auf den ersten Blick sichtbar: *klassisches* (1170–1220) (6326) und *spätes* Mittelhochdeutsch (1220–1350) (7081). Vorausgesetzt, die Negation wandelt sich innerhalb der drei klassischen Epochen des Mittelhochdeutschen nicht allzu stark, sondern zwischen ihnen, liegt eine sehr ausgeglichene Datengrundlage vor. Was jedoch mit großer Sicherheit behauptet werden kann, ist, dass die diachronen Gruppen homogener sind als die dialektalen. Abbildung 31 wiederholt die Kernaussage von Abbildung 29, nur wird die Differenzierung nach Zeitabschnitten aufgehoben – sie gibt die Frequenzen partikelnegierter Sätze pro Sprachgebiet an:

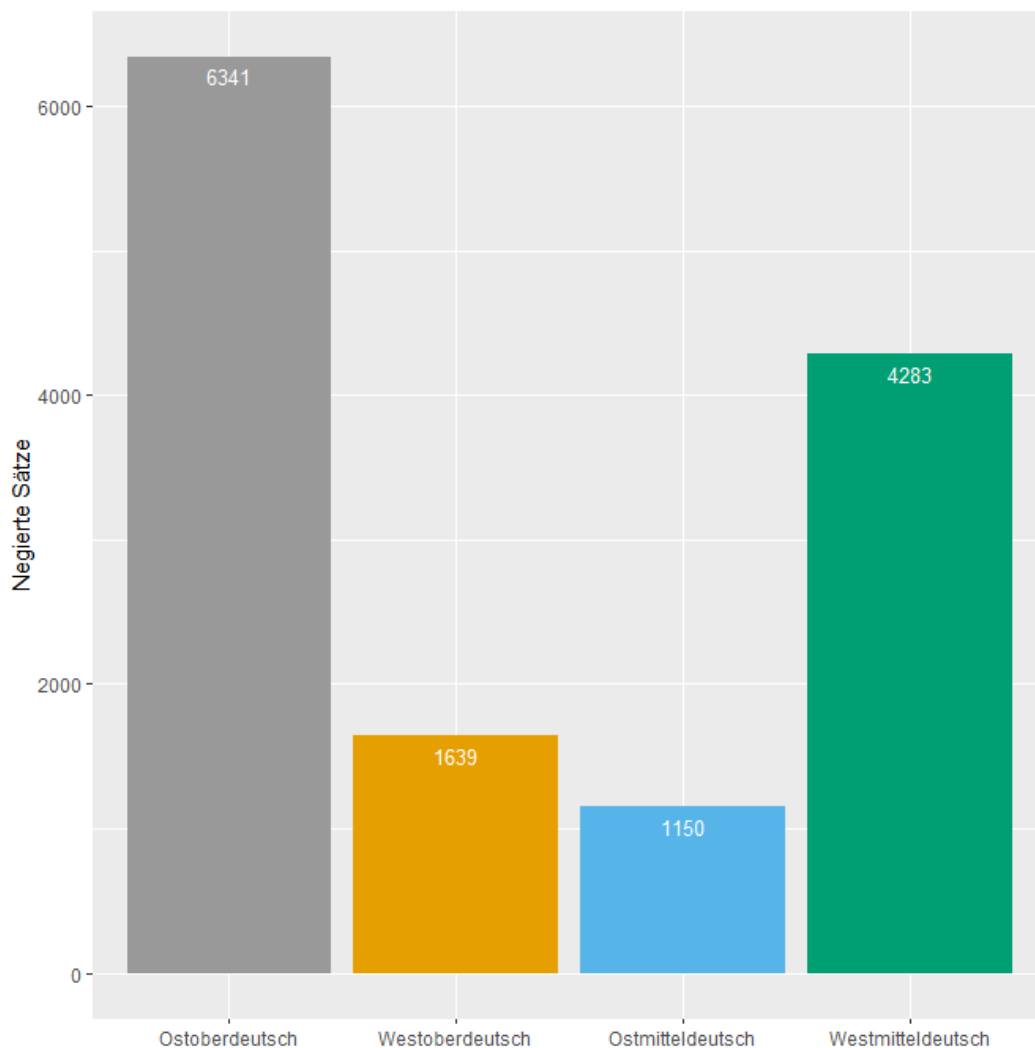


Abbildung 31: Belege für die Partikelnegation pro Dialektareal

Ohne die Zeiteinteilung werden die massiven Unterschiede bei der Beleghäufigkeit der Dialekte noch stärker sichtbar: Das Bairische verfügt über sechs Mal so viele Negationsbelege wie das Ostmitteldeutsche; das Westmitteldeutsche ist immerhin mehr als doppelt so häufig vertreten wie das Westoberdeutsche. Da meine ReM-Studie den Charakter ei-



nes Pilotprojekts aufweist, ist es weniger tragisch, dass die Ausgeglichenheit der Dialekte stark streut – grenzt man die Belege pro Mundartgebiet weiter ein, sollte es jedoch problemlos möglich sein, eine ausgeglichene Datenbasis zu schaffen. So muss man auf jeden Fall damit rechnen, dass die diachrone Perspektive massiv durch die beiden überwiegenden Dialekte, Ostober- und Westmitteldeutsch, beeinflusst ist. Spätestens während der dialektalen Analyse werden die Unterschiede aber ohnehin sichtbar. Diese Umstände zeigen allerdings abermals, wie wichtig es innerhalb der historischen Syntax, aber auch generell der Sprachwissenschaft, ist, von einem auch synchron variierenden Mittelhochdeutschen auszugehen und das historische Deutsch keinesfalls als standardisierte, einheitliche Sprache zu betrachten. Allein die großen Unterschiede bei der Durchführung phonologischer Wandelprozesse und das Entstehen einer Ausgleichsmundart im Osten verhindern den Einheitscharakter des Mittelhochdeutschen, auch wenn dieser in der Literatur bislang zu selten direkt angesprochen wird.

### **Das Referenzkorpus Mittelhochdeutsch und Jespersens Phase I**

Abschließend gilt es, die Analysierbarkeit der Phase I des *Jespersen-Zyklus*, also die präverbale Negationspartikel *ne* alleine, anzusprechen. Während meiner Adaption von Hertels (in Vorbereitung) Theorie habe ich unter anderem den *lexical split* der Negationspartikel angesprochen und dass diese fortan in derselben Gestalt wie die Negation, nur mit exzeptivem Charakter, weiterbesteht. Witzenhausen (2019a) hat diesen Umstand bereits mithilfe des ReMs untersucht und kommt zum Schluss, dass sich *ne*<sub>2</sub>, also der Exzeptivmarker, vor allem im Westmitteldeutsche lange hält, bevor die Konstruktion mit mhd. *denne* seinen Platz einnimmt. Was sie jedoch nicht flächendeckend untersucht hat, ist die Negation mithilfe von *ne*<sub>1</sub>: „I did not check for the expression fo sentential negation but filtered out post-cyclical uses of *ne/en* only“ (Witzenhausen 2019a: 77). Ein Sample, welches sie analysiert hat, umfasst 401 *ne*-Sätze ohne weitere negationsähnliche Struktur, wovon 225 (davon 95 vor 1100) noch die Satznegation ausdrücken. Nach 1100 sind weniger als 5% aller Belege noch inhärent negativ, mehr als 95% hingegen exzeptiv oder adversativ.

Mithilfe des ReMs ist es nun leider unmöglich, zwischen *ne*<sub>1</sub> und *ne*<sub>2</sub> zu unterscheiden – es gibt keine Annotation, die zwischen einer Negations- oder Exzeptivpartikel unterscheidet. Dementsprechend nachvollziehbar erscheint Witzenhausens (2019a) händisches Filtern nach der Funktion der Negationspartikel. Im Hinblick auf meine ReM-Studie bedeutet dies aber auch, dass alle Daten, die für Phase I vorliegen, kontaminiert sind. Es gibt mehrere Störfaktoren, unter anderem (i) Sätze mit der Konjunktion *noh*, (ii) Exzeptivsätze mit *ne*<sub>2</sub> oder auch (iii) *ne*<sub>2</sub> als Adversativmarker. Die Ergebnisse von Witzenhausens (2019a, b) Studien (auf Grundlage eines Fünftels des ReMs, also 3929 Sätzen) deuten jedoch darauf hin, dass – mit Ausnahme des Westmitteldeutschen – spätestens ab 1100 bis 1150 *ne* fast ausschließlich als Exzeptiv- oder Adversativmarker vorliegen kann. Dieser

Zeitraum deckt sich hervorragend mit meinem Datenmaterial, welches erst ab 1150 wirklich zahlreich belegt ist. Andererseits ist die wirkliche Funktion der präverbalen Partikel alleine nicht großartig von Belang, da ich mich auf Phase II, also die diskontinuierliche Negation, konzentriere. Theoretisch wäre es möglich, eine weitere Stichprobe des ReMs zu analysieren, um die Funktion von *ne* alleine zu untersuchen und damit Rückschlüsse auf das gesamte Datenmaterial zu ziehen. Problematisch ist dabei allerdings, dass dies erneut eine größere Anzahl von Sätzen ohne *noh* etc. ( $n > 30$ ) erfordert und das ReM wird von *ODER*-Kombinationen, die zum Ausschluss von Lexemen benötigt werden, sehr leicht überfordert. Weiterhin müsste erneut auf die unterschiedliche Durchdringung von *ne* in den einzelnen Dialektregionen geachtet werden und man hätte zum Schluss lediglich *geschätzte* Werte. Daher verzichte ich auf eine nähere Analyse der Phase I. Es ist jedoch von großer Bedeutung, anzumerken, dass alle Angaben zur Phase I mit Exzeptiv- und Adversativsätzen verunreinigt sind und die wahren Zahlen für die präverbale Negation (vor allem im Oberdeutschen) deutlich geringer sein werden.

## **4.2 Areale und zeitliche Variation in der Frequenz der diskontinuierlichen Negation**

Zuerst betrachte ich die Entwicklung der partikelgestützten Negation in ihrer diachronen und dialektalen Dimension, indem die Frequenzen in den insgesamt 45 einschlägigen Teilkorpora mithilfe von ANNIS untersucht werden. Die Daten für die Phase II sind dabei exportiert und händisch überprüft worden, da dies ohnehin einen notwendigen Schritt für die Stichprobenziehung zur phonologischen und morphosyntaktischen Analyse darstellt. Anders verhält es sich vor allem mit der Phase I: Wie im Vorwort bereits angesprochen, ermöglicht das ReM keinerlei Filtervorgänge, um beispielsweise *noh* oder *ne<sub>2</sub>* als Exzeptivmarker von der Suche auszuschließen. Diese Werte sollten daher nicht für absolut genommen werden, sondern als erste Einschätzung im Rahmen einer ReM-gestützten Pilotuntersuchung dienen.

### **4.2.1 Diachrone Entwicklung der Negation im Mittelhochdeutschen**

Zu Beginn steht die Betrachtung der diachronen Entwicklung *ohne* Unterscheidung nach Dialektareal an; kurz: Es wird analysiert, ob und inwiefern sich die Frequenz und der prozentuale Anteil der drei Negationsmuster an der Gesamtanzahl aller partikelnegierten Sätze im Laufe der 300 Jahre verändert. Tabelle 22 zeigt die Ergebnisse der quantitativen ReM-Abfrage für die Diachronie:

	Phase I	Phase II	Phase III
1050–1100	(2)	(2)	(2)
1100–1150	(2)	(2)	(2)
1150–1200	2418	933	1047
1200–1250	805	502	621
1250–1300	858	672	1320
1300–1350	1056	932	2243
Insgesamt:	5139	3041	5233

Tabelle 22: Frequenz dreier Negationsstrategien in der Diachronie des  
Mittelhochdeutschen

Die Frequenzen der drei Phasen respektive Negationsmuster für die ersten beiden Zeitabschnitte stammen, wie bereits angemerkt, aus demselben Text und sind aufgrund ihrer geringen Anzahl nichtssagend, weswegen sie hier in Klammern gesetzt und in den nachfolgenden Abbildungen und Grafiken weggelassen oder zusammengefasst werden.

Vor der Interpretation dieser Daten soll überprüft werden, ob überhaupt ein (statistisch relevanter) Unterschied in diesem Material festgestellt werden kann. Hierfür wird der  $\chi^2$ -Test (mithilfe von *R*) angewandt; als Signifikanzniveau verwende ich den Standardwert von 95% (respektive 0,05). In die Untersuchung fließen nur die Daten ab 1150 ein, die beiden Zeitabschnitte davor beziehen sich einerseits auf dieselbe Quelle und sind andererseits schlicht zu gering, um wirklich aussagekräftig zu sein. Das Ergebnis der statistischen Analyse zeigt, dass ein signifikanter Unterschied vorliegt ( $\chi^2 = 1122.4$ ,  $df = 6$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ ), der selbst bei einem noch strengeren Signifikanzniveau von 0,01 fortbestünde.

Quantitativ zeigt sich, dass Phase I und III jeweils fast doppelt so oft belegt sind wie die kombinierte Form der Phase II. Auf den ersten Blick scheinen die Daten des ReMs exakt das widerzuspiegeln, was Pickl (2017) und Jäger (2008) mit ihren Untersuchungen herausgefunden oder vermutet hatten: Phase II fungiert als Übergang zwischen den beiden Extremen, der alleinigen Negation durch eine einzelne Partikel. Jedenfalls existiert auch im ReM kein Zeitabschnitt, in dem die diskontinuierliche Negation das häufigste Muster darstellt. Abbildung 32 gibt die Daten von Tabelle 22 als Säulendiagramm wieder; gold eingefärbt findet sich hier Phase II des *Jespersen-Zyklus*, um auch optisch hervorzuheben, dass sie nicht nur nie die häufigste, sondern stets die am wenigsten gebrauchte Negationsstrategie ist.

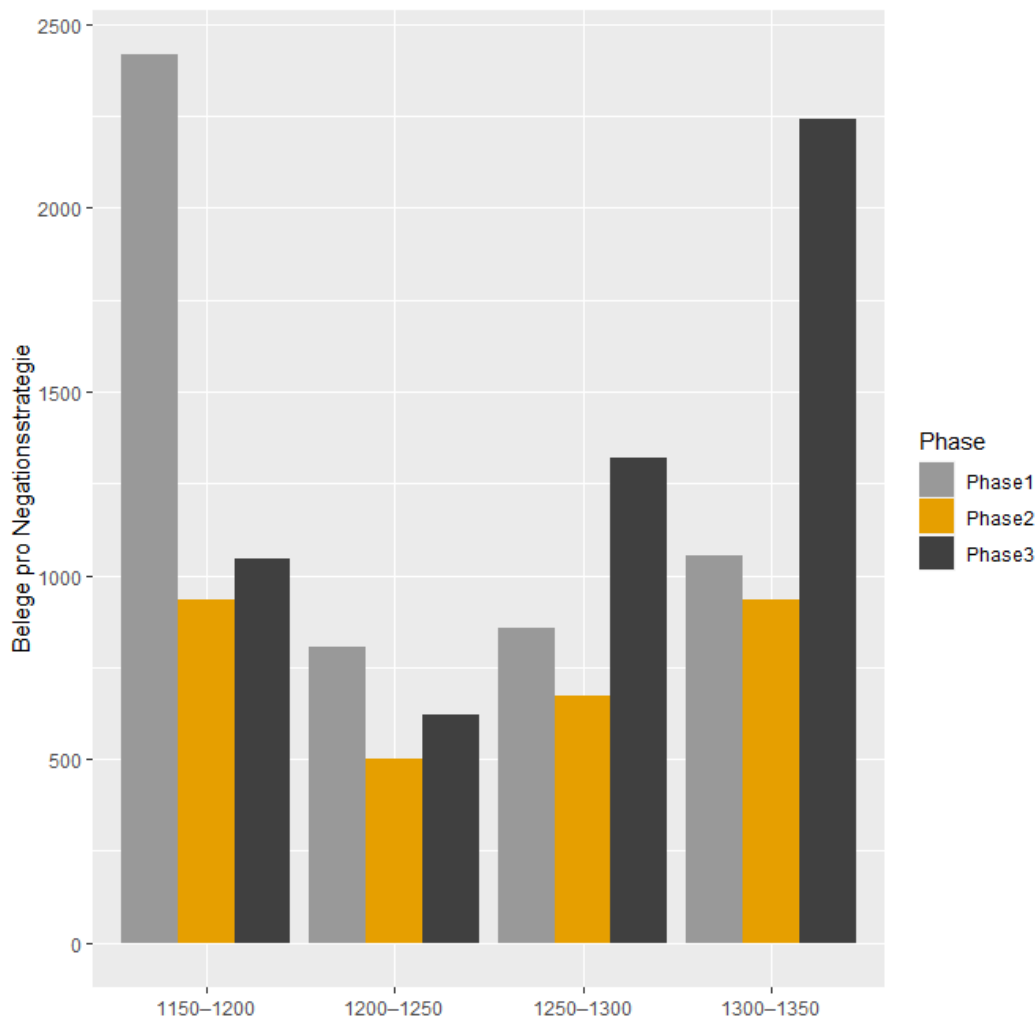


Abbildung 32: Frequenz dreier Negationsstrategien in der Diachronie des Mittelhochdeutschen

Bei der Darstellung als Grafik zeigt sich ein weiterer (Neben-)Effekt, der die bisherigen Annahmen über die mittelhochdeutsche Negation stützt: Die Zahlen respektive Balken verhalten sich (fast) wie ein Spiegelbild. Insbesondere die Randjahre, also 1150–1200 und 1300–1350, sind bis auf kleinere Abweichungen in der Höhe exakt umgedreht: von Phase I als Spitzenreiter im 12. Jahrhundert hin zu Phase III als dominierendes Muster nach 1300. Da man sich jedoch nicht nur auf die rohen Daten verlassen sollte, kann es lohnenswert sein, sich nicht nur die absoluten Frequenzen, sondern zusätzlich noch die (prozentualen) Anteile der drei Phasen an den Gesamtbelegen vor die Augen zu führen. Abbildung 33 und Tabelle 23 auf der folgenden Seite erfüllen genau diese Funktion; dargestellt finden sich die Anteile der drei Stufen des *Jespersen-Zyklus* im Laufe von 200 (300) Jahren. Die Tabelle enthält zusätzlich die ersten beiden Zeitabschnitte, die hier der Vollständigkeit halber angeführt sind; im Liniendiagramm ist die hier relevante Phase II für einen besseren Kontrast erneut gold eingefärbt.

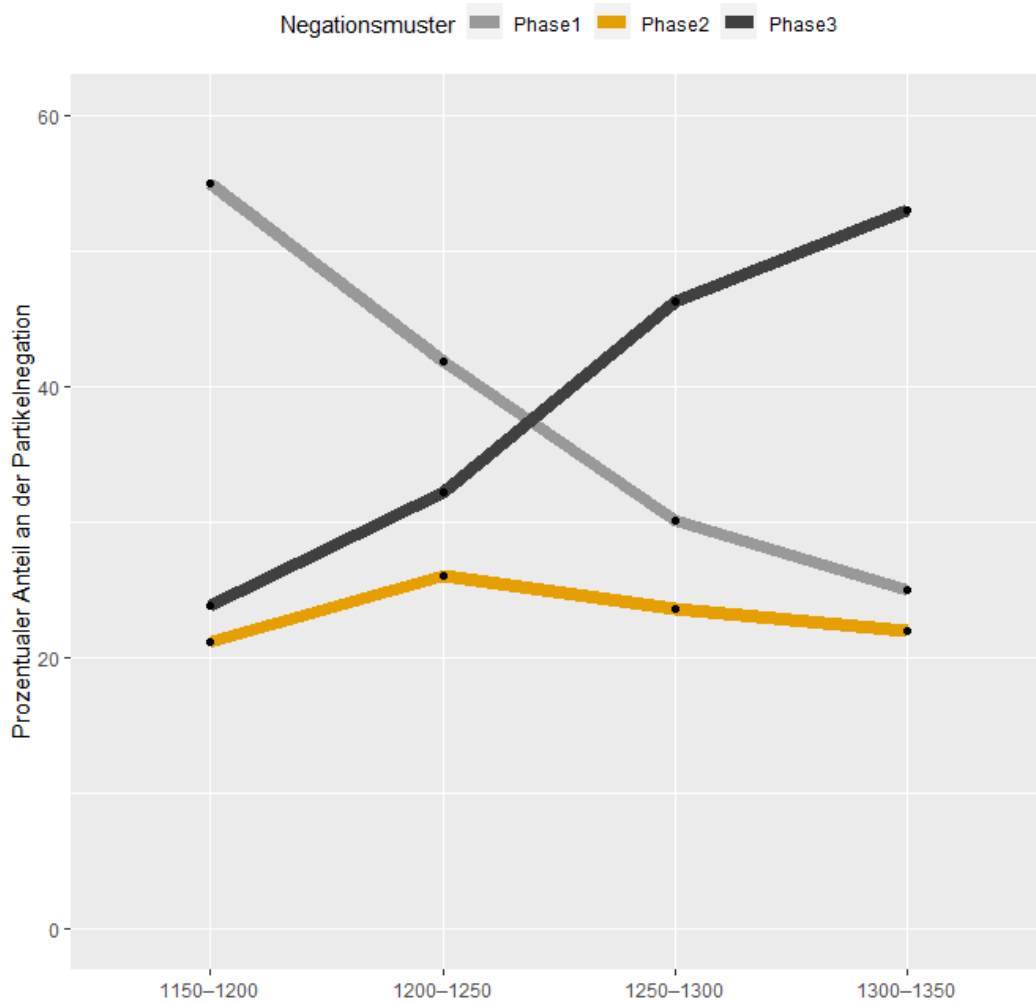


Abbildung 33: Prozentualer Anteil der Negationsphasen im Laufe des Mittelhochdeutschen

	Phase I	Phase II	Phase III
1050–1100	33,3%	33,3%	33,3%
1100–1150	33,3%	33,3%	33,3%
1150–1200	55%	21,2%	23,8%
1200–1250	41,8%	26%	32,2%
1250–1300	30,1%	23,6%	46,3%
1300–1350	25%	22%	53%
Insgesamt:	38,3%	22,7%	39%

Tabelle 23: Prozentualer Anteil der Negationsstrategien diachron betrachtet

Der einzige Zeitabschnitt, in dem die Phase II einigermaßen gleichberechtigt den einfachen Negationstypen gegenübersteht, sind die Jahre vor 1150, die hier nur äußerst spärlich belegt sind. Dort entfallen auf jede Phase genau drei Belege. Sobald jedoch eine ausreichende Zahl an Texten zur Verfügung steht, dominieren eindeutig die anderen beiden Muster. Durch den Fokus auf die Anteile der jeweiligen Stufen bekommen wir exakt dasselbe Bild wie vorher: Phase II scheint eine Art Übergang zwischen präverbal mit *ne* und postverbal durch *nicht* darzustellen, die jedoch in höchstens jedem vierten Beleg auftaucht. Das (prozentuale) Liniendiagramm vermittelt einmal mehr den Eindruck einer spiegelbildlichen Entwicklung im Laufe von 200 Jahren: Während der Gebrauch von Phase II überraschend stabil bei ca. 22,7% ( $\pm 1,6$ ) verharrt, steigt der Gebrauch der postverbalen Negation auf Kosten der präverbalen Partikel. Dass die diskontinuierliche Negation als Neben- oder Abfallprodukt des Wechsels zwischen prä- und postverbaler Partikel entstanden ist und folglich nur in der Zeit des Wechsels erscheint, wird aber genau durch diese erstaunliche Festigkeit ihrer Frequenz in Zweifel gezogen. Wäre sie tatsächlich nur als Mittelweg zwischen beiden zu verstehen, müsste man mit zunehmender Dominanz von Phase III wenigstens einen merkbaren Rückgang feststellen können.

Die statistische Überprüfung hat den Beweis erbracht, dass sich die diachronen Daten unterscheiden. Lässt man die Differenzierung nach Schreibort respektive Dialekt komplett außen vor, scheinen sich die Behauptungen rezenter Untersuchungen (vor allem Pickl 2017 und Jäger 2008) zu bewahrheiten: Es gab nie eine dominante Phase II, die vielmehr ein Randphänomen während des Übergangs ist. Was jedoch bereits jetzt widerlegt werden kann, ist, dass die Frequenzen für das Muster der Phase II sehr wohl *stabil* verlaufen: Während 200 Jahren bewegt sich die diskontinuierliche Negation im Rahmen von einem Fünftel bis zu einem Viertel aller (partikel-)negierter Sätze und kann demnach wohl kaum ein Nebenprodukt des Wechsels von einer prä- zu postverbalen Negationspartikel sein – andernfalls fänden wir mit zunehmendem Anteil von *nicht* auch weniger Belege für *ne* ... *nicht*. Vielmehr vermute ich, dass die diachronen Daten ohne Betrachtung der Dialekte der jeweiligen Schreiber faktisch wertlos oder aber zumindest nur sehr eingeschränkt verwendbar sind. Wie in 4.1.2 bereits diskutiert, ist meine auf dem ReM basierende Datengrundlage alles andere als heterogen oder ausgeglichen. Vor allem die frühen und sehr späten Daten stammen fast nur aus einem/zwei Dialektregionen: Ostoberdeutsch (Bairisch) und Westmitteldeutsch – und in Anbetracht der Erkenntnisse von Schüler (2016, 2017) und Pickl (2017) sind es gerade diese beiden Regiolekte, die die beiden Extreme bilden – konsequenter und früher Wandel im Nebensilbenvokalismus mit schnellem Übergang in Phase III (Oberdeutsch) versus langsame und lückenhafte Schwa-Tilgung und somit langer Erhalt von *ne*, sowohl alleine (als Exzeptivmarker) als auch in Kombination mit *nicht* (als diskontinuierliche Negation). Gerade auch der Einfluss von kontaminierten Zahlen für Phase I muss hier berücksichtigt werden. So schön das Spiegelbild als Wandelprozess auch wäre, würde man die Ergebnisse für Phase I von Exzeptiv- oder Adversativmar-

kern bereinigen, bekäme man deutlich andere Zahlen, die an der ein oder anderen Stelle vermutlich den Anteil von Phase II unterschreiten würden. Daher ist es meiner Ansicht (und den bisherigen Erkenntnissen von Hertel/Schüler) nach von essenzieller Bedeutung, die synchrone Variation in die Betrachtung mitaufzunehmen. So bekommt man nämlich einen Einblick in vier ähnliche, doch (vor allem phonologisch) verschiedene Systeme, die ein klareres und vielfältigeres Bild eines (möglichen) *Jespersen-Zyklus* zeichnen können. Generell möchte ich – auch im Anklang zu Pickl (2017) – anmerken, dass die vor allem im sich schneller änderndem Oberdeutschen spannende Zeitspanne vor 1150 ein potenziell eindeutigeres Bild zeichnen könnte. Um hierfür angemessene Materialien zu erhalten, muss die dialektologische Komponente aber sicher aufgegeben werden. Inwiefern sich dieser Aspekt als fruchtbar erweist, zeigt die Untersuchung der Diatopie im nächsten Abschnitt.

#### 4.2.2 Entwicklung in den einzelnen Spracharealen – Dialektal-diachrone Aspekte der Negation

Nachdem bereits festgestellt wurde, dass sich die Negationsdaten in diachroner Hinsicht unterscheiden, doch ohne diatopische Betrachtung wenig hilfreich für die Interpretation der Entwicklung in ihrer Gänze sind, gilt der Blick nun den Ergebnissen für die dialektal-diachrone Untersuchung. Zuerst werden die Varietäten kurz synchron betrachtet; neben den Frequenzen für alle drei Phasen soll abermals der  $\chi^2$ -Test zum Einsatz kommen, um mögliche Unterschiede in den einzelnen Dialekten zum Vorschein zu bringen.

##### Variation synchron

Zunächst wird die Diachronie außen vor gelassen und der Blick gilt den Dialekten als synchrone Varietät. Tabelle 24 und Abbildung 34 zeigen die Frequenzen der drei Phasen in den vier verschiedenen Dialektarealen des mittelhochdeutschen Sprachgebiets. Da hier lediglich die gesamten Frequenzen miteinander in Vergleich gesetzt werden, bedarf es keiner gesonderten Behandlung der ostmitteldeutschen Daten. Auch hier wird die besonders im Fokus liegende diskontinuierliche Negation durch einen goldfarbenen Ton der Balken markiert.

	Phase I	Phase II	Phase III
Ostoberdeutsch	2617	1099	2625
Westoberdeutsch	466	261	912
Ostmitteldeutsch	264	254	632
Westmitteldeutsch	1792	1427	1064
Insgesamt:	5139	3041	5233

Tabelle 24: Frequenzen dreier Negationsstrategien in den Dialekten

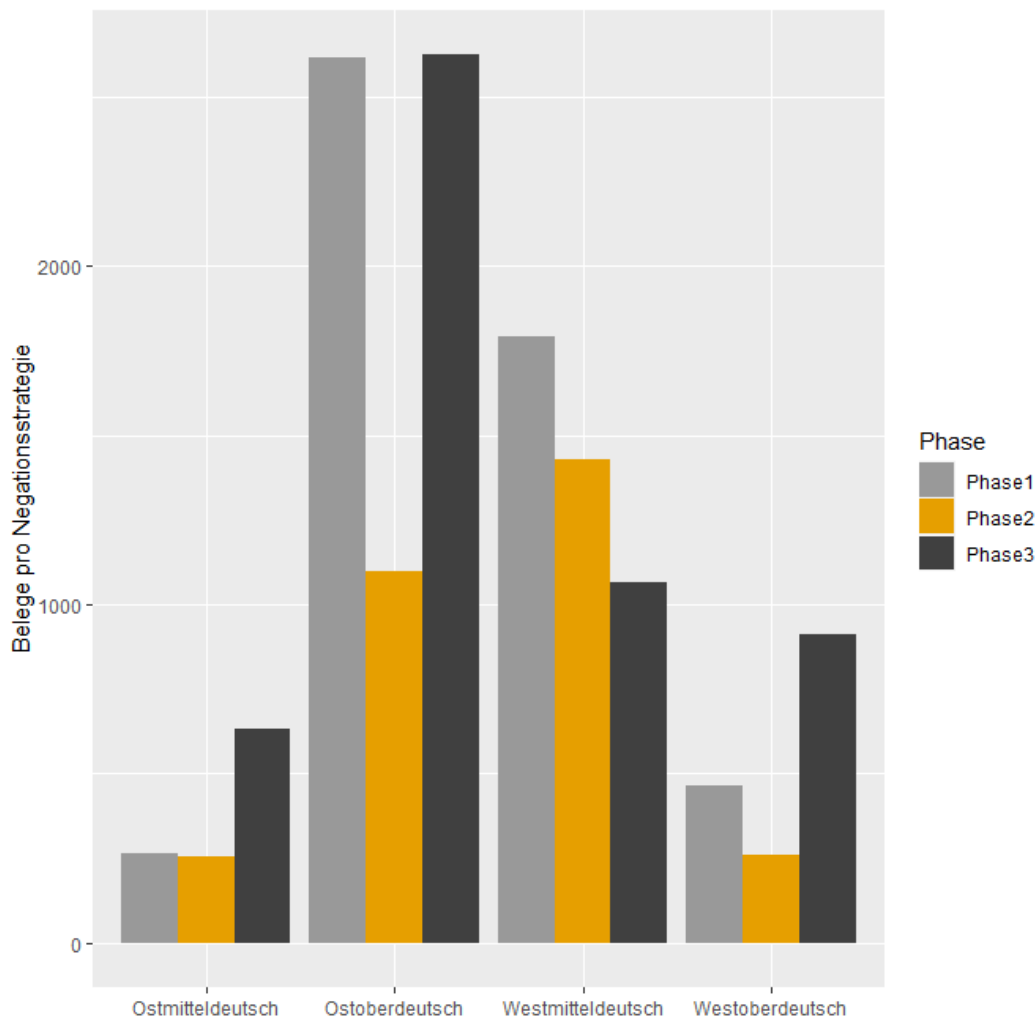


Abbildung 34: Frequenzen dreier Negationsstrategien in den Dialekten

Wie bereits bei der Diachronie geschehen, verwende ich auch bei der dialektalen Komponente zuerst statistische Mittel, konkret den  $\chi^2$ -Test, bevor die Datensätze interpretiert werden. Da die Dialektdaten nicht nur im Gesamten miteinander verglichen werden sollen, sondern auch untereinander (dies dient dem Aufspüren eventueller Gemeinsamkeiten eines Dialektpärichens), werden insgesamt sieben  $\chi^2$ -Tests durchgeführt. Für die Gesamtdaten (aus Tabelle 24) ergibt sich ein signifikanter Unterschied ( $\chi^2 = 888.69$ ,  $df = 6$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ ), sodass nun immer jeweils zwei Dialekte miteinander in Vergleich gesetzt werden. Hierbei kommen folgende Resultate ans Licht:

- Ostoberdeutsch – Westoberdeutsch: signifikant ( $\chi^2 = 116.72$ ,  $df = 2$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ )
- Ostoberdeutsch – Ostmitteldeutsch: signifikant ( $\chi^2 = 138.25$ ,  $df = 2$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ )
- Ostoberdeutsch – Westmitteldeutsch: signifikant ( $\chi^2 = 476.73$ ,  $df = 2$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ )
- Westoberdeutsch – Ostmitteldeutsch: signifikant ( $\chi^2 = 21.698$ ,  $df = 2$ ,  $p < 1.942e^{-5}$ )



- Westoberdeutsch – Westmitteledeutsch: signifikant ( $\chi^2 = 518.74$ ,  $df = 2$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ )
- Ostmitteledeutsch – Westmitteledeutsch: signifikant ( $\chi^2 = 385.75$ ,  $df = 2$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ )

Wie bereits ein Blick in die Tabelle oder Abbildung anmuten lässt, haben wir es mit äußerst unterschiedlichen Datensätzen zu tun. Kurz: Die Negation verhält sich in den vier synchron betrachteten Varietäten höchst verschieden. Dies wird auch durch statistische Tests bestätigt; am ähnlichsten scheinen sich Westoberdeutsch und Ostmitteledeutsch zu sein – vermutlich, da für beide die wenigstens Daten vorliegen –, aber trotz dieser Ähnlichkeit bestätigt der  $\chi^2$ -Test die Abweichung eindeutig. Schon ohne die einzelnen Varietäten diachron zu betrachten, wird es klar, dass das vorhin entstandene Spiegelbild nicht aufrechterhalten werden kann – wenn sich die einzelnen Areale höchst unterschiedlich verhalten, muss sich auch der Wandelprozess anders abgespielt haben. Interessant erscheint auch die hohe Frequenz für Phase I in den beiden Extrempolen Ostoberdeutsch und Westmitteledeutsch. Während die konservierende Eigenschaft des späten Lautwandels im Nordwesten vorherzusehen war, überrascht es doch sehr, dass das Bairische beinahe genauso viele Sätze mit *ne* wie *nicht* aufweist, müsste *ne* doch nach Hertels Theorie und Witzenshausens (2019a) Vorhersagen spätestens ab 1100 stark schwinden. Dies stellt einen weiteren gewichtigen Grund dar, sich genauestens mit der diachronen Entwicklung in den einzelnen Dialekten auseinanderzusetzen. Gibt es einen gemeinsamen Wandelprozess in allen vier Sprachgebieten oder findet sich auch hier bereits früh eine große Variation?

### Entwicklung der Negation in den einzelnen Dialekten

Bei der Entwicklung in den verschiedenen Dialekten betrachte ich zuerst die Diachronie der einzelnen Regionen, bevor dann alle vier Szenarien miteinander verglichen werden sollen. Zu Beginn steht das Ostoberdeutsche im Zentrum; bis auf den letzten Zeitabschnitt, also 1300–1350 (hier stammen drei Viertel aus dem Ostfränkischen), sind sämtliche Texte ausschließlich bairischen Dialekten zuzuordnen. Mit Abstand die meisten Belege der ostoberdeutschen Daten stammen aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, die restlichen drei Abschnitte bewegen sich in etwa im Bereich von ca. 1000 Belegen pro 50 Jahre. Tabelle 25 zeigt die erhobenen Daten für die Diachronie des Ostoberdeutschen, welche durch Abbildung 35 in Form eines Säulendiagramms grafisch aufbereitet ist.

	Phase I	Phase II	Phase III
1150–1200	2195	785	686
1200–1250	234	154	459
1250–1300	104	101	611
1300–1350	84	59	869
Insgesamt:	2617	1099	2625

Tabelle 25: Entwicklung der Partikelnegation im Ostoberdeutschen

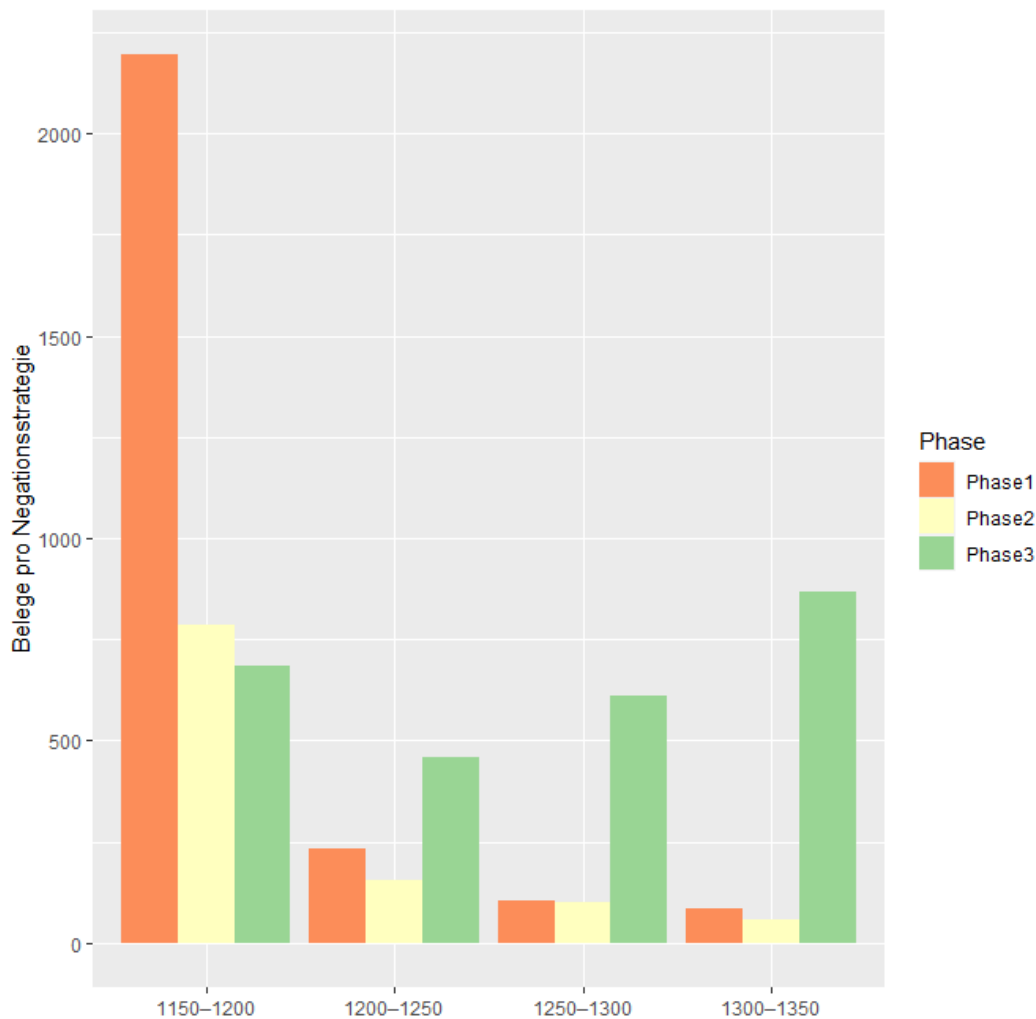


Abbildung 35: Frequenzen der Negationsphasen im Laufe des Ostoberdeutschen

Grundsätzlich zeigt sich, dass sich die postverbale Negation binnen kürzester Zeit zum dominantesten Negationsmuster wandelt. Ist vor dem Jahr 1200 noch die präverbale Partikel *ne* bei weitem auf Platz 1, so zeigt sich bereits 50 Jahre später ein radikaler Wandel. Interessanterweise finden wir vor 1200 auch die diskontinuierliche Negation vor der postverbalen Variante. Hält man sich die frühen phonologischen Entwicklungen im Ostoberdeutschen zusammen mit den Ergebnissen von Witzenhausen (2019) vor Augen, muss man davon ausgehen, dass sich das Bairische hier als eine Sprache am Ende der Phase II präsentiert. Die hohen Frequenzen für Phase I können im Grunde nur durch Exzeptiv- und Adversativkonstruktionen erklärbar sein, da Witzenhausen (2019a: 47) für denselben Zeitabschnitt einen Anteil von ganzen 5% für *ne* in der Funktion eines Negationselements ausweist – und unsere Datengrundlage, das ReM, identisch ist. Jedenfalls ziehe ich – auch unter Berücksichtigung von Pickls (2017) Vermutung zur Diachronie des Bairischen – diesen Schluss daraus: Um 1150 finden wir das Ostoberdeutsche im Übergang von diskontinuierlicher zu postverbaler Negation vor. In Anbetracht der bereits hohen Frequenzen für Phase III spielt sich dieser Wandel bereits mehrere Generationen lang ab,

sodass man theoretisch für die Hochzeit von Phase II im Ostoberdeutschen einen Zeitraum von 1000–1100 anberaumen darf – da mir für diesen Abschnitt keine Datengrundlage zur Verfügung steht, benötigen wir hier dringend eine Folgeuntersuchung, die sich zumindest dem Oberdeutschen an sich vor 1150 annimmt. Ein Blick auf Abbildung 36 zeigt für einen besseren Blick auf die Verteilung die prozentualen Anteile der Negationsstrategien im Ostoberdeutschen:

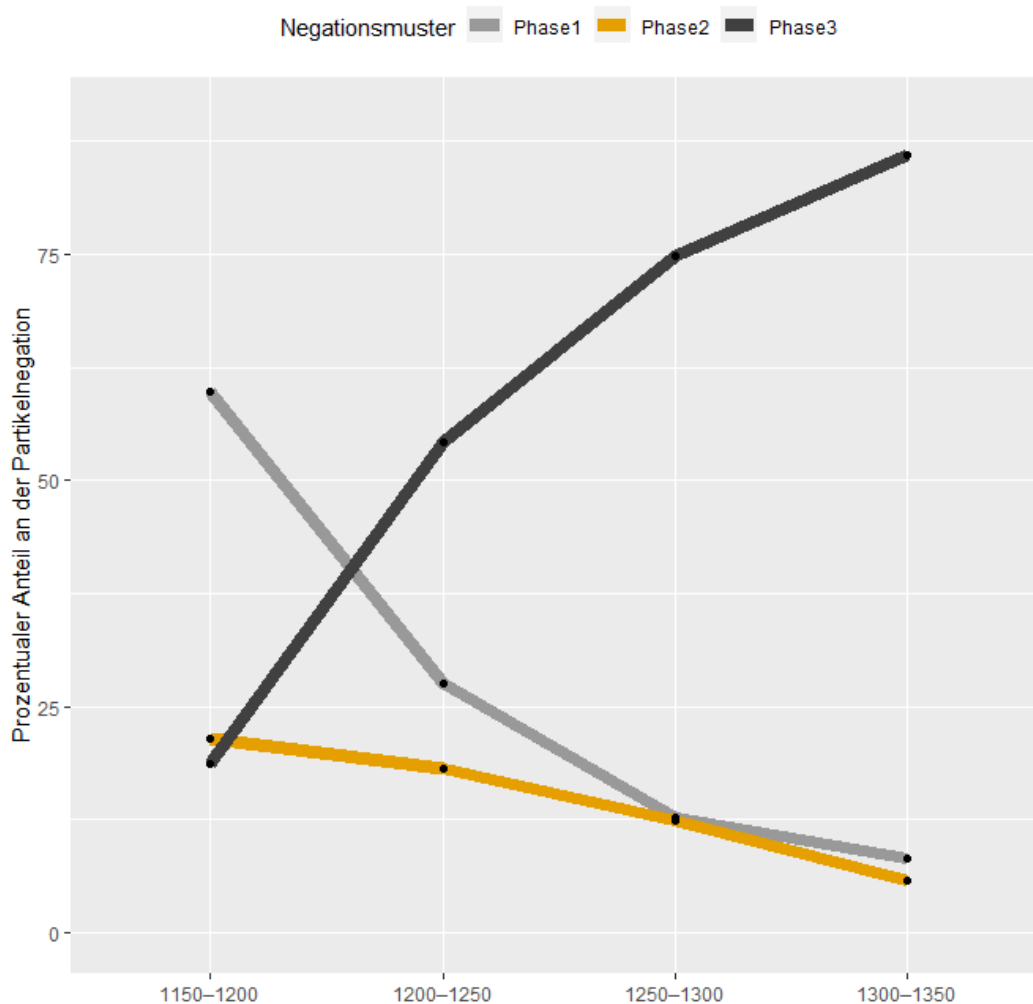


Abbildung 36: Prozentuale Entwicklung der Partikelnegation im Ostoberdeutschen

Die Linien im Verlaufsdiagramm bestätigen die Aussagen, die ich anhand des Säulendiagramms und der Frequenzen getätigt habe: Wir finden am Ende des 12. Jahrhunderts einen Gleichstand zwischen diskontinuierlicher und postverbaler Negation, der fünfzig Jahre später bereits stark zugunsten von *nicht* aufgelöst wurde. Interessanterweise ist es aber nicht Phase II, die durch den starken Anstieg postverbal negierter Sätze zurückgeht, sondern die präverbale Partikel, von der man mithilfe des ReMs nicht eindeutig sagen kann, welche Funktion sie ausübt. In Anbetracht ihrer Diachronie scheint es jedoch so zu sein, dass wir hier den Übergang von *ne*<sub>2</sub> zu *denne* – den Wechsel der Exzeptivkonstruk-

tion – beobachten. Spätestens ab 1300 scheint der *Jespersen-Zyklus* vollendet zu sein; es liegen drei von vier Sätzen postverbal negiert vor und knapp jeder sechste Satz ist mithilfe von Phase I respektive Phase II konstruiert. Der Zeitraum, für den ich den Abschluss des Zyklus ansetze, deckt sich hervorragend mit dem Abschluss des Wandels im Nebensilbenvokalismus, der sich im Bairischen während des 13. Jahrhunderts seinem Ende nähert.

Als Nächstes betrachten wir den westlichen Teil des oberdeutschen Sprachgebiets: die schwäbisch-alemannischen Mundarten des Westoberdeutschen. Leider ist es mithilfe des ReMs nicht möglich, zwischen Ost- und Westalemannisch zu differenzieren. Gerade Pickl (2017) beschreibt systematische Unterschiede zwischen den beiden: Während im Osten der Übergang in Phase III seinen Anfang nahm, ließen sich die westlichen alemannischen Dialekte deutlich länger Zeit. Mit dem ReM kann nur der Dachdialekt des Westoberdeutschen analysiert werden; die Ergebnisse sind nichtsdestotrotz – gerade im Kontrast zum Ostoberdeutschen – interessant. In Tabelle 26 findet man die ermittelten Frequenzen der drei Negationstypen im ReM:

	Phase I	Phase II	Phase III
1150–1200	128	47	72
1200–1250	205	113	115
1250–1300	62	45	415
1300–1350	71	56	310
Insgesamt:	466	261	912

Tabelle 26: Entwicklung der Partikelnegation im Westoberdeutschen

Für das westliche Oberdeutsch liegen bedeutend weniger Textstellen vor als beispielsweise für das Ostoberdeutsche. Dennoch war es auch hier möglich, alle vier Zeitspannen seit 1150 abzudecken und alle drei Varianten nachzuweisen. Auch hier kann erneut ein überraschend hoher Anteil für die präverbale Partikel alleine konstatiert werden. Nach den Ergebnissen von Witzgenhausen (2019a), die sich unter anderem auch in Abbildung 13 widerspiegeln, stirbt die Exzeptivpartikel *ne* im Niederalemannischen (und im Hochalemannischen alleinstehend) bedeutend früher und systematischer aus als im Bairischen, sodass die Zahlen hier auf den ersten Blick unerwartet sind. Jedoch zeigt sich spätestens in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erneut der drastische Absturz in der Frequenz von *ne* alleine.

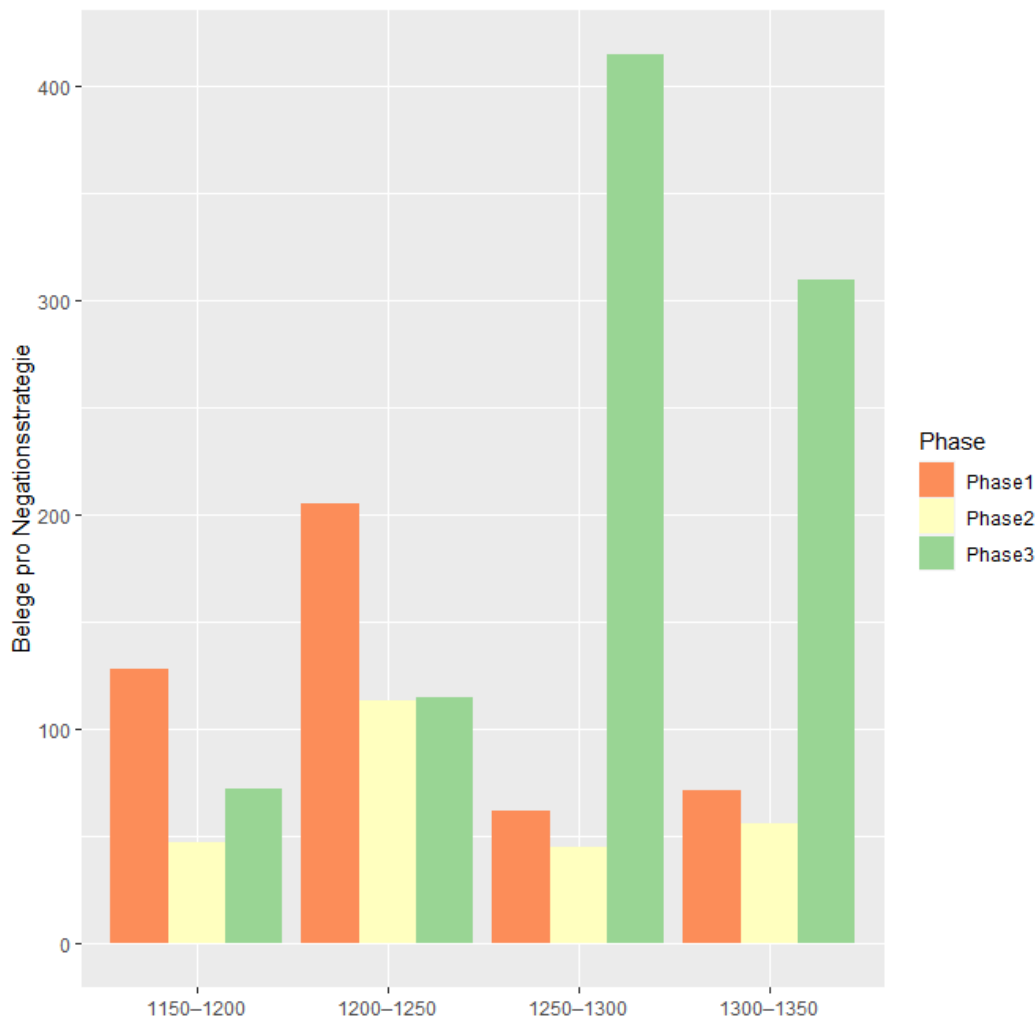


Abbildung 37: Frequenzen der Negationsphasen im Laufe des Westoberdeutschen

Was die Opposition aus Phase II und III angeht, zeigt sich bereits zu Anfang der Beginn von Phase III: ab 1150 überwiegt *nicht* die diskontinuierliche Negation. Abgesehen von einem Gleichstand um 1200–1250 erreicht Phase II nie den Status eines dominierenden Musters. Nach 1250 finden wir fünf- bis zehnmal so viele Belege für Phase III wie für die anderen beiden. Dieser Eindruck wird mit einem Blick auf die prozentualen Anteile in Abbildung 38 bestätigt: Nach 1200 steigt die Verwendung der postverbalen Negation stark an und erreicht ihr Maximum von 79,5% um 1300, wohingegen die beiden älteren Stufen nur noch in jeweils knapp jedem achten Satz auftreten. Ähnlich wie das Bairische zeigen die westoberdeutschen Daten einen raschen Übergang in die Negationsphase III. Was allerdings angemerkt werden muss, ist, dass wir es hier mit einer Verzögerung von knapp 50 Jahren zu tun haben: Die Dominanz der postverbalen Partikel zeigt sich erst nach 1250, wohingegen das Bairische bereits ab 1200 als postverbal eingestuft werden kann.

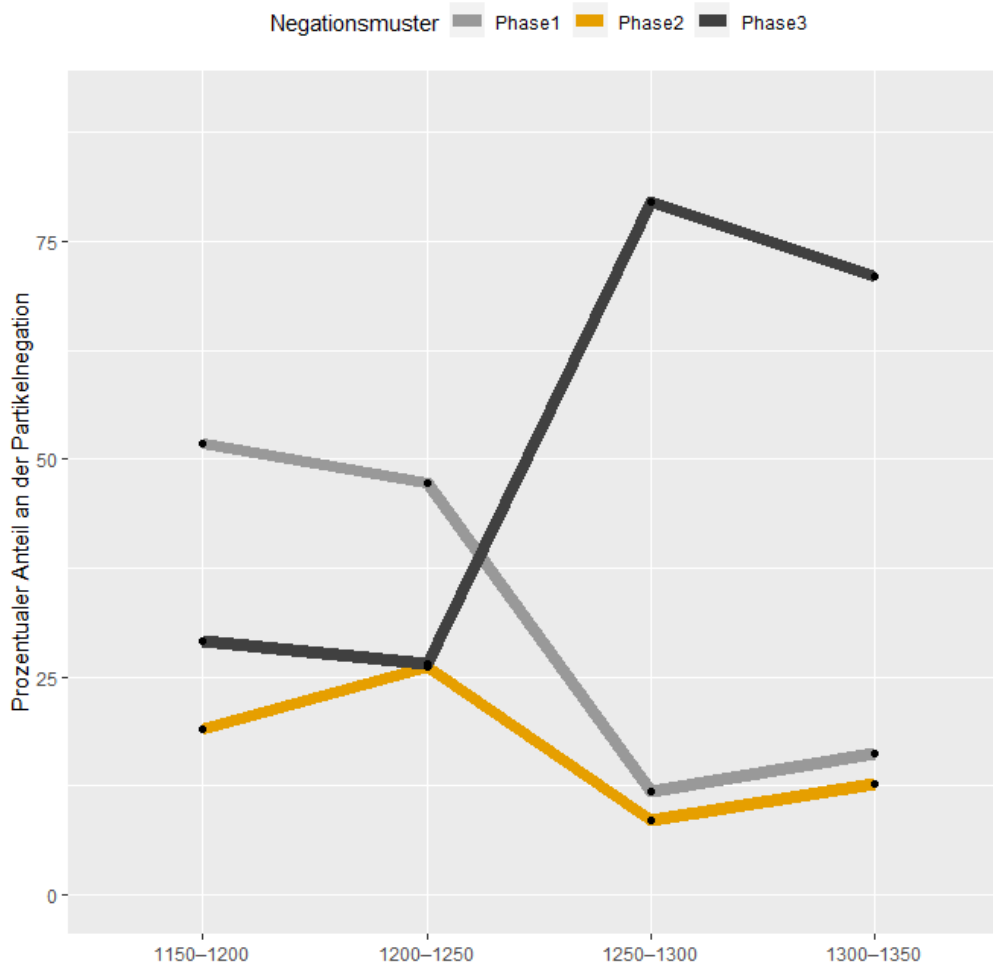


Abbildung 38: Prozentuale Entwicklung der Partikelnegation im Westoberdeutschen

Wir haben hier allerdings zwei parallele Entwicklungen miteinander vermischt. Bei Pickls (2017: 25) Predigtenkorpus ist es gelungen, einen schwäbischen und einen zentral-alemannischen Typen zu unterscheiden, die zwar beide dieselbe Entwicklung durchlaufen, jedoch mit einer Zeitdifferenz von knapp 100 Jahren. Die Daten, die ich mithilfe des ReMs ausgewertet habe, gleichen eher dem zentral-alemannischen Typen von Pickl: Phase II befindet sich um 1150–1200 in ihrem Ende und Phase III übernimmt allmählich die Position der dominierenden Negationsstrategie. Ferner unterscheiden sich meine Ergebnisse von denen Pickls dadurch, dass es ihm gelungen ist, alle exeptiven oder adversativen Funktionen der präverbalen Partikel *ne*<sub>2</sub> auszusortieren – *ne* als alleiniger Negationsmarker stirbt in seinen Daten dialektübergreifend um 1100 nahezu vollständig aus –, ansonsten stützen sich beide Studien. Einziger Unterschied: Da ich auch neuere Studien wie Schüler (2016, 2017) miteinbeziehe und den Kontrast zwischen Ober- und Mitteldeutsche beleuchte, sprechen die Daten aus meiner Sicht eher *für* einen sich vollziehenden *Jespersen-Zyklus*, während Pickl – obwohl auch er eine (kurze) Herrschaft der diskontinuierlichen Negation vor 1150 vermutet – diesen als unplausibel ablehnt.

Von besonderem Interesse sind die ostmitteldeutschen Daten. Bisherige Studien wie Pickl (2017), Jäger (2008) oder Schüler (2016, 2017) machen keinerlei Aussagen zu dieser Region; generell liegen aufgrund des jungen Bestehens dieser deutschsprachigen Areale nur sehr wenige Untersuchungen vor. Selbst Witzenhausen (2019a), die ebenfalls mit dem ReM arbeitet, beschränkt sich wegen der geringen Beleglage auf wenige Aussagen. Zum Thema Exzeptivmarker *ne* findet sich bei ihr folgende Aussage: „While Central German dialects could be shown to also show a larger percentage of stage I negation, there was no difference between West and East Central German dialects. In both data sets, monoclausal exceptive adverbial clauses are the most frequent type to preserve preverbal *ne/en*“ (Witzenhausen 2019a: 77).<sup>37</sup> Der einzige Aspekt, der vor der Betrachtung bereits bekannt ist, bereitet uns darauf vor, besonders hohe Zahlen für den post-zyklischen Gebrauch von *ne*<sub>2</sub> zu erhalten. Die Frequenzen für die drei Negationsmuster liegen in Tabelle 27 vor:

	Phase I	Phase II	Phase III
1250–1300	150	113	95
1300–1350	114	141	537
Insgesamt:	264	254	632

Tabelle 27: Entwicklung der Partikelnegation im Ostmitteldeutschen

Da eindeutig dem Ostmitteldeutschen zuordenbare Texte erst nach 1250 vorliegen, können demzufolge nur die beiden letzten Zeitabschnitte, also 1250–1300 und 1300–1350, abgedeckt werden. Zwar liegen vereinzelt schon ab 1150 Texte aus dem westlichen Ostdeutschlands, zumeist Thüringen, vor, doch sind diese stets mit dem Hessischen oder Niederdeutschen vermischt oder bloß als *md* (‘Mitteldeutsch’) gekennzeichnet. Besonders als Balkendiagramm (Abbildung 39) wird deutlich, wie wenig Daten uns zur Verfügung stehen; das gesamte Ostmitteldeutsche umfasst gerade einmal knapp 1200 negierte Sätze, wovon mehr als zwei Drittel in den letzten Zeitabschnitt fallen. Für die präverbale Negation liegen im ersten Abschnitt die meisten Belege vor, doch sind es im Vergleich zu den anderen Dialekten erstaunlich wenige. Zwischen 1250 und 1300 verhalten sich alle drei Phasen relativ ähnlich, zwischen 27 und 41%. Knapp 50 Jahre später zeichnet sich ein vollkommen anderes Bild; der Zyklus ist binnen kürzester Zeit abgeschlossen.

<sup>37</sup>Diese Aussage und Argumentation erscheint ein wenig widersprüchlich: Während Witzenhausen den gesamten Text über den Begriff *post-cyclical* verwendet, beschreibt sie hier mit „stage I negation“ den exzeptiven und damit post-zyklischen Gebrauch und bricht mit ihrer eigens eingeführten Terminologie.

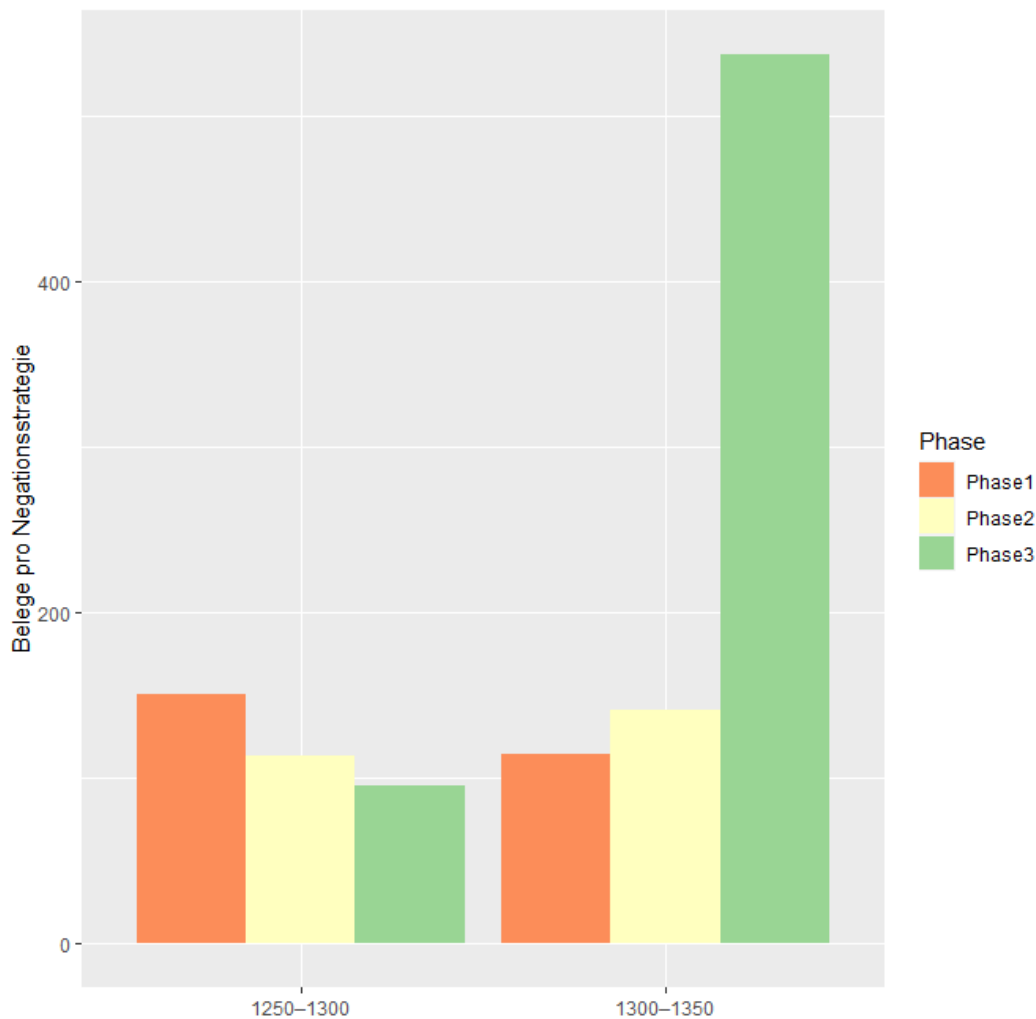


Abbildung 39: Frequenzen der Negationsphasen im Laufe des Ostmitteldeutschen

Betrachtet man auch hier die Zahlen für Phase I als kontaminiert und durch Exzeptionsätze verfälscht, erhält man folgendes Bild: Das Ostmitteldeutsche zeigt sich um 1250 als Sprache zwischen Stufe II und III des *Jespersen-Zyklus* (31,6% versus 26,5%) – die postverbale Negation hat sich als grammatisches Muster etabliert, wird aber doch nicht so häufig wie die diskontinuierliche Negation verwendet. Im nächsten Abschnitt, also zum Ende des Mittelhochdeutschen hin, hat sich mit hoher Geschwindigkeit der Abschluss des *Jespersen-Zyklus* vollzogen; die postverbale Partikel tritt mittlerweile in zwei von drei Sätzen auf, während Phase I und II nur noch jeden sechsten Satz ausdrücken. Insbesondere im Vergleich zu den anderen Dialekten, aber auch dem gesamten westgermanischen Spektrum stellt sich die Frage, wieso sich diese Entwicklung hier so drastisch beschleunigt abspielt. Sofern sich dies als Eigenheit des Ostmitteldeutschen (und nicht als mitteldeutsches Phänomen) herausstellt, muss im dialektalen Vergleich eine Erklärung dafür gefunden werden.



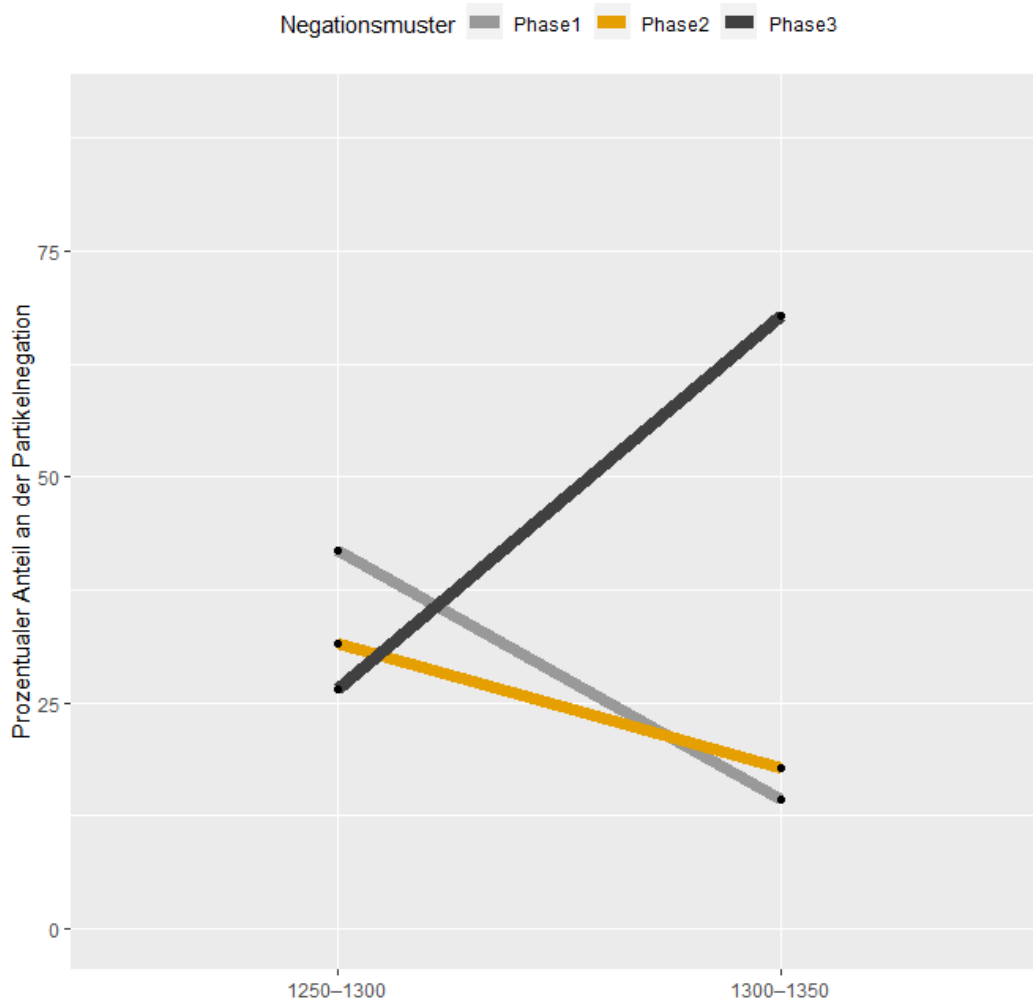


Abbildung 40: Prozentuale Entwicklung der Partikelnegation im Ostmitteldeutschen

In Abbildung zeigt sich die diachrone Entwicklung der Anteile des Negationsspektrums. Da nur für das letzte Drittel, das *Spätmittelhochdeutsche*, Texte zur Verfügung stehen, fällt das Zeitverlaufdiagramm recht kurz aus: Phase I verliert innerhalb kürzester Zeit massiv an Bedeutung und der diskontinuierlichen Negation widerfährt ähnliches, nur findet sie auch um 1300 noch ein wenig häufiger Verwendung. Im Gegensatz dazu gewinnt die postverbale Partikel *nicht* binnen 50 Jahren drastisch hinzu und stellt spätestens ab dem 14. Jahrhundert die dominierende Variante dar.

Die letzte Dialektgruppe, die noch nicht untersucht wurde, ist das Westmitteldeutsche – ein Regiolekt, der spätestens seit Schüler (2016, 2017) als Schlüssel zur Erforschung des *Jespersen-Zyklus* im (Hoch-)Deutschen gilt. Gleichzeitig ist dies auch der einzige Dialekt, welcher bereits ab 1050 belegt ist, wobei sich die ersten beiden Zeitabschnitte ein gemeinsames Textbündnis teilen und somit nur zusammen betrachtet werden dürfen. Die Frequenzen im ReM sind in Tabelle 28 sowie zur besseren Rezeption in Abbildung 41 dargestellt:

	Phase I	Phase II	Phase III
1050–1100	(2)	(2)	(2)
1100–1150	(2)	(2)	(2)
1150–1200	95	101	289
1200–1250	366	235	47
1250–1300	542	413	199
1300–1350	787	676	527
Insgesamt:	1792	1427	1064

Tabelle 28: Entwicklung der Partikelnegation im Westmitteldeutschen

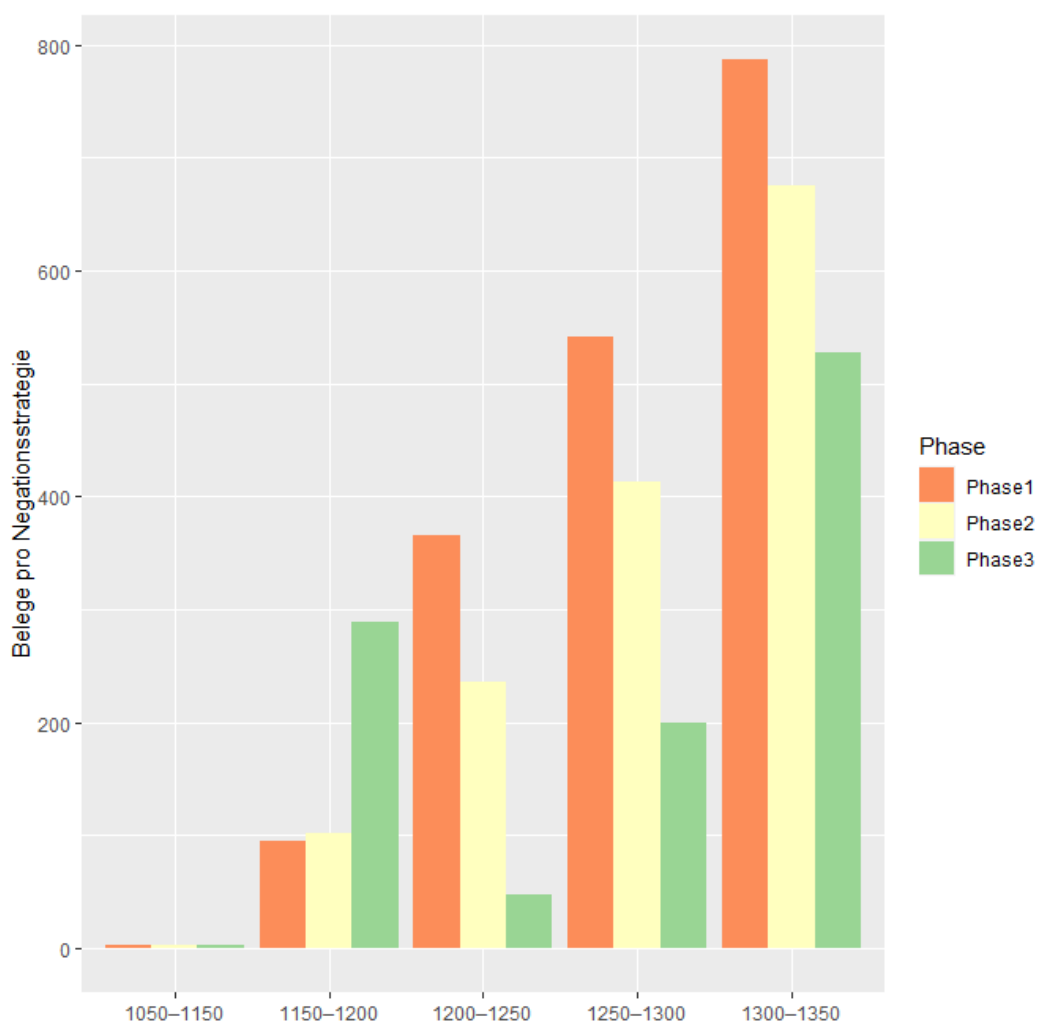


Abbildung 41: Frequenzen der Negationsphasen im Laufe des Westmitteldeutschen

Bereits auf den ersten Blick fällt auf, dass die Entwicklung hier deutlich von den anderen drei Dialekten abweicht. Im ersten Zeitabschnitt, für den genug Material existiert, zeigt sich bereits ein abgeschlossener *Jespersen-Zyklus*, was durch die prozentualen Anteile im Verlaufsdigramm (Abbildung 42) bestätigt wird. Etwa 60% der Belege entfallen auf

die postverbale Partikel, während Phase I und II jeweils knapp 20% aufweisen. Wie der weitere Verlauf jedoch enthüllt, zeigt sich knapp ein halbes Jahrhundert später ein völlig anderes Bild:

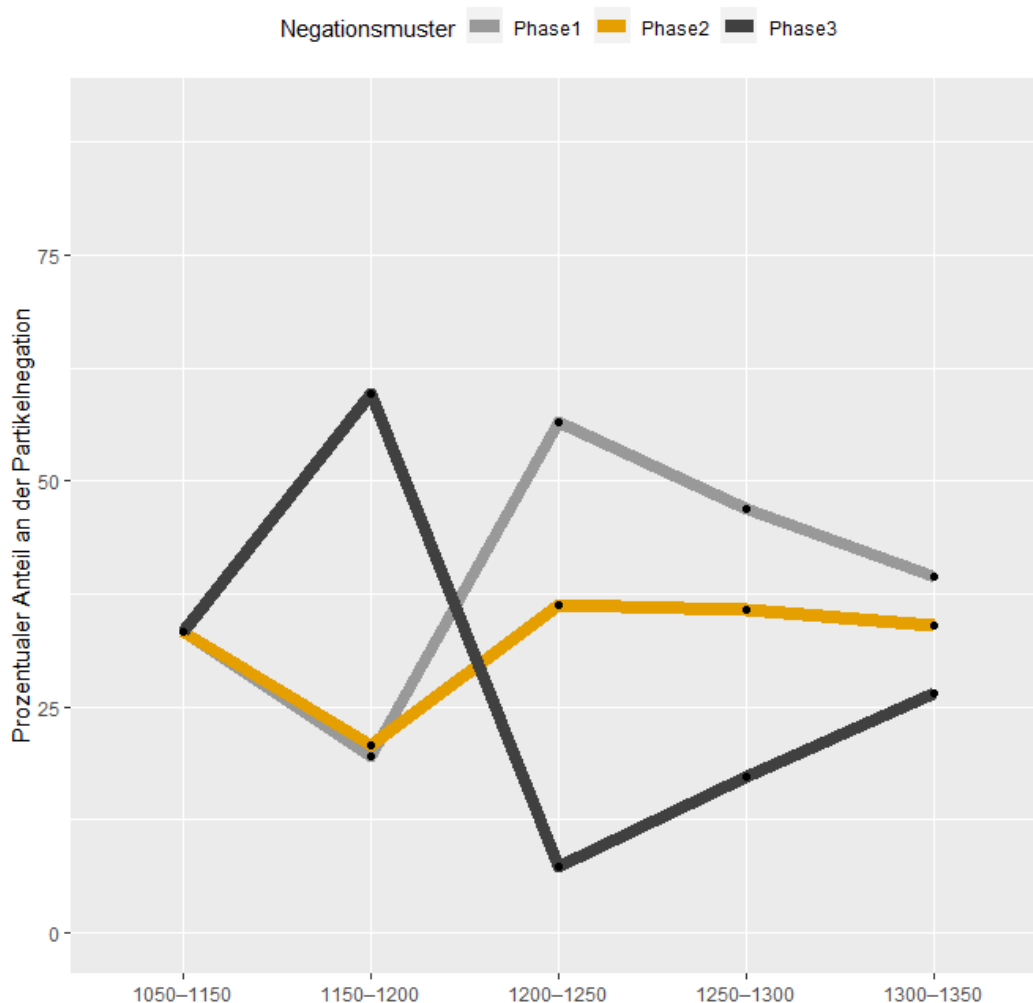


Abbildung 42: Prozentuale Entwicklung der Partikelnegation im Westmitteldeutschen

Mit nur noch 7,3% Anteil an der Gesamtnegation verwendet nahezu kein Schreiber mehr die postverbale Negation und schon gar nicht als Hauptvariante. Stattdessen erstärkt die präverbale Partikel, sowohl alleine (56,5%) als auch in Kombination mit *niht* (36,3%). Da wir insbesondere im Westmitteldeutschen lange Zeit *ne*<sub>2</sub> finden – nach Witzenshausens (2019a: 73) Darstellung tritt *denne* hier erst systematisch im Frühneuhochdeutschen auf –, wird Phase II gegen Ende des *klassischen Mittelhochdeutsch* in ihrer Hochzeit sein. Der weitere Verlauf bestätigt dies: Anstelle eines Rückgangs der diskontinuierlichen Negation finden wir bis zum Ende hin einen steten Anstieg der Frequenzen, aber eine Stagnation beziehungsweise sehr leichte Abnahme der prozentualen Anteile. Die präverbale Negation ist zwar bis 1350 ausnahmslos das frequenteste Muster (obgleich hier nicht zwischen negativ und exzeptiv unterschieden werden kann), doch sinken die Zahlen nach 1250

kontinuierlich auf bis zu 39,5%, wohingegen die postverbale Negation nach dem urplötzlichen und auf den ersten Blick unerklärlichen Abfall von 7,3% erneut auf 26,5% klettert. Dennoch finden wir das Westmitteldeutsche während des Übergangs zum Frühneuhochdeutschen hin als Sprache mit nicht-abgeschlossenem *Jespersen-Zyklus* vor; unter Berücksichtigung der Verfälschung der Frequenz durch *ne*<sub>2</sub> vermute ich eine Dominanz von Phase II bis zum Jahre 1350. Blendet man die Zahlen für die präverbale Negation wie in Abbildung 43 aus, erhärtet sich der Verdacht, dass der *Jespersen-Zyklus* noch in vollem Gange und kurz vor dem Übertritt in Phase III ist:

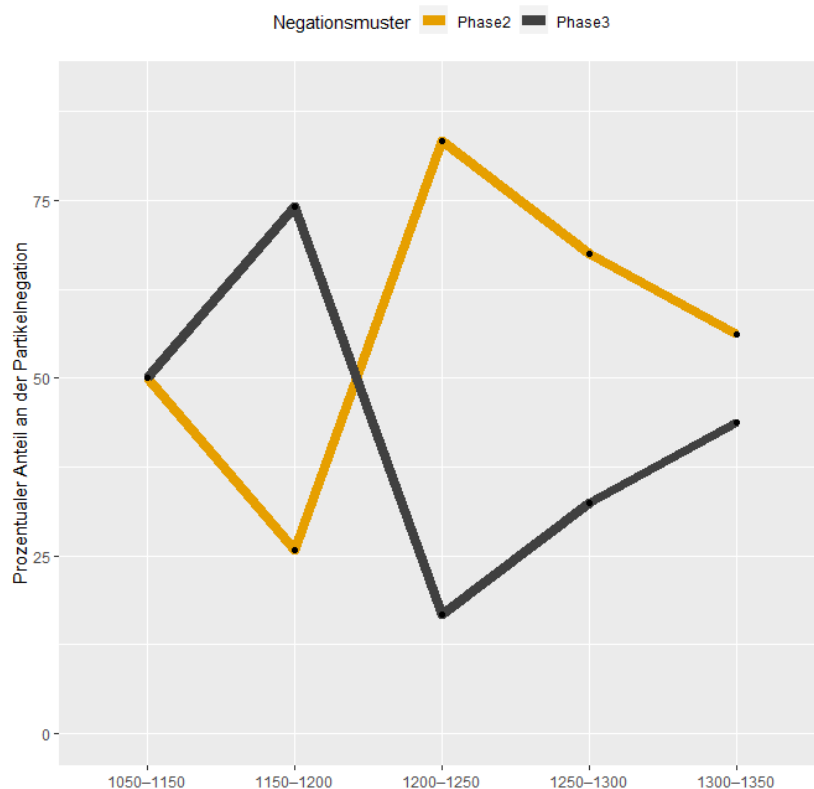


Abbildung 43: Entwicklung der Phasen II und III im Westmitteldeutschen

Sobald die Endresultate von Hertel (in Vorbereitung) vorliegen, sollte sich zeigen, ob sich meine Ansicht zum Negationszyklus im Westmitteldeutschen bewahrheitet. Es zeichnet sich hier jedoch eindeutig ab, dass die westmitteldeutschen Regiolekte während des gesamten *klassischen* und *späten Mittelhochdeutsch* noch in der Hochzeit der Phase II befinden: Die diskontinuierliche Negation stellt die dominierende Variante dar; sie sinkt bis 1350 auf 56,2% ab, bleibt aber stets der postverbalen Partikel gegenüber präferiert. Dies bestätigt auch die Abweichung des Prosalancelots in Jägers (2008: 144) Sample, der sich mit knapp 27% Anteil von *ne ... niht* von den oberdeutschen Texten unterscheidet. Gleichzeitig deuten die lediglich 2% für *ne* alleine an, dass meine Zahlen für Phase I wohl hauptsächlich durch die exzeptive Partikel *ne*<sub>2</sub> zustande gekommen sind und bis 1350 tatsächlich eine Dominanz der Phase II vorlag.

## Vergleich der dialektalen Entwicklung

Die Untersuchung der Negationsentwicklung in den einzelnen vier Dialekten hat interessante Ergebnisse hervorgebracht: Bei jedem Regiolekt zeigen sich Veränderungen, die zum *Jespersen-Zyklus* passen. Drei der vier Dialekte haben das Ende des Zyklus erreicht (Ost- und Westoberdeutsch, Ostmitteledeutsch), nur das Westmitteleutsche scheint sich Mitte des 14. Jahrhunderts noch im Übergang zwischen der diskontinuierlichen und der postverbalen Negation zu befinden. Bevor nun die Diachronie der vier Areale miteinander verglichen werden, möchte ich erneut einen statistischen Test heranziehen, um sicherzustellen, dass überhaupt ein signifikanter Unterschied in den Daten besteht. Analog zu Breitbarth (2014: 43–46) wird die Veränderung in der Frequenz der diskontinuierlichen Negation (*ne ... niht*) mittels  $\chi^2$ -Test analysiert. Danach soll feststehen, ob der Dialekt einen Einfluss auf das Auftreten respektive die Entwicklung der Phase II hat. Wie ich in 4.1 diskutiert habe, muss das Ostmitteleutsche von der statistischen Auswertung ausgeschlossen werden; da wir für die Zeit von 1150 bis 1250 nicht bloß keine Frequenzen finden, sondern mangels Quellen nicht einmal danach suchen konnten, dürfen wir folglich nicht vorhandene Daten nicht mit unseren erhobenen Materialien vergleichen. Für den gesamten Datensatz bestehend aus Ost- und Westoberdeutsch sowie Westmitteledeutsch ergibt sich ein signifikanter Unterschied ( $\chi^2 = 1405.3$ ,  $df = 6$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ ), sodass nun die drei Dialekte jeweils gegeneinander getestet werden. Analog zum Vorgehen bei der synchronen Variation muss getestet werden, wo der signifikante Unterschied besteht. Bei der Darstellung folge ich Breitbarth (2014: 44) und gebe die Werte in Tabelle 29 an:

	Oobd. vs. Wobd.	Oobd. vs. Wmd.	Wobd. vs. Wmd.
$\chi^2$	267.79	1230.7	152.25
df	3	3	3
p-Wert	$2.2e^{-16}$	$2.2e^{-16}$	$2.2e^{-16}$

Tabelle 29: Statistische Überprüfung des Übergangs von Phase II in III

Wie zu sehen ist, entwickelt sich die Negation auch diachron vollkommen unterschiedlich in den drei gut belegten Dialektregionen; damit ist der Einfluss des Dialekts als signifikanter Einflussfaktor der Negation bestätigt. Nun sollen die vier verschiedenen Durchgänge des *Jespersen-Zyklus* miteinander in Bezug gesetzt werden. Als Ausgangspunkt dienen Abbildung 44 und 45, die sozusagen die Zeitachsen der drei vollständig untersuchten Dialekte kombinieren. Es ist sehr gut erkennbar, dass der Übergang von Phase II in III – der mit einem drastischen Rückgang der diskontinuierlichen Negation verbunden ist – unterschiedlich schnell realisiert wird. Für die Argumentation *für* den *Jespersen-Zyklus* ist das Westmitteleutsche als (hinsichtlich der Negation) besonders konservativer Dialekt von zentraler Bedeutung, weswegen er hier goldfarben erscheint. In Abbildung 44 beziehen sich alle Werte auf die gesamte Partikelnegation, inklusive der strittigen Fälle mit *ne<sub>2</sub>*, während Abbildung 45 ausschließlich Phase II und III als Grundlage hat.

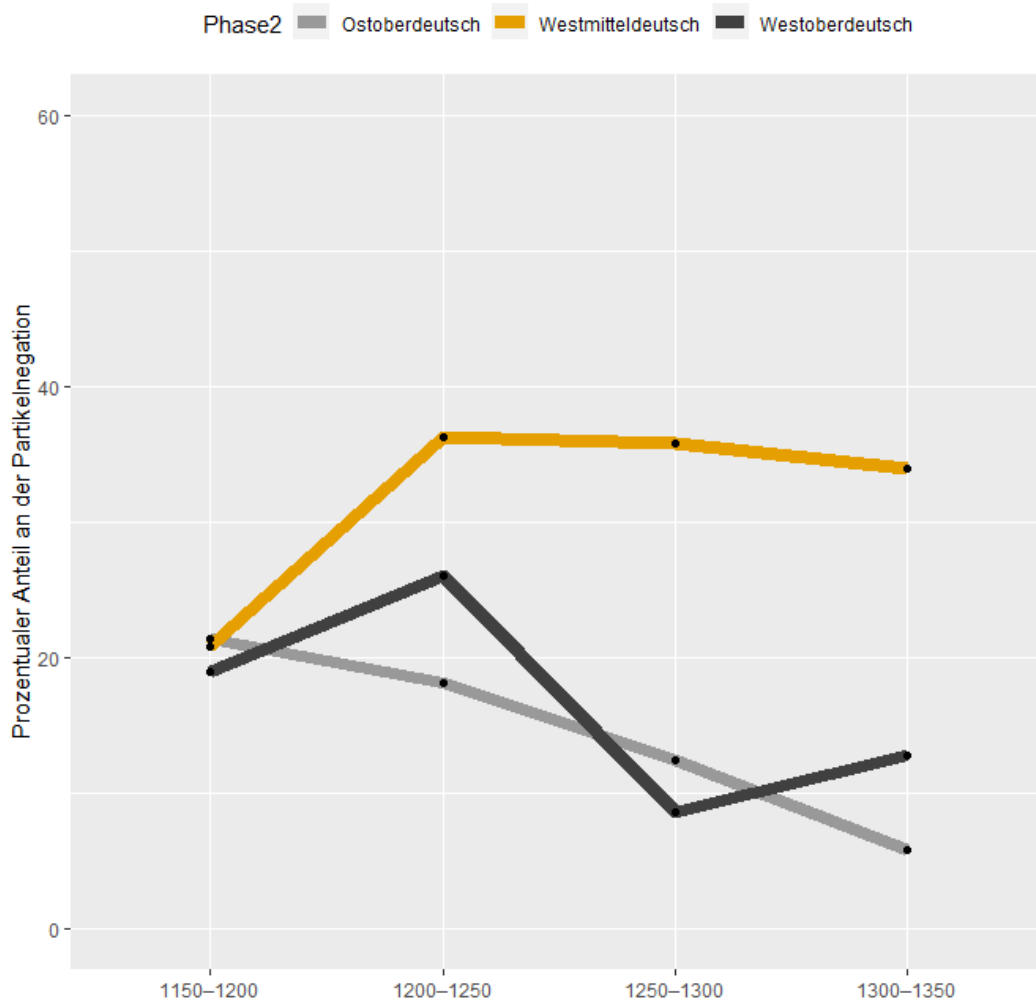


Abbildung 44: Prozentualer Anteil (gesamt) der diskontinuierlichen Negation in den Dialekten

Die der Abbildung 45 zugrunde liegenden Zahlen können Tabelle 30 entnommen werden; hierfür wurden die Frequenzen von Phase I ausgeschlossen und anschließend der Anteil der jeweiligen Phase an den gesamten eindeutigen Negationsbelegen (also Phase II und III) berechnet.

	Ostobd.		Westobd.		Ostmd.		Westmd.	
	Doppel	Post	Doppel	Post	Doppel	Post	Doppel	Post
1050-1100	X	X	X	X	X	X	50%	50%
1100-1150	X	X	X	X	X	X	50%	50%
1150-1200	53,4%	46,6%	39,5%	60,5%	X	X	25,9%	74,1%
1200-1250	25,1%	74,9%	49,6%	50,4%	X	X	83,3%	16,7%
1250-1300	14,2%	85,8%	9,8%	90,2%	54,3%	45,7%	67,5%	32,5%
1300-1350	6,4%	93,6%	15,3%	84,7%	20,8%	79,2%	56,2%	43,8%
Insgesamt:	29,5%	70,5%	22,3%	77,7%	28,7%	71,3%	57,3%	42,7%

Tabelle 30: Prozentuale Anteile von Phase II und III im Vergleich

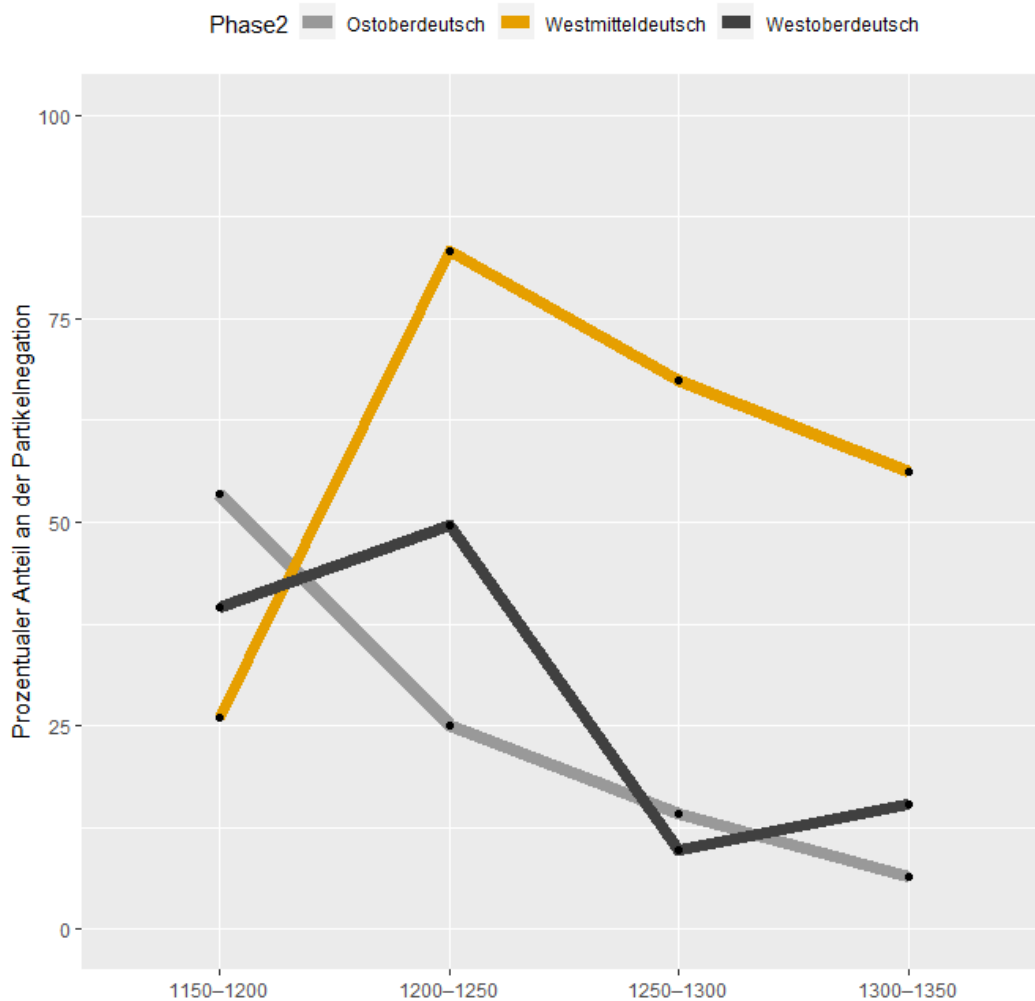


Abbildung 45: Entwicklung von Phase II (in Abhängigkeit von III) in den Dialekten

In beiden Zeitverläufen sticht das Westmitteldeutsche mit seinem verzögerten Übergang in Phase III heraus; ab dem Beginn der flächendeckenden Überlieferung, also um 1150, übernimmt im Ostoberdeutschen Phase III die Funktion der Hauptnegationsstrategie – die letzte Phase des Zyklus beginnt. Das Westoberdeutsche zeigt dasselbe Muster, nur beginnt der Übergang 50 Jahre später – dementsprechend findet man am Ende des Mittelhochdeutschen noch knapp 15% aller Sätze mit beiden Partikeln. Interessanterweise ist das Westmitteldeutsche, wenn man sich synchron den Zustand von 1150–1200 betrachtet, bereits eine Sprache der Phase III – drei Viertel aller Sätze sind postverbal negiert –, der höchste Wert für alle Mundarten des Mittelhochdeutschen. Danach sinkt dieser Wert jedoch drastisch auf 16,1% ab und es folgt eine 150 Jahre lang andauernde Hochzeit der diskontinuierlichen Negation. Wie ist nun dieser Ausreißer zum Ende des 12. Jahrhunderts zu erklären? Theoretisch wäre es denkbar, dass schlicht Schreiber aus dem oberdeutschen Sprachraum tätig waren und durch ihren Dialekt das Westmitteldeutsche falsch niedergeschrieben haben. Dagegen spricht jedoch der äußerst hohe Wert von knapp 75%, den zu dieser Zeit weder Ost- noch Westoberdeutsch widerspiegelt. Eventuell stammen

diese Schreiber aus dem ostalemannischen Dialektareal; hier werden Mundarten gesprochen, von denen Pickl (2017) vermutet, dass sie den Ursprung des Übergangs zur postverbalen Negation darstellen. Jedenfalls spricht die weitere Entwicklung stark dafür, die Dominanz der postverbalen Negation 1150–1200 als sonderbare Abweichung und nicht als Abschluss des Zyklus zu betrachten. Ob dies durch Sprachkontakt, Textsorte oder anderweitige Faktoren beeinflusst ist, vermögen die Daten nicht zu erklären. Die langsame Geschwindigkeit, mit der sich *niht* als neues (Negations-)Mittel der Wahl etabliert, findet auch durch einen relativ jungen Beleg Bestätigung. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts gibt Münch (1904) für seine Grammatik des Ortes Blatzheim (zwischen Aachen und Köln) folgenden Beleg (115) an, der wohl den letzten deutschen Nachweis der diskontinuierlichen Negation darstellt:

(115) *dat endōn iχ net*  
 das NEG=tue ich NEG

Um 1900, entnommen aus Münch (1904: 192), zitiert nach Fleischer/Schallert (2011: 233)

Das Ostmitteldeutsche wird in den Abbildungen nicht berücksichtigt, da es schlicht nur für die Hälfte des Zeitraums Daten existieren. Dabei sind die Negationsbelege aus dem jungen Sprachraum besonders interessant: Binnen 50 Jahren wird der Wechsel von diskontinuierlich zu postverbal vollzogen. Während zwischen 1250 und 1300 das allmähliche Ende von Phase II erahnt werden kann (54.3% versus 47.7%), versinkt sie ein halbes Jahrhundert später beinahe schon in Bedeutungslosigkeit (20.8% versus 79.2%), wohingegen die postverbale Partikel zum Standard auserkoren wurde. Da sich in keinem anderen Dialekt eine derartige Geschwindigkeit des Zyklus präsentiert, muss dies durch eine Eigenschaft des Ostmitteldeutschen bedingt sein. Im Laufe meiner Ausführungen zur Entstehungsgeschichte des ostdeutschen Sprachraums (3.2.3) wurde die (vor allem von Theodor Frings vertretene) Hypothese einer ostmitteldeutschen *Ausgleichsmundart* angesprochen; die Theorie besagt, dass durch Vermischung verschiedenster Dialekte (vor allem Bairisch, Westmitteldeutsch und Niederdeutsch, aber auch Flämisch und Westoberdeutsch) innerhalb kürzester Zeit ein neuer Dialekt als Resultat dieser heterogenen Sprachgemeinschaft geschaffen wurde – in der modernen Literatur wird dieses Prinzip *Leveling* genannt. Die Situation im Ostmitteldeutschen erinnert stark an die Hanseatischen Städte bei Breitbarth (2014) und die allgemeinen Wandeltendenzen in den Hansestädten bei Peters (2000: 1414). Durch Durchmischung der Sprecher auf engem Raum hat sich bei den niederdeutschen Städten rasend schnell die postverbale Negation durchgesetzt, wie Breitbarth (2014: 46) beschreibt: „Rather, the reason for the accelerated loss of the preverbal particle in the Hanseatic cities in the North-East is likely to be dialect levelling because of dialect contact within Low German“. Auch wenn nur zwei Zeitabschnitte hier



zur Verfügung stehen, gehe ich für das Ostmitteldeutsche ebenfalls von Ausgleichseffekten aus. Einerseits ist die erhebliche Durchmischung der Dialekte für diese Region in der Literatur beschrieben und andererseits haben wir mit Breitbarths Studie einen konkreten Beweis, dass sich Leveling auch auf die Negation auswirkt.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass wir es aus Sicht der Diatopie mit vier Varietäten zu tun haben, die jeweils unabhängig voneinander den *Jespersen-Zyklus* durchlaufen haben oder noch dabei sind. Auch wenn es mir mithilfe des ReMs nicht gelungen ist, für jeden Dialekt haargenaue Belege für eine absolute Dominanz der diskontinuierlichen Negation zu finden, stellen die ehesten Zeitabschnitte der Regiolektten noch Reflexe einer ehemaligen oder sogar noch andauernden Phase II dar. Während vor allem die beiden oberdeutschen Varietäten den *Jespersen-Zyklus* noch erahnen lassen, liefert das Westmitteldeutsche den Beweis, dass es auch im Hochdeutschen eine lange und stabile Phase mit Dominanz der diskontinuierlichen Negation gab – insofern stützt auch das ReM die Studie von Hertel (in Vorbereitung) und Schüler (2016, 2017). Von besonderem Wert sind die ostmitteldeutschen Daten, welche – genau wie die hanseatischen Städte im Ostniederdeutschen – durch Sprachkontakt und -vermischung mit anderen Dialekten des Kontinentalwestgermanischen zu einer Art Ausgleichsmundart wurde; binnen 50 Jahren folgt auf eine im Abklingen begriffene Hochzeit der Phase II bereits der Abschluss des *Jespersen-Zyklus*, bei dem mehr als drei Viertel aller Belege auf *niht* entfallen.

#### **4.2.3 Fazit: Diachron-dialektale Entwicklung der Negation**

Bevor ich die Ergebnisse der beiden morphosyntaktischen und phonologisch-graphematischen Analysen präsentiere, resümieren wir die Erkenntnisse dieses Abschnitts. Die quantitative Erhebung im ReM hat bereits für die Methodologie der historischen Syntax (aber auch allgemein der historischen Sprachwissenschaft) einen wichtigen Hinweis ergeben: Man sollte nie von einer historischen Sprachstufe als einheitliche Sprache ohne diatopische Dimension ausgehen. Während die Auswertung der diachronen Daten eine spiegelbildartige, stetig verlaufende Entwicklung von Phase I zu Phase III mit einem Neben- oder Abfallprodukt in Gestalt der diskontinuierlichen Negation andeutete, zeichnete die Miteinbeziehung der dialektalen Komponente ein vollkommen anderes Bild. Bereits die einfache Anwendung eines statistischen Mittels (dem  $\chi^2$ -Test) ergab (höchst-)signifikante Unterschiede zwischen allen vier Dialekten.

Das Ostoberdeutsche und Westoberdeutsche verhalten sich beide relativ ähnlich, außer dass im Westen die Entwicklung um etwa 50 Jahre verzögert eintritt: Zu Beginn präsentieren sich diese Dialekte noch in dem Status zwischen Phase II und III – sowohl diskontinuierliche als auch postverbale Negation treten häufig und in etwa gleich oft auf –, gehen dann erst langsam in Phase III über, um schließlich binnen 100 Jahren (nahezu) vollständig auf die postverbale Negationspartikel umzuschwenken. Mit den Informationen Pickl's (2017) müsste man sich die ost- und zentral-alemannischen Mundarten getrennt vonein-

ander ansehen; er vermutet, dass im Osten, also im schwäbischen Raum zwischen Neckar und Lech, der Wandel zur postverbalen Negation seinen Anfang nahm, dann auf den bairischen Raum übergriff, aber sich erst langsam gen Westen (ins Alemannische) ausbreitete. Mit dem bisherigen Stand des ReMs ist es leider nicht möglich, eine feinere Dialektgliederung vorzunehmen, sodass wir es hier mit einem gesamt-westoberdeutschen Typ zu tun haben. Die Verzögerung gegenüber dem Bairischen könnte daher auf diese Vermischung ost- und westalemannischer Daten zurückgehen.

Die beiden mitteldeutschen Dialekte liefern die interessantesten Ergebnisse. Das Westmitteldeutsche ist dank der Arbeiten von Hertel/Schüler (2016, 2017) bereits vor der Sichtung der Ergebnisse als Schlüsseldialekt eingestuft worden; hier spielen sich die Wandelprozesse, die gemeinhein als *Jespersen-Zyklus* bekannt sind, deutlich langsamer ab und bieten daher einen anderen Blickwinkel. Meine ReM-Daten bestätigen Hertels (in Vorbereitung) Erkenntnisse: Anders als bisher behauptet, finden wir hier eine lange und stabile Phase II, die sogar bis zum Übergang vom Mittel- ins Frühneuhochdeutsche anhält. Das Ostmitteldeutsche dagegen wurde in kaum einer Studie zur mittelhochdeutschen Syntax berücksichtigt. Da sich die ostdeutschen Mundarten erst im Laufe des (Spät-)Mittelalters bilden, sind Überlieferungen aus dieser Zeit rar. Mithilfe des ReMs ist es möglich, ab 1250 durchgängig Belege für das Ostmitteldeutsche zu finden. Im ersten Zeitabschnitt zeigt sich – wie im Bairischen – die Phase II in ihrem Ende, die postverbale Negation ist beinahe genauso frequent wie sie. Die große Abweichung von allen anderen liegt in der Geschwindigkeit, mit der sich der Zyklus hier vollzieht. Binnen 50 Jahren wechselt Ostmitteldeutsch von Ende Phase II zu Ende Phase III (abgeschlossener Zyklus, postverbale Negation als dominierendes Muster). Ich sehe diese Entwicklung als direktes Resultat von Leveling, also dem Entstehen einer ostmitteldeutschen Ausgleichsmundart durch Sprachkontakt mit zahlreichen Dialekten.

Somit liegen bereits zwei Aspekte vor, die sich als signifikanter Einflussfaktor auf die Entwicklung der Negation auswirken: (i) Zeitpunkt der Anfertigung des Textes (Diachronie) und (ii) Dialekt des Schreibers (Diatopie). Im Folgenden werde ich die Ergebnisse der morphosyntaktischen Auswertung meiner Stichprobe aus, um Aspekte wie Verbstellung und Verbklasse auf ihren Einfluss zu testen.

### **4.3 Einflussfaktoren auf Ebene der (Morpho-)Syntax**

Nachdem wir uns die Diachronie und Variation innerhalb des hochdeutschen Sprachgebiets hinsichtlich der Entwicklung der drei Phasen angeschaut haben, verlassen wir den quantitativen Bereich. Im Folgenden stelle ich die Ergebnisse der qualitativen, morphosyntaktischen Analyse vor. Viele Aspekte aus diesem Bereich sind direkt mit den phonologischen Prozessen, die Hertel (in Vorbereitung) und ich für den entscheidenden Auslöser halten, verbunden, sodass sich die nächsten beiden Kapitel des Öfteren überschneiden.

Direkte Auswertungen der Graphematik/Phonologie der Stichproben finden jedoch erst in 4.4 statt. Dieser Abschnitt ist wie folgt aufgebaut. Zunächst betrachten wir schwerpunktmäßig die Rolle der Verbstellung (4.3.1); wie verhalten sich die drei (vier) möglichen Stellungstypen zueinander, wie sieht es dialektologisch und diachron aus? Danach werden die beiden Arten von Verbklassen, also (i) Voll- versus Auxiliarverben und (ii) präfigierte versus Simplexformen, betrachtet, womit die morphosyntaktische Analyse ihr Ende findet.

Zunächst möchte ich noch einige Worte zum Aufbau der Stichprobe äußern. Die durch *R* ermittelten 501 Sätze innerhalb des ReMs, die die diskontinuierliche Negation aufweisen, verteilen sich auf vier Zeitabschnitte zwischen 1150 und 1350 (jeweils in Schritten von 50 Jahren) und decken sich damit mit denen des vergangenen Abschnitts. Einzig das erste Drittel, das *Frühmittelhochdeutsche*, konnte nicht berücksichtigt werden. Da insgesamt nur sechs Belege aus dieser Zeit ausfindig gemacht wurden, war die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass kein einziger Beleg aus dieser Zeit ausgewählt wird. Abbildung 46 zeigt die Verteilung der 501 Sätze auf die vier Zeitabschnitte:

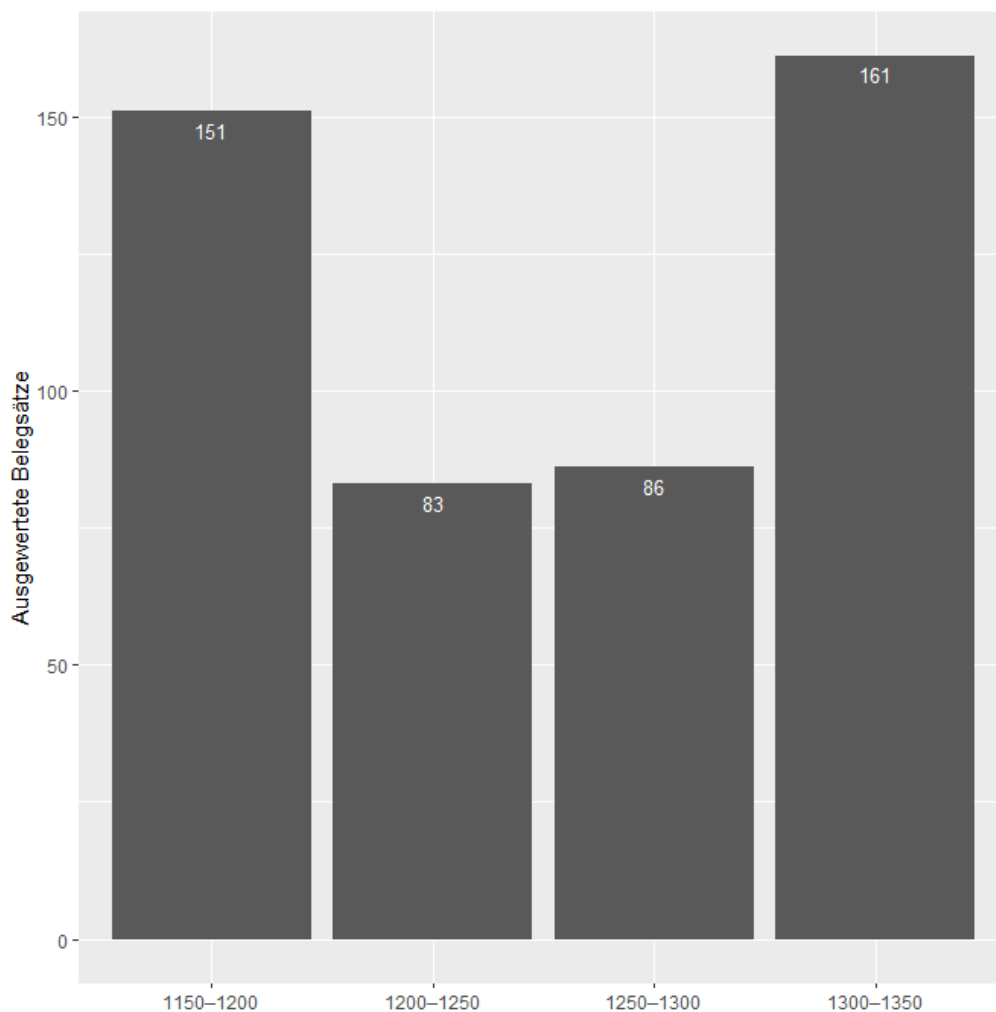


Abbildung 46: Umfang und diachrone Verteilung der Stichprobe

Gemäß der Verteilung der generellen Anzahl an Belegen entfallen die meisten der hier analysierten und (in einer Excel-Tabelle) annotierten Sätze aus dem Beginn und dem Schluss des Zeitraums; etwa doppelt so viele Belegstellen sind für die Jahre 1150–1200 und 1300–1350 inkludiert wie für die mittleren (1200–1250, 1250–1300). Wie das dialektale Szenario aussieht, kann Abbildung 47 entnommen werden:

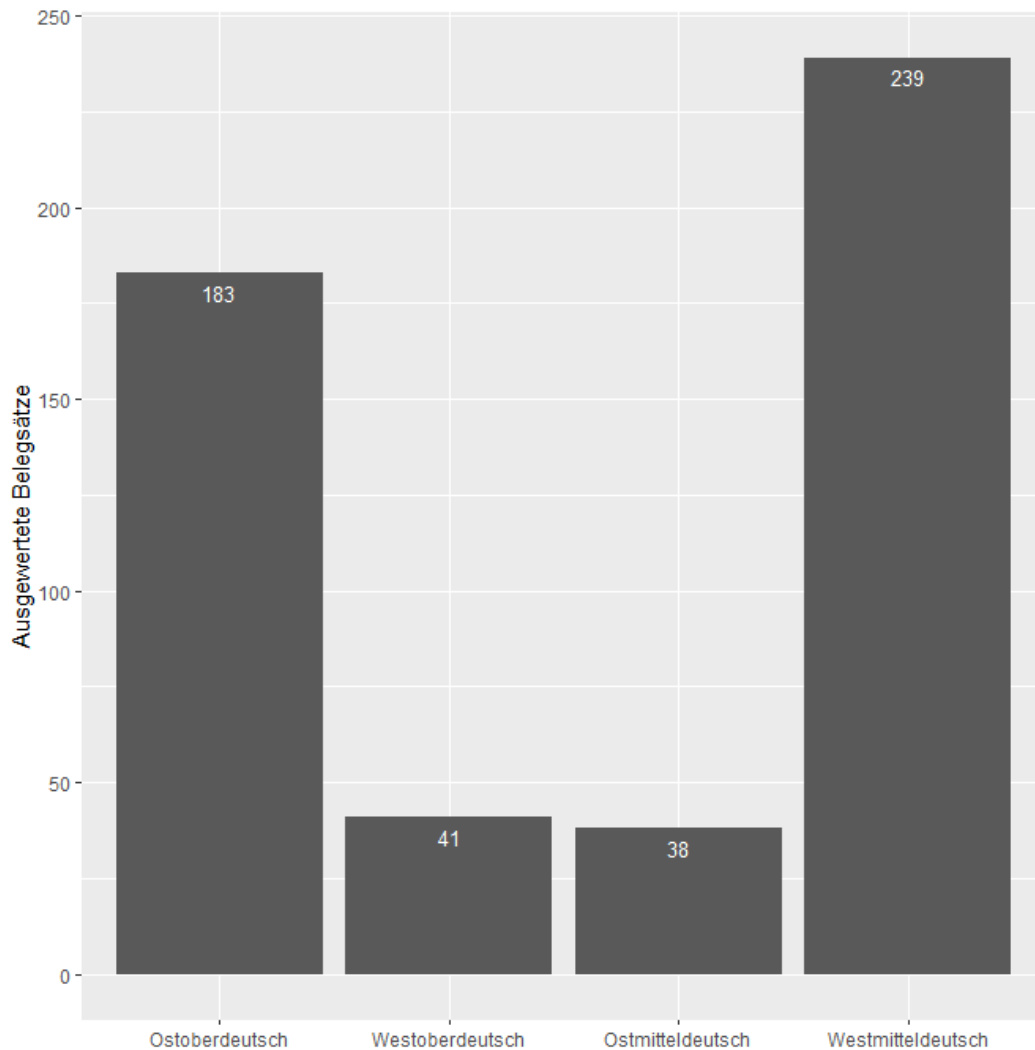


Abbildung 47: Anteil der vier Dialektregionen an der Stichprobe

Auch bei den Sprachregionen, aus denen die Sätze stammen, zeigt sich eine ähnliche Verteilung. Für Westober- und Ostmitteldeutsch liegen etwa 40 Sätze vor, während Ostoberdeutsch 183 aufweist. Spitzenreiter ist das Westmitteldeutsche; fast jeder zweite Beleg stammt aus dem Nordwesten des mittelhochdeutschen Sprachgebiets. Dies ist weniger verwunderlich, haben wir doch in 4.2 feststellen müssen, dass der *Jespersen-Zyklus* dort am längsten andauert und nur langsam eine Verdrängung von *ne ... niht* durch *niht* stattfindet.

### 4.3.1 Der Einfluss der Verbstellung

Zu Beginn betrachten wir die beobachteten Verbstellungen und wie sich die diskontinuierliche Negation in Abhängigkeit derer verhält. Da sich in den historischen Stufen des Deutschen noch keine Verbalklammer ausgebildet hat respektive sie noch in ihrer Entwicklung begriffen ist, kann die Verbstellung – sowohl in Haupt- als auch in Nebensätzen – beträchtlich vom neuhochdeutschen Muster abweichen. Neben den drei heutigen Typen (i) Verberst-, (ii) Verbzweit- (die Regel im Hauptsatz) und (iii) Verbletztsatz (die Regel im Nebensatz und Basisposition des Verbs im Rahmen der *Generativen Grammatik*, siehe beispielsweise Vikner 2020) findet sich im Alt-, Mittel- und Frühneuhochdeutschen noch der Typus Verbspäterstellung, kurz V-spät (116).

- (116) *Endi ih inan chistiftu in minemu dome, endi in minemu riikki*  
und ich ihn einsetze in meinem Haus und in meinem Reich  
Isidor 37,22–38,1, zitiert nach Fleischer/Schallert (2011: 154)

Während Verbspätsätze ein frequentes Phänomen im Althochdeutschen sind (siehe auch Axel 2007), nimmt die Häufigkeit nach Krappelt (2016: 47) im Mittelhochdeutschen stark ab. Erst durch lateinischen Einfluss findet sich im Frühneuhochdeutschen wieder eine größere Anzahl an Belegen für Verbspäterstellungen, bevor sich die Verbalklammer vollständig ausgebildet hat und die Verbstellung fixiert wird. Da sich die Beleghäufigkeit bei der Stichprobe ohnehin schon reduziert hat, würde eine Aufspaltung der Negationsbelege für die Verbletz- und Verbspäterstellung noch geringe Frequenzen produzieren, wodurch sich auch die Aussagekräftigkeit des  $\chi^2$ -Tests reduziert.<sup>38</sup> Daher werden die Werte der Verbspäter- und Verbletzstellung im Laufe dieses Kapitels zusammengeführt und als eine Variable *V-spät/VL* gehandhabt.

#### Verbstellung diachron

Insgesamt lassen sich alle vier Verbstellungstypen für jeden Zeitabschnitt und jeden Dialekt nachweisen. In (117) ist je Verbstellungstyp ein Beleg auf dem ReM angegeben : (a) Verberst-, (b) Verbzweit-, (c) Verbspäter- und (d) Verbletzstellung.

- (117) a. *nefunde niht mere*  
NEG=sündige NEG mehr  
M024-N1 0a, 1227 (Leben Jesu)

---

<sup>38</sup>Theoretisch ließe sich dieses Problem durch den *Fisher-Test* (oder *exakter Test nach Fisher*), der auch bei kleineren Werten genaue p-Werte berechnen kann. Dafür wird die Berechnung des Fisher-Tests bei großen Zahlen sehr aufwendig und ist mit *R* schnell nicht mehr durchführbar, da nicht ausreichend Arbeitsspeicher zur Verfügung steht.

- b. *er nemahte fi iz niht langer uerhelen*  
 er NEG=konnte ihr es NEG länger verheimlichen

M121y1-N 0a, 1263 (Kaiserchronik A, Vorauer Handschrift)

- c. *daz ich az noh entranc niht.*  
 dass ich aß noch NEG=trank NEG

M121K-N1 0a, 1730 (Kaiserchronik A, Fragment K)

- d. *daz er vmbe den friden niht enwezze Vñ fwer fridebreche*  
 dass er von dem Frieden NEG NEG=wusste und so Friedenbrecher  
*wirt*  
 wird

M540-N0 15va, 12–14 (Nürnberger Stadtbuch)

Dabei zeigen sich jedoch zum Teil gravierende Abweichungen, wie Abbildung 48 zeigt. Der mit Abstand häufigste Verbstellungstyp ist Verbzweit, gefolgt von Verbletz- und Verbspäterstellung (zusammen 142). Die seltenste Stellungsvariante ist die Verberststellung mit weniger als 10% Anteil an der Gesamtanzahl. Damit deckt sich mein Befund im Wesentlichen mit den Erkenntnissen Jägers (2008: 144–146).

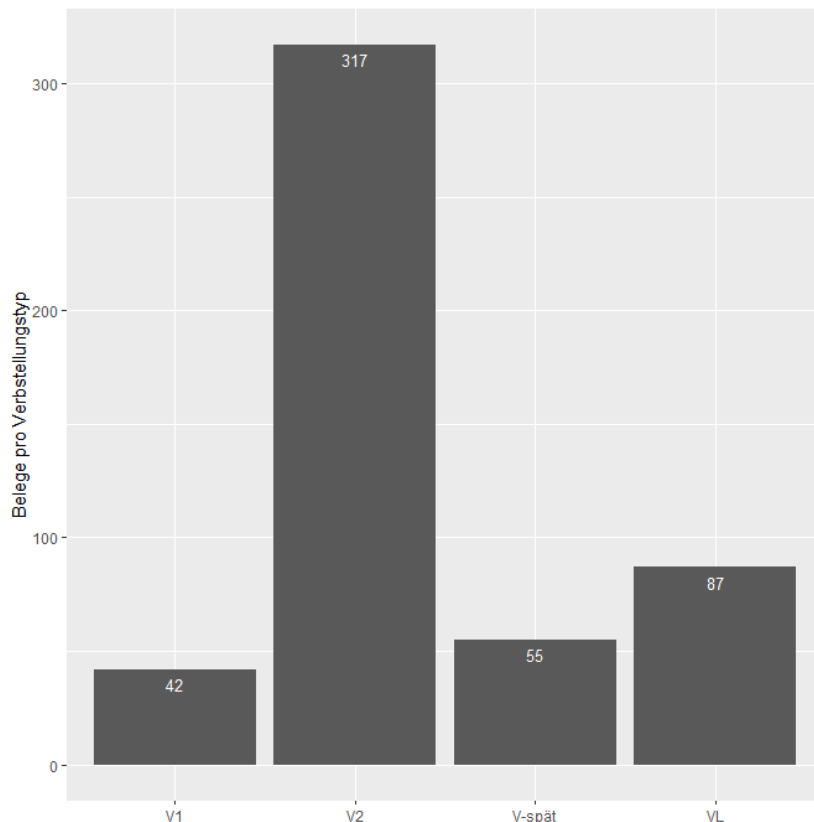


Abbildung 48: Häufigkeit der vier Verbstellungstypen im Sample

Dieses Ergebnis ist wenig überraschend, wurde doch in 2.4.3 ein Einfluss der Phonologie auf die Verbstellung bei der Negation diskutiert. Es wird im Laufe der Jahre (mit zunehmender Nebensilbenabschwächung und fester werdender Metrik) immer schwieriger für *ne*, sich prosodisch an den Vor- oder Nachgänger anzuhängen – in besonderem Maße als proklitisches Element. Bei der Verberststellung fehlt ein vorangehendes phonologisches Wort, sodass sich *ne* prosodisch ausschließlich proklitisch verhalten kann. Sobald im jeweiligen Dialekt der Trochäus etabliert ist, kommt auch die Betonung ins Spiel: Die erste Silbe ist in der Regel betont, nur ist das Hauptcharakteristikum des /ə/-Lautes, dass es keine Betonung tragen kann – und Daten aus dem Spracherwerb zeigen, dass die satzinitiale Position ohnehin besonders schwer unbetont zu artikulieren ist. Somit war das Teilergebnis, dass Verbzweit- und Verbletzstellung bei der diskontinuierlichen Negation länger erhalten bleiben, erwartbar. Ein Blick in die Diachronie bestätigt die bisherigen Annahmen und bietet einen neuen Blickwinkel, vor allem die Entwicklung über 200 Jahre hinweg – Abbildung 49 spiegelt die Belegdichte pro Verbstellungstyp in den Zeitabschnitten wider.

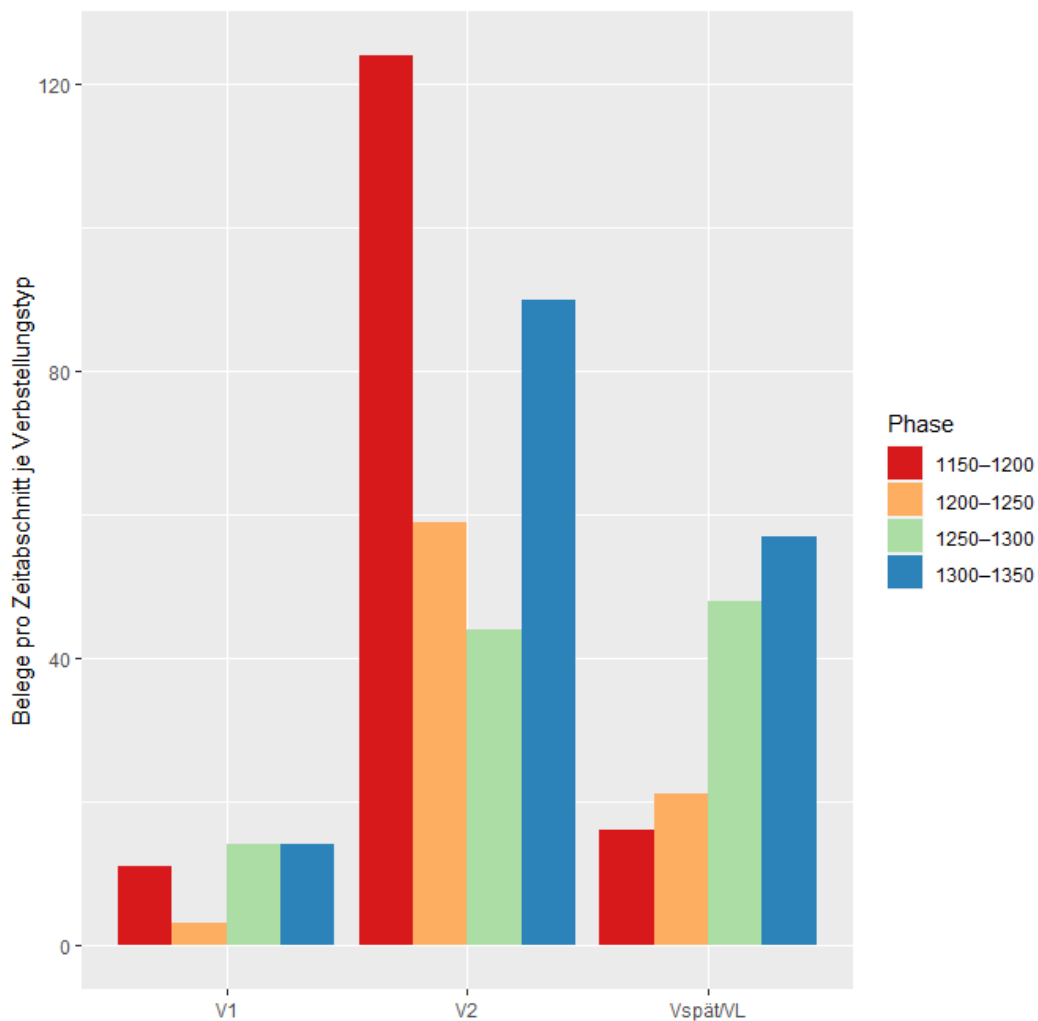


Abbildung 49: Diachronie der Verbstellungen bei der diskontinuierlichen Negation

Die Belege für Verberststellung bei der Doppelnegation bleiben über die Jahre hinweg stabil bei einem äußerst niedrigen Niveau; ein wirklicher Rückgang oder gänzlicher Ausfall ist nicht zu beobachten. Die Verbzweitstellung ist – bis auf eine Ausnahme in 1250–1300 – der dominierende Verbstellungstyp und verharrt auf einem sehr hohen Niveau. Jedoch ist diachron ein leichter Rückgang (in Abhängigkeit von den totalen Frequenzen der diskontinuierlichen Negation in den jeweiligen Regionen) zu vermerken; V2-Stellung wird allmählich abgebaut, sodass ein stetiger Anstieg der Verbspäter- und Verbletzstellung einsetzt. Bereits bei Behaghel (1918) findet man die bereits angesprochene Vermutung, die Verbletzstellung wirke konservierend auf die präverbale Partikel, scheint diese Aussage hier zumindest nicht widerlegt. Dennoch ist es fraglich, wieso sich die präverbale Partikel in der Position *nach* der postverbalen so lange halten kann. Informationsstrukturell ist sie nämlich redundant; das zugrunde liegende Prinzip, *Neg-First-Principle* genannt, besagt, dass die Negation möglichst früh im Satz ausgedrückt werden soll (118a). Auch wenn der Begriff deutlich später entstanden ist, findet sich die Idee dahinter schon beim Urvater des Negationswandels, Otto Jespersen (118b).

- (118) a. **Neg-First-Principle:** „The earlier in the parsing process of a clause something as crucial as sentential negation is recognized, the better“ (Jäger 2008: 142).
- b. „[T]here is a natural tendency, also for the sake of clearness, to place the negative first, or at any rate as soon as possible, very often immediately before the particular word to be negated (generally the verb [...])“ (Jespersen 1917: 5).

Die ermittelten Frequenzdaten, die ich auf ihre (statistische) Signifikanz testen werde, finden sich systematisch geordnet in Tabelle 31:

	Verberst	Verbzweit	Verbspät/-letzt
1150–1200	11	124	16
1200–1250	3	59	21
1250–1300	14	44	48
1300–1350	14	90	57
Insgesamt:	42	317	142

Tabelle 31: Verbstellungsunterschiede bei der diskontinuierlichen Negation

Die Anwendung des  $\chi^2$ -Tests zeigt, dass sich die Daten zur (diachronen) Entwicklung der Verbstellung signifikant unterscheiden ( $\chi^2 = 54.639$ ,  $df = 6$ ,  $p = 5.482e^{-10}$ ); wir können also festhalten, dass sich die Verteilung der diskontinuierlichen Negation auf die drei Verbstellungstypen verändert. Die einzelnen Typen gegeneinander getestet zeigen ein unterschiedliches Bild, wie Tabelle 32 zu entnehmen ist:



	V1 vs. V2	V1 vs. VL	V2 vs. VL
$\chi^2$	13.472	6.7631	49.407
df	3	3	3
p-Wert	0.003719	0.07984	1.068e <sup>-10</sup>

Tabelle 32: Statistische Überprüfung der Verbstellungstypen

Der große und signifikante Unterschied besteht zwischen den Verbzweit- und Verbspät-/Verbletztsätzen, für die eine andere Entwicklung angesetzt werden muss. Ferner unterscheiden sich Verberst- und Verbzweitsätze signifikant, jedoch bei weitem nicht so stark wie der erste Fall. Hingegen kann statistisch kein Unterschied für Verberst- und Verbletztsätze festgestellt werden.

Nach einem Blick auf die absoluten Zahlen möchte ich nun die relativen Frequenzen in den Blick nehmen. Abbildung 50 zeigt die diachrone Entwicklung der prozentualen Anteile der drei Verbstellungstypen bei den Belegsätzen für die diskontinuierliche Negation:

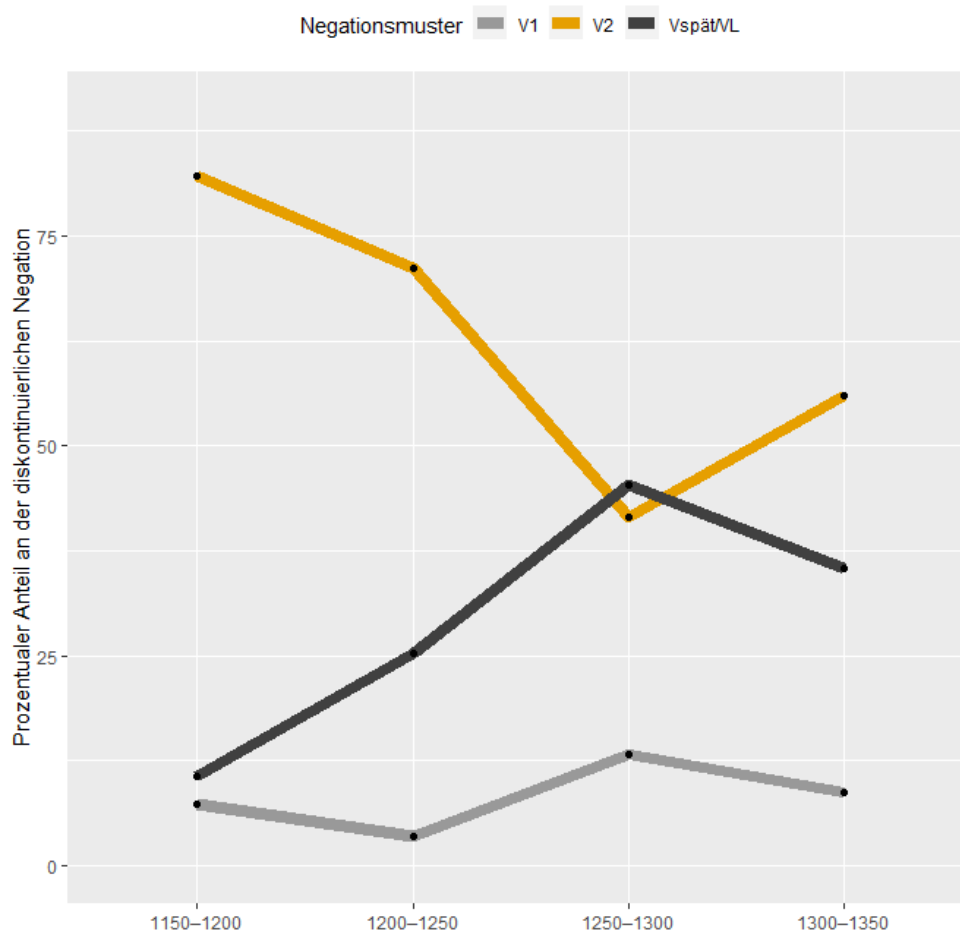


Abbildung 50: Prozentuale Anteile der Verbstellungstypen in der Diachronie des Mittelhochdeutschen

Gold eingefärbt erscheint die Verbzweitstellung, die zu Beginn den frequentesten Typ darstellt; knapp 82% aller Belege entfallen bis zum Jahre 1200 auf die unmarkierte Wortfolge. Danach fällt ihr Anteil konsequent auf bis zu 41,5% ab, steigt im letzten Viertel jedoch noch leicht auf über 50% an. Während wir hier also einen Rückgang beobachten können, steigen die relativen Zahlen für die Verbspäter- und Verbletzstellung stark an; zu Beginn entfällt etwa jeder achte Satz auf die späte Verbeinsetzung, zur Hochzeit um 1250 ist es bereits knapp jeder zweite. Somit lässt sich – zumindest für die ersten drei Zeitabschnitte – mit den ReM-Daten Behaghels Vermutung (teilweise) bestätigen: Die späte Verbstellung scheint insbesondere in der Schlussphase des Mittelhochdeutschen ein konservierender Faktor bei der Doppelnegation zu sein. Jedoch stehen die letzten 50 Jahre hier in einem (kleinen) Widerspruch, da sich die Entwicklung plötzlich umgekehrt verhält. Hier wäre es interessant, auch die ersten Jahre des Frühneuhochdeutschen – vor allem im Westmitteldeutschen – zu beleuchten. Bewahrheitet sich Behaghels Theorie, müsste man für die spätesten Fundstellen der diskontinuierlichen Negation ein eindeutigeres Bild zeichnen können. Jedenfalls scheint dieses Szenario statistisch gestützt zu werden: Verbzweit- und Verbletzsätze unterscheiden sich signifikant. Was sich jedoch als absolutes Randphänomen herausgestellt hat, ist die Verberststellung: Wie schon die absoluten Zahlen angedeutet haben, sind nur sehr wenige Belege für die Phase II mit Verberststellung zu finden. Im Lichte Hertels Hypothese spricht dies für die phonologischen Prozesse wie fester werdendes Metrum und Nebensilbenvokalismus, wobei letzteres eine Eingliederung von *ne* in das phonologische Wort im Laufe der Zeit massiv erschwert. Sofern nicht nahezu alle späten Belege für Verberststellung aus dem konservativen Westmitteldeutschen stammen, ist es dennoch verwunderlich, wie konstant dieser Wortstellungstyp erhalten bleibt; erwartbar wäre ein stetiger Rückgang auf nahezu 0% – hier finden wir im letzten Zeitabschnitt sogar noch 8,7%. Daher ist es nicht verwunderlich, dass sich Verberststellung im  $\chi^2$ -Test stets anders verhält als die anderen: Es lässt sich zwar ein signifikanter Unterschied für Verberst- und -zweitsätze feststellen, nicht jedoch für Verberst- und Verbletzstellung.<sup>39</sup> Im Zeitverlaufdiagramm deutet sich dies durch die relative Ähnlichkeit der beiden Linien an; beide weisen ungefähr denselben Verlauf ohne starke Steigung oder Abfall auf.

### **Verbstellung in den Dialekten**

Eventuell ist die Konsistenz der Verberststellung dadurch bedingt, dass sich vor allem westmitteldeutsche Belege dahinter verbergen. Da sich der *Jespersen-Zyklus* hier langsamer vollzieht und die zugrundeliegenden phonologischen Wandelprozesse erst nach 1300 (bis 1500) durchgeführt werden, kann sich *ne* länger ohne größere Probleme in die phonologische Struktur des folgenden oder vorangegangenen Wortes einfinden. Abbildung 51

<sup>39</sup>Da der p-Wert (0,07984) relativ nah an der Grenze des gewählten Signifikanzniveaus (0,05) liegt und die Datenmenge überschaubar ist, wurde hier zusätzlich der Fisher-Test durchgeführt. Auch der exakte Test nach Fisher ergibt *keine* Signifikanz (p = 0,09847).

zeigt die dialekte Verbreitung der drei Verbstellungstypen – pro Dialekt wird angezeigt, wie viele Belege pro Wortstellungsmuster im Sample enthalten sind.

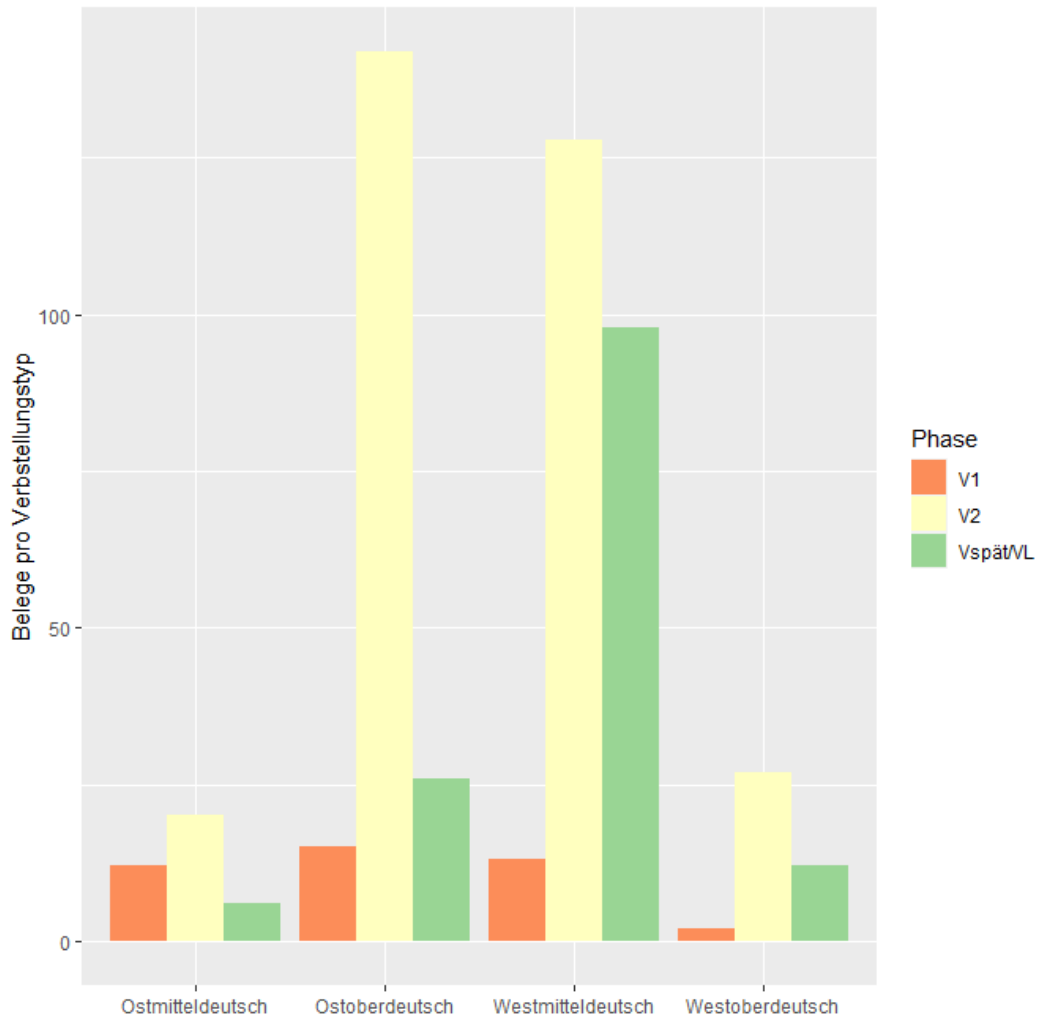


Abbildung 51: Verbstellungsunterschiede bei der diskontinuierlichen Negation in den Dialekten

Bereits der erste Blick auf das Balkendiagramm lässt große Unterschiede zwischen den vier Spracharealen vermuten. Bevor genauer darauf eingegangen werden soll, führe ich erneut den  $\chi^2$ -Test durch, um die Signifikanz der Datensätze zu ermitteln. Für das gesamte Datenset liegen folgende Daten vor:

	Verberst	Verbzweit	Verbspät/-letzt
Ostoberdeutsch	15	142	26
Westoberdeutsch	2	27	12
Ostmitteldeutsch	12	20	6
Westmitteldeutsch	13	128	98
Insgesamt:	42	317	142

Tabelle 33: Verbstellungsunterschiede bei der diskontinuierlichen Negation in den Dialekten

Für diese Daten ergibt sich statistisch ein sehr niedriger p-Wert und damit eindeutige Signifikanz ( $\chi^2 = 66.234$ ,  $df = 6$ ,  $p < 2.414e^{-12}$ ). Somit beruht die große Unterschiedlichkeit der Balken in Abbildung 51 nicht nur auf einer optischen Fehleinschätzung, sondern ist statistisch nachgewiesen. Inwiefern die einzelnen Dialekte auch voneinander abweichen, wird durch Einzeltests von Paaren zu je zwei Dialekten überprüft. Die Ergebnisse sind in Tabelle 34 angegeben:

	Oobd. vs. Wobd.	Oobd. vs. Omd.	Oobd. vs. Wmd.
$\chi^2$	5.5768	16.811	35.876
df	2	2	2
p-Wert	0.07802	0.0002237	1.621e <sup>-8</sup>
	Wobd. vs. Omd.	Wobd. vs. Wmd.	Omd. vs. Wmd.
$\chi^2$	10.086	2.2035	30.38
df	2	2	2
p-Wert	0.006454	0.3323	2.53e <sup>-7</sup>

Tabelle 34: Statistische Überprüfung der Verbstellungstypen in den Dialekten

Es zeichnet sich ein sehr uneinheitliches Bild: Am ähnlichsten (und damit liegt keine Signifikanz vor) verhalten sich Ostoberdeutsch und Westoberdeutsch sowie Westoberdeutsch und Westmitteldeutsch; alle anderen vier Dialektpaare weisen einen p-Wert von unter 0,05 auf und sind damit spürbar unterschiedlich. Bei den p-Werten, die nahe am oder über dem gewählten Signifikanzniveau liegen (Ostoberdeutsch versus Westoberdeutsch, Westoberdeutsch und Westmitteldeutsch) wurde zusätzlich der Fisher-Test angewendet; es kam jedoch auch mit dem exakteren Test zu keinen Abweichungen, sodass das Endergebnis dem in Tabelle 34 entspricht.

Da die vorliegenden Dialektdaten zahlreiche Schlüsse und Hypothesen zulassen, beschränke ich mich hier auf die für meine Hypothese interessanten und ansonsten erklärungsbedürftigen Abweichungen. Konkret betrachten wir die diachrone Entwicklung der Verberst- und Verbletztsätze; beide Stellungsvarianten sind für den Niedergang oder die Beibehaltung der diskontinuierlichen Negation von zentralem Interesse. Zunächst betrachten wir die Diachronie der (prozentualen) Anteile der Verberstätze; bereits das Balkendiagramm in Abbildung 51 zeigt, dass Westoberdeutsch quasi keine Verberstätze aufweist, während vor allem das Ostmitteldeutsche ein Hotspot für dieses Stellungsmodell darstellt. Grundsätzlich liegen nicht für alle Dialekte pro Zeitabschnitt Verberstellungen vor. Gleichzeitig reißen die Daten immer wieder aus, sodass die nun präsentierten Zahlen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht alle Aspekte richtig oder vollständig wiedergeben können. Dafür besteht die Möglichkeit, wenigstens grobe Unterschiede zwischen den Arealen aufzudecken. Abbildung 52 zeigt die prozentualen Anteile der Verberststellung bei der diskontinuierlichen Negation in einem Zeitverlaufdiagramm an:

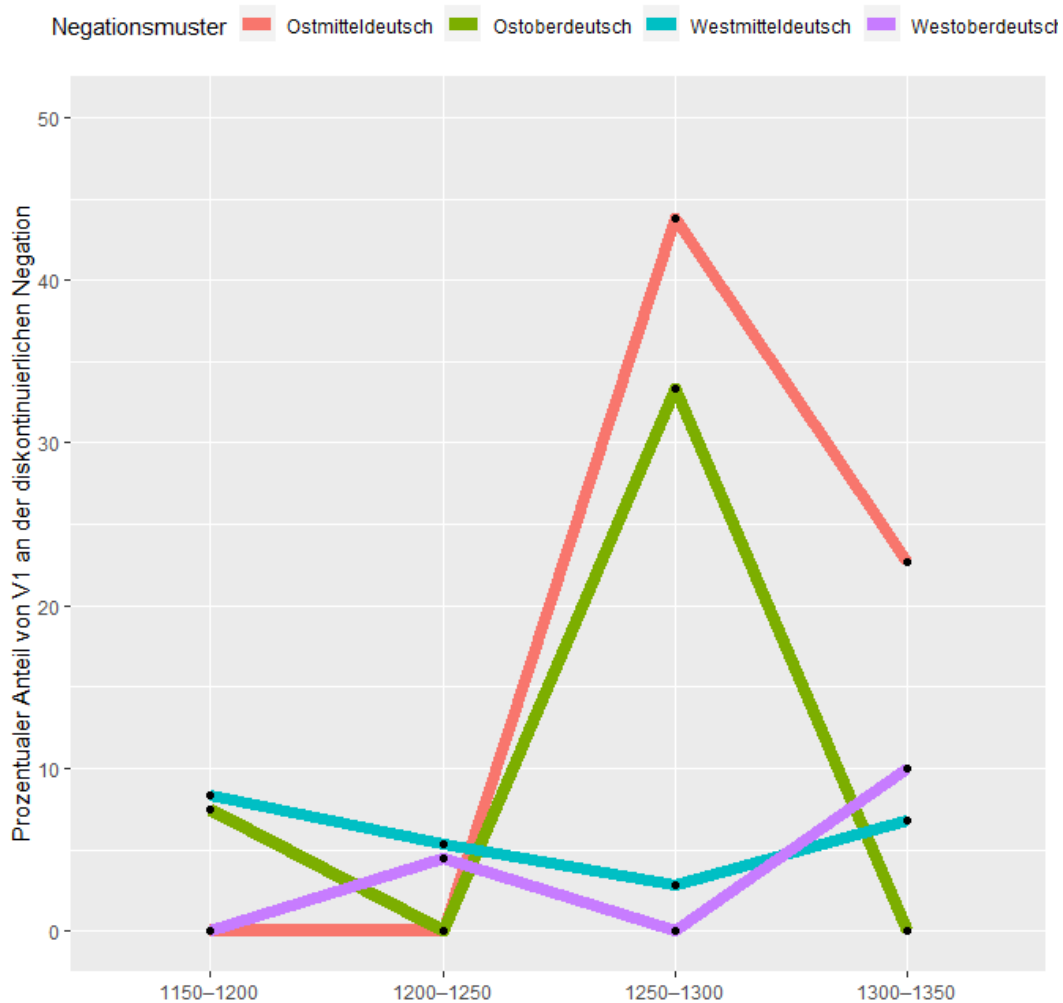


Abbildung 52: Anteil der Verberststellung in den Dialekten

Bis auf das Westmitteldeutsche zeigen alle Mundarten mindestens eine Lücke, sodass der Wert immer wieder gen 0% sinkt, dann aber wieder rapide ansteigt. Besonders interessant scheinen sich Ostober- und Ostmitteldeutsch zu verhalten: die bairischen Daten zeigen erst einen niedrigen Wert, gefolgt von einer Lücke, dann aber einen bemerkenswerten Anstieg auf 33,3% aller Belege zwischen 1250 und 1300. Im letzten Abschnitt sinkt die Belegdichte wieder auf 0. Ostmitteldeutsch hingegen zeigt über die vollen 100 Jahre, die überhaupt belegt werden können, erstaunlich hohe Werte zwischen 23% und 44%, sodass meine ReM-Daten hier eine Eigenart des Ostmitteldeutschen andeuten. Inwiefern sich die (phonologischen) Gegebenheiten dieser Region konservierend auf die Verberststellung bei diskontinuierlich negierten Sätzen auswirken, vermag ich aufgrund der spärlichen Literatur zur frühen Dialektologie Ostdeutschlands nicht zu beurteilen und überlasse diese Frage zukünftigen Untersuchungen von fundierten historischen Phonetikern. Der einzige Schluss, der aufgrund der Belegdichte mit hoher Sicherheit gezogen werden kann, betrifft das Westmitteldeutsche. Selbst der konservativste Dialekt (hinsicht-

lich der Negation) zeigt niedrige Werte für die Verberstellung. Es deutet alles darauf hin, dass bereits ab 1150 die metrischen und prosodischen Bedingungen sich feindlich auf die Negation auswirken und eine konstant niedrige Frequenz und ein einstelliger prozentualer Anteil konstatiert werden kann. Zwar steigt der Anteil im letzten Viertel nochmal leicht an, jedoch kann dies einen Ausreißer – wie sonst vieles auch – darstellen. Insgesamt schaffen meine Daten nur wenig Klarheit über den Einfluss der Verberststellung in Sachen diskontinuierlicher Negation. Dafür liegen schlicht zu wenige Belege vor; möchte man dieses Phänomen genauer beleuchten, sind deutlich mehr Sätze mit Verberststellung vonnöten – wobei die generelle Tendenz (in Übereinstimmung mit den phonologischen Rahmenbedingungen) einen steten Abbau vermuten lassen.

Nachdem nun (mit einiger Sicherheit) die Verberstellung als Feind der diskontinuierlichen Negation ermittelt wurde, betrachten wir die Verbletzstellung als konservierender Faktor. Hierfür müssen abermals die Frequenzen für die einzelnen Zeitabschnitte ermittelt werden. Wie bei der Verberststellung gebe ich die prozentualen Anteile in einem Zeitverlaufdiagramm an, welches als Abbildung 53 nachfolgend abgedruckt ist.

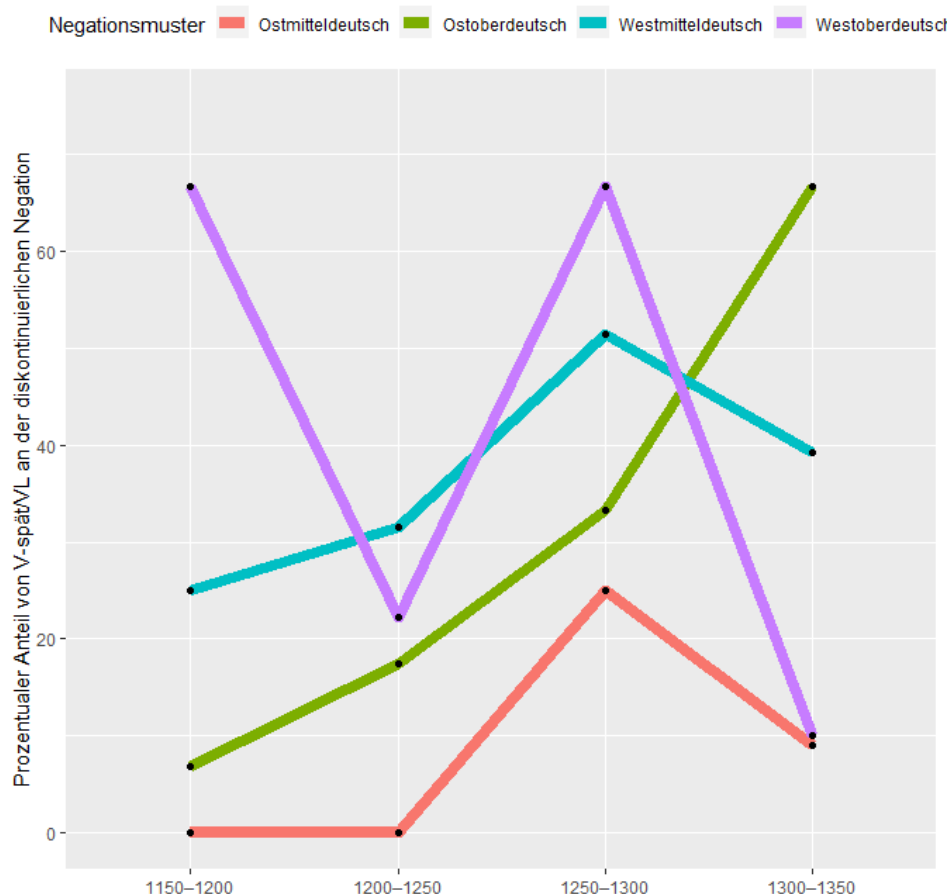


Abbildung 53: Anteil der Verbletzstellung in den Dialekten

Bis auf die regelmäßige Lücke im Ostmitteleutschen zwischen 1150 und 1250 (dargestellt als Anteil von 0%) liegen dieses Mal für jeden Dialekt und Zeitabschnitt mehrere

Belege für den Typ Verbspäter- und Verbletzstellung vor. Dennoch ist die Menge an Belegen teilweise ungenügend, sodass es weiterhin zu starken Schwankungen und Ausreißern kommt; hier betrifft dies speziell das Westoberdeutsche, dessen Verlaufslinie im Zick-Zack-Muster verläuft – eine Entwicklung, die mit linguistischen Faktoren schlichtweg unerklärbar ist und einzig auf die Belegdichte zurückzuführen ist. Eine Interpretation der Daten für das Westmitteldeutsche gestaltet sich aufgrund der geringen Beleganzahl – vor allem für die zweite Hälfte des Untersuchungszeitraums – schwierig; da für den Zeitraum 1300–1350 nur ein Beleg aufgeführt ist (insgesamt liegen 10 vor), darf der starke Abfall nicht überbewertet werden. Es könnte sein, dass die Zahlen deutlich höher liegen oder auf einem ähnlichen Niveau verharren. Ansonsten zeigt sich, dass mit zwölf von 41 Beleg-sätzen die Verbspät- oder Verbletzstellung häufig, aber nicht als dominierendes Muster auftritt. Deutlich bessere Schlüsse lässt das Ostoberdeutsche zu: Hier steigen die Zahlen für die von Behaghel als eiserne Festung für die diskontinuierliche Negation angesehene Verbspät(er)stellung konstant, von Anfangs 7% auf bis zu 67% am Ende der mittelhochdeutschen Sprachperiode. Zusammen mit den generellen Aspekten des *Jespersen-Zyklus* – frühes Einsetzen der Phase III, Abschluss des Zyklus bis 1300 – stelle ich eine große Übereinstimmung mit den Behauptungen Behaghels und Hertels/Schülers (2016, 2017). Gestützt wird die Theorie auch durch die westmitteldeutschen Daten, die bis 1300 einen steten Anstieg des prozentualen Anteils aufweisen. Zwar sinken die Zahlen zum Schluss leicht auf 40% ab, sind aber insgesamt noch auf sehr hohem Niveau. Und da die allgemeinen Negationsdaten noch keinen Abschluss des Zyklus andeuten, kann die Entwicklung noch fortgesetzt werden – für die Überprüfung dieser Hypothese werden erneut Daten aus den ersten Jahrzehnten des Frühneuhochdeutschen benötigt. Vor besondere Herausforderungen stellt uns abermals das Ostmitteldeutsche. Die noch sehr jungen (und durch Leveling stark im Wandel begriffenen) Mundarten im Osten des deutschsprachigen Gebiets scheinen die Entwicklungen in den anderen Dialekten zu spiegeln: Die Verberststellung ist zeitweise die präferierte Abfolge (119), sinkt aber zusammen mit der Verbletzstellung (120) zum Schluss ab, sodass nach Abschluss des Zyklus vor allem Relikte der diskontinuierlichen Negation in Gestalt von Verbzweitsätzen (121) beobachtet werden können.

- (119) a. *ī hat fi nicht abegelazen zu kuffene mine fuze*  
 NEG AUX sie NEG abgelaassen zu küssen meine Füße  
 M318-G1 150ra, 2–3 (Evangelieneuch des Matthias von Beheim)
- b. *Eniaget nīcht me īz īft . gvt alzu fere*  
 NEG=jagt NEG mehr es ist gut allzu sehr  
 M315-G1 0a, 2145–2146 (Landgraf Ludwigs Kreuzfahrt)

- (120) *Min liecht ich im nicht entrage*  
mein Licht ich ihm NEG NEG=trage

M326-G1 2a, 192 (Passional A)

- (121) a. *ir infytis nicht dy do reden*  
ihr NEG=seid=es NEG die da reden

M402-G1 119ra, 5 (Berliner Evangelistar)

- b. *wirne mochtē an=d<sup>s</sup>s nihit erloft fín worden von des tu<sup>o</sup>vels*  
wir=NEG mochten ohne=das NEG erlöst sein geworden von des Teufels  
*gew<sup>alt</sup>*  
Gewalt

M536-N0 131ra, 6–8 (Leipziger Predigten A)

Es ist mit den mir vorliegenden Daten aus dem ReM erneut nicht möglich, diese abweichenden Tendenzen des Ostmitteldeutschen zu erklären – vielmehr scheint dies tatsächlich ein Idiom dieser Region oder durch den Status als Ausgleichsmundart bedingt zu sein.

### Zusammenfassung

Die Analyse der Verbstellung hat zum Teil höchst interessante Ergebnisse hervorgebracht. Grundsätzlich zeigt sich sowohl mit als auch ohne diatopische Komponente ein starker Anstieg der Verbspät- und Verbletztsätze mit zunehmender Zeit, während vor allem die Verbzweitstellung seltener wird – synchron betrachtet ist Verbzweitstellung aber in jeder Region das häufigste Erscheinungsbild (in absoluten Zahlen). Entwicklungen bei der Verberststellung sind dialektal heterogen: Das Ostmitteldeutsche scheint eine starke Präferenz für diese Stellungsvariante zu haben, während vor allem Westober- und Westmitteldeutsch nie mehr als 10% aller Sätze verbinitial bilden. Leider liegen zu wenige Daten vor, um allgemeingültige Schlüsse für die Entwicklung der Verbstellung in den einzelnen Dialekten zu ziehen; besonders im Oberdeutschen mangelt es an Verberstsätzen. Dies kann im Umkehrschluss aber auch als rascher Abbau gewertet werden, bleibt aufgrund der fehlenden negativen Evidenz korpusbasierter Studien jedoch eine bloße Vermutung. Die statistische Überprüfung hat gezeigt, dass wir es mit signifikanten Unterschieden zu tun haben, wobei vor allem das Ostoberdeutsche deutlich von seinen Nachbarn abweicht.

#### 4.3.2 Verbklass I: Vollverben versus Auxiliare

Zwei weitere Nebenschauplätze, die ich im Rahmen der morphosyntaktischen Analyse beleuchten möchte, sind die Aspekte Verbklass I (Voll- versus Hilfs- und Modalverben)



und II (Simplexformen versus präfigierte Verben). Zu Beginn stehen Untersuchungen zum ersten Punkt; die Leitfrage ist hierbei: Inwiefern verhalten sich Vollverben hinsichtlich der diskontinuierlichen Negation anders Auxiliare? Als Auxiliar klassifiziere ich hier alle Verben, die nicht den Status eines Vollverbs haben, also Hilfsverben (*sîn* und *haben*, kontrahiert auch *hân*) und die Klasse der Modalverben (einschließlich *wollen*). *haben* als Voll- und *sîn* als Kopulaverb fallen dabei in die Kategorie Vollverb. Bei Breitbarth (2014: 51–52) findet sich ein signifikanter Einfluss der Verklasse, wobei ich anmerken muss, dass ich – anders als Breitbarth – vorerst nicht weiter zwischen Hilfs- und Modalverben differenziere. Sollte sich ein Unterschied für Voll- und Auxiliarverben zeigen, kann in einer Folgeuntersuchung feiner untergliedert und auch die Klasse der *Spezialverben* (wie *ruohen*) berücksichtigt werden. Die Gesamtergebnisse sind sehr ausgeglichen; wie Abbildung 54 zeigt, treten (nahezu) exakt gleich viele Auxiliar- wie Vollverben mit der diskontinuierlichen Negation auf.

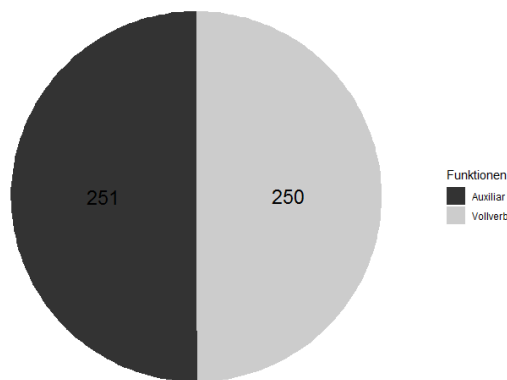


Abbildung 54: Verteilung der diskontinuierlichen Negation auf beide Verbklassen

Die diachrone Entwicklung ist in der nachfolgenden Tabelle sowie Abbildung 55 abgebildet. Die Daten aus der Tabelle stellen auch die Grundlage für den  $\chi^2$ -Test dar, um in diesem scheinbar ähnlichem Szenario vielleicht doch einen vorhandenen Unterschied aufzudecken.

	Auxiliare	Vollverben
1150–1200	86	65
1200–1250	39	44
1250–1300	51	55
1300–1350	75	86
Insgesamt:	251	250

Tabelle 35: Diachrone Entwicklung der Verteilung beider Verbklassen im Zusammenhang mit der diskontinuierlichen Negation

Zwar scheinen anfangs Auxiliare und später Vollverben frequenter, doch ergibt die statistische Überprüfung keine signifikanten Unterschiede zwischen den beiden Verbklassen ( $\chi^2 = 4.1223$ ,  $df = 3$ ,  $p = 0.2486$ ). Auch der exaktere Fisher-Test erzeugt einen zu hohen p-Wert (0.2501), sodass die Hypothese, die Verbklasse würde den Untergang respektive den Erhalt der diskontinuierlichen Negation fördern oder stützen, verworfen werden muss. Dennoch scheint insbesondere eine grafische Aufarbeitung wie unten eine leichte Wandeltendenz zu generieren:

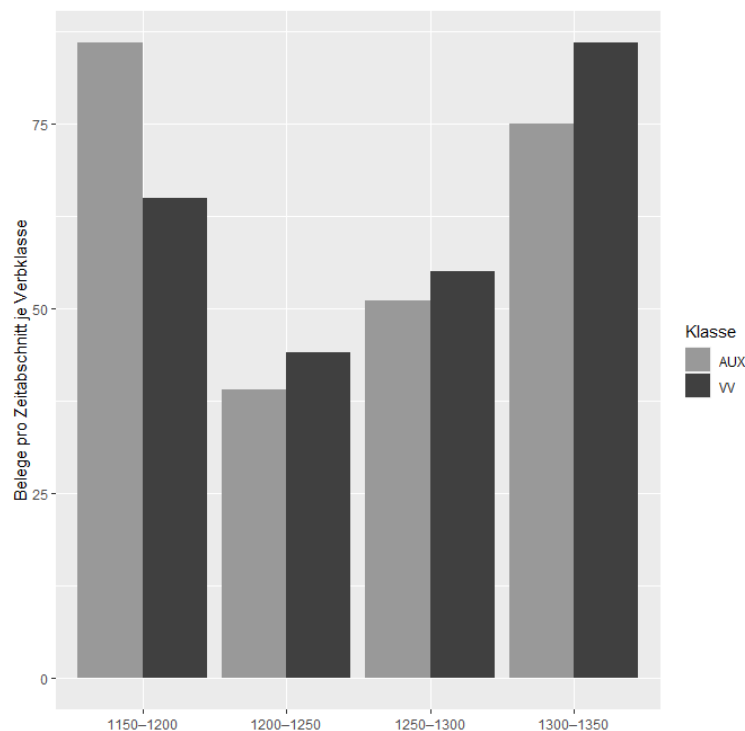


Abbildung 55: Entwicklung der Verteilung beider Verbklassen

Nähme man trotz fehlender Signifikanz einen Einflussfaktor der Verbklasse (Voll- versus Hilfsverb) an, müsste man bestenfalls auch eine Erklärung hierfür haben. Jedenfalls finde ich in meinen ReM-Daten keinen Erklärungsansatz, sodass ich – zumindest nur diachron betrachtet – keinen Einfluss des Faktors Verbklasse I konstatiere.

Wie verhält es sich in den unterschiedlichen Sprachregionen? Auch hier wird zuerst ein statistisches Mittel angewendet, um vorab bereits einen Überblick über mögliche Unterschiede zu gewinnen. Hierfür werden die Daten aus Tabelle 36 dem  $\chi^2$ -Test unterzogen. Im Gegensatz zur Diachronie finden wir in der Diatopie tatsächlich einen signifikanten Unterschied vor:  $\chi^2 = 8.014$ ,  $df = 3$ ,  $p = 0.04572$ . Da sich der p-Wert sehr nah an der Grenze zum gewählten Signifikanzniveau befindet und der  $\chi^2$ -Test bei kleineren Datenmengen leicht ungenau sein kann, wird der Fisher-Test für eine Überprüfung des Ergebnisses hinzugezogen. Aber auch mit dem exakten Test nach Fisher finden wir den p-Wert unter 0,05 (konkret 0.04631) vor; somit unterscheiden sich die Dialekt Daten nicht nur marginal, son-

dern von statistischer Bedeutung. Eventuell ergibt sich hier auch ein möglicher Grund für die Differenz.

	Auxiliar	Vollverben
Ostoberdeutsch	98	85
Westoberdeutsch	14	27
Ostmitteldeutsch	24	14
Westmitteldeutsch	115	124
Insgesamt:	251	250

Tabelle 36: Auxiliar- versus Vollverben in den mittelhochdeutschen Spracharealen

	Oobd. vs. Wobd.	Oobd. vs. Omd.	Oobd. vs. Wmd.
$\chi^2$	5.0454	1.1741	1.2246
df	1	1	1
p-Wert	0.02469	0.2786	0.2685
	Wobd. vs. Omd.	Wobd. vs. Wmd.	Omd. vs. Wmd.
$\chi^2$	6.6492	2.7493	2.9669
df	1	1	1
p-Wert	0.00992	0.0973	0.08498

Tabelle 37: Statistische Überprüfung des Einflusses der Verbklasse in den Dialekten

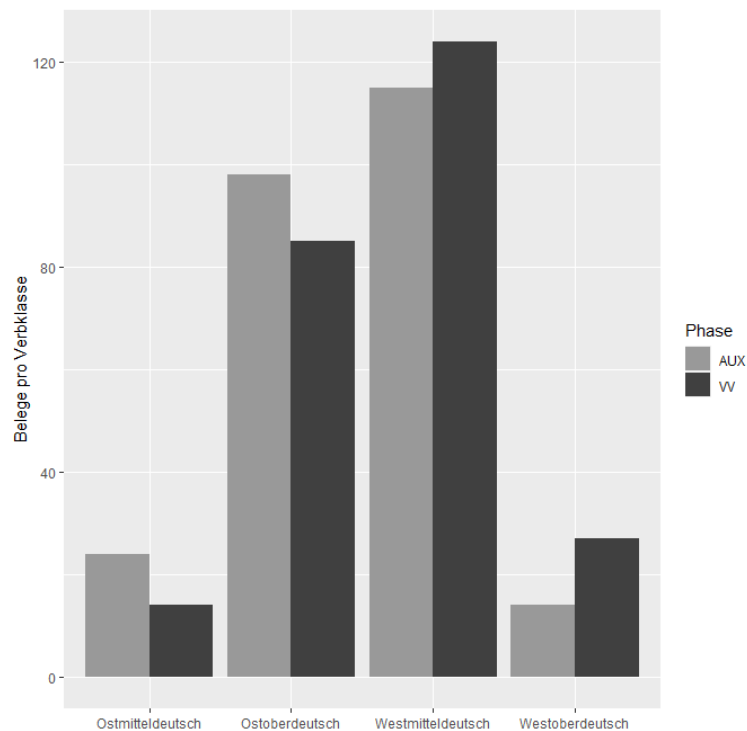


Abbildung 56: Verteilung der Verbklassen in den Dialekten

Grundsätzlich scheinen sich an dieser Stelle Mittelhoch- und Mittelniederdeutsch zu unterscheiden. Breitbarth (2014: 52) vermerkt für das Niederdeutsche: „Especially with auxiliaries, the frequency of *ne/en* with *nicht* is significantly lower than the overall average“. Ich unterscheide zwar nicht explizit zwischen Auxiliar- und Modalverben, aber beide Verbgruppen gehen in Breitbarths Sample am schnellsten mit der diskontinuierlichen Negation unter, während hier diachron eben *kein* Unterschied vermerkt werden kann. Dafür unterscheiden sich, wie Tabelle 37 zeigt, westoberdeutsche Dialekte signifikant von allen anderen (mit Ausnahme des Westmitteldeutschen). Der einzige Grund, der für eine konservierende Eigenschaft insbesondere der Modalverben spricht, ist, dass sie „gave rise to formulaic expressions due to their frequency“ (Breitbarth 2014: 51). Dies ist Grund genug, sich auch mit der Diachronie in den Dialekten auseinanderzusetzen – Tabelle 38 zeigt die diachrone Entwicklung in den vier Regionen:

	Ostoberdeutsch		Westoberdeutsch	
	Vollverben	Auxiliare	Vollverben	Auxiliare
1150–1200	53	80	4	2
1200–1250	13	10	12	10
1250–1300	8	7	3	0
1300–1350	11	1	8	2
Insgesamt:	85	98	27	14
	Ostmitteldeutsch		Westmitteldeutsch	
	Vollverben	Auxiliare	Vollverben	Auxiliare
1150–1200	0	0	8	4
1200–1250	0	0	19	19
1250–1300	4	12	40	32
1300–1350	10	12	57	60
Insgesamt:	14	24	124	115

Tabelle 38: Diachrone Entwicklung der Verteilung beider Verbklassen im Zusammenhang mit der diskontinuierlichen Negation

Hier zeigt sich meiner Ansicht nach ein klarer Unterschied zwischen Ober- und Mitteldeutsch. In den südlichen Regionen geht die diskontinuierliche Negation zuerst bei den Hilfs- und Modalverben verloren; besonders schön zu sehen ist dies im letzten Zeitabschnitt: Ostoberdeutsch 11 – 1, Westoberdeutsch 8 – 2. Im Mitteldeutschen hingegen bleibt das Verhältnis in Anbetracht der Ergebnisse aus dem Süden erstaunlich ausgeglichen. Zwar sind die Zahlen für Vollverben im Ostmitteldeutschen anfangs sehr niedrig, doch 50 Jahre später fast gleich. Im Westmitteldeutschen ändert sich das Verhältnis zwischen beiden Verbklassen nie in bedeutsamen Maße. Lässt man das Ostmitteldeutsche als Ausgleichsmundart außen vor, liest sich der Abschluss des *Jespersen-Zyklus* gleichbedeutend mit dem Tod der diskontinuierlichen Negation bei Auxiliaren – die letzten Relikte der präverbalen Negation in Kombination mit *nicht* treten ausschließlich mit Vollverben

auf. Da sich der Zyklus im Westmitteldeutschen noch hinzieht, finden wir ein ausgeglichenes Resultat. Wie sich der Unterschied im Osten erklären lässt, bleibt offen. Eventuell liegt ein Einfluss aus dem niederdeutschen oder niederländischen Raum vor oder aber erneut eine Eigenart dieser Region. Jedenfalls finden sich auch im letzten Zeitabschnitt noch zahlreiche Auxiliarverben im Mitteldeutschen (122), während das Oberdeutsche fast ausschließlich durch Vollverben (123) vertreten wird.

- (122) a. *Man fal mirkē an yn ir crankheit vñ in fal nit der*  
 man soll merken an ihnen ihre Krankheit und NEG soll NEG der  
*getwanc der regelen uor legen an irre spifen*  
 Zwang der Regeln vor legen an ihre Speisen

M324-G1 8va, 38–9ra, 1 (Oxforder Benediktinerregel); Westmitteldeutsch

- b. *iohannes faite herodi . du in macht nicht habyn dynes brudir*  
 Johannes sagte Herodes du NEG sollst NEG haben deines Bruders  
*wip .*  
 Frau

M402-G1 116ra, 2–3 (Berliner Evangelistar); Ostmitteldeutsch

- (123) a. *Parzefal sprach ir ēn fu<sup>o</sup>rent niht Mich mit vch ane ftrit die*  
 Parzival sprach ihr NEG führt NEG mich mit euch ohne Kampf die  
*riht*  
 Richtung

M333-G1 0a, 32598–32599 (Rappoltsteiner Parzifal); Westoberdeutsch

- b. *Die enwarn nicht recht erbe fu<sup>o</sup>ne*  
 die NEG=waren NEG recht Erbe Söhne

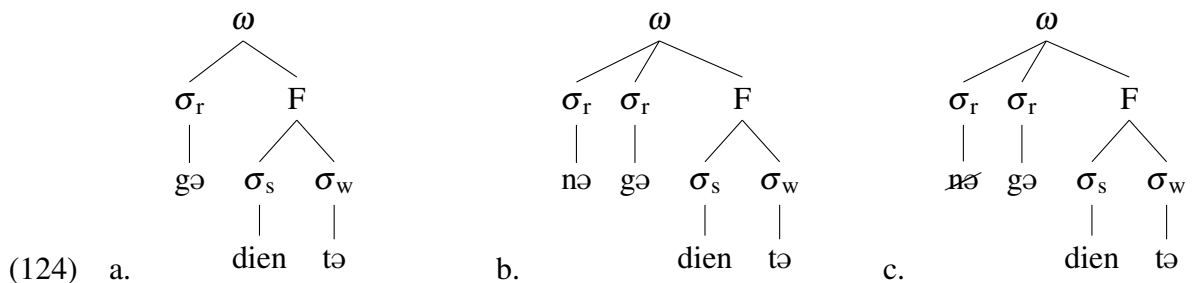
M334-G1 0a, 24319 (Renner E, Hugo von Trimberg); Ostoberdeutsch

Da ich im Rahmen meiner Pilotstudie zur historischen Dialektologie mithilfe des ReMs vorerst nicht weiter zwischen Modal- und Hilfsverben einerseits und lexikalischen und Spezialverben andererseits unterscheidet, ist es unmöglich, weiter zu differenzieren. Sind es hochfrequente Verben wie mhd. *tuon*, *gân* oder *ruohen*, die die diskontinuierliche Negation bei den Vollverben durch Phraseologien oder feste Fügungen am Leben erhalten? Es erscheint auf jeden Fall als lohnenswertes Unterfangen, die Einflüsse der Verbklassen auf den *Jespersen-Zyklus* weiter zu verfolgen. Dies gilt umso mehr für das (späte) Westmitteldeutsche. Wie verhalten sich die Verbklasse während der ersten Abschnitte des Frühneuhochdeutschen, wenn auch hier der *Jespersen-Zyklus* sein Ende nimmt? Des Wei-

teren zeigt sich abermals, dass dringend mehr Untersuchungen zum frühen Stand des Ostmitteldeutschen gefragt sind – es verhält sich in zahlreichen Belangen sehr sonderbar und weicht von den Entwicklungen im restlichen hochdeutschen Sprachgebiet beträchtlich ab und ist mit unserem bisherigen Wissen nicht ausreichend zu erklären.

### 4.3.3 Verbklass II: Simplex- versus präfigierte Verben

Ein weiterer Unterschied der Verbalklassen betrifft die erste Silbe: Liegt ein präfigiertes Verb oder doch nur eine Simplexform vor? Anders als bei den Voll- versus Auxiliärverben ist der theoretische Hintergrund eindeutig: Präfigierte Verben, wobei ich hier ausschließlich *schwache* Vorsilben mit einem Schwa-Laut als Vokal erfasse, sind durch die phonologischen und prosodischen Rahmenbedingungen (insbesondere der Trochäus als fester werdendes Metrum) ohnehin schon dispräferiert. Tritt nun zusätzlich noch die präverbale Partikel als klitisches Element hinzu, entsteht eine derart von der Betonungsstruktur abweichende Konstruktion, dass sich sowohl bei Szczepaniak (2010) als auch Hertel (in Vorbereitung) respektive Schüler (2016, 2017) für einen raschen Untergang der Doppelnegation in diesem Kontext ausgesprochen wird. Historisch betrachtet findet sich dieselbe Argumentation schon bei Behaghel (1918: 244), dessen Aussage ich hier wiederhole: *ne/en* geht am frühesten „in der Stellung neben Verben verloren, die mit Vorsilben zusammengesetzt sind“. Ein Blick auf die Silbenstruktur (96; hier wiederholt als 124) sollte das Problem der unbetonten Silben verdeutlichen:



Wie auch im Neuhochdeutschen weist das Mittelhochdeutsche zahlreiche präfigierte Formen auf, darunter die Partizipien, die mit dem *ge*-Suffix gebildet werden. Da die präverbale Partikel jedoch (mit nur sehr wenigen Ausnahmen) nur am finiten Verb aufzufinden ist, reduziert sich das Inventar auf die Verben, die auch finit Präfixe mit einem Schwa-Laut auftreten, wie etwa nhd. *gebären*. In (125) sind einige Belege mit derartigen Verben aufgeführt. Daneben finden in sich in dieser Sprachperiode viele Verben, die zusätzlich auch in einer präfigierten Form existieren, darunter *gekoufen* (statt *koufen*), *gelaben* (statt *laben*) oder *gedenken* (statt *denken*).

(125) a. *den smekchet ubele diu armichait uondu ne **gewinnent** fiu*  
 denen schmeckt übel die Ärmlichkeit von=der NEG gewinnen sie  
*tugende niht uile*  
 Tugend NEG viel

M113-G1 104ra, 10–11 (St. Trudperter Hohes Lied A)

b. ... *die zu<sup>0</sup> den geiftlichen lilien niet in **gehoren***  
 die zu den geistlichen Lilien NEG NEG gehören

M327-G1 8a, 18–19 (Die Lilie, Prosateil)

c. *O du schone under den vrowen **enbekēnes** du dich niet*  
 oh du Schöne unter den Frauen NEG=erkennst du dich NEG

M404-G1 60ra, 16–17 (Rede von den 15 Graden P)

Abbildung 57 spiegelt nun die Verteilung der 501 Belegsätze auf beide Verbformen wider. Unschwer zu erkennen ist die überwältigende Mehrheit der Simplexverben; gerade einmal 5% aller Sätze entfallen auf präfigierte Verben.

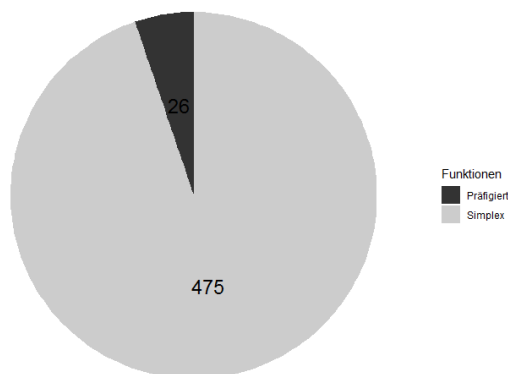


Abbildung 57: Verteilung der diskontinuierlichen Negation auf beide Verbformen

Hier muss natürlich berücksichtigt werden, dass die Hälfte aller Belege (251) auf Auxiliar- und Modalverben entfallen, die in ihrer finiten Ausprägung nicht präfigiert auftreten. Dennoch stützt dieses (Teil-)Ergebnis (vorerst) die Hypothese von der metrisch dispräfierten Vorsilbe und unterstreicht Behaghels Studie anhand der *Wiener Genesis* und Schülers (2016: 101) Erhebung von Urkundenbelegen (siehe auch Tabelle 13). Da sich die phonologischen Rahmenbedingungen seit dem späten Althochdeutsch ändern und folglich im frühen Mittelhochdeutsch noch nicht gänzlich fixiert sind, ist es ratsam, auch die diachrone Entwicklung zu betrachten. Sterben präfigierte Verben mit der diskontinuierlichen

Negation früh und systematisch aus oder sind sie schlicht so selten, sodass die niedrigen Frequenzen eben nicht auf einen Abbau zurückzuführen sind? Die Beleghäufigkeit beider Formen pro Zeitabschnitt sind in Tabelle 39 angegeben und in Abbildung 58 grafisch aufgearbeitet.

	Simplexformen	präfigierte Verben
1150–1200	147	4
1200–1250	77	6
1250–1300	96	10
1300–1350	155	6
Insgesamt:	475	26

Tabelle 39: Entwicklung der diskontinuierlichen Negation mit beiden Verbformen

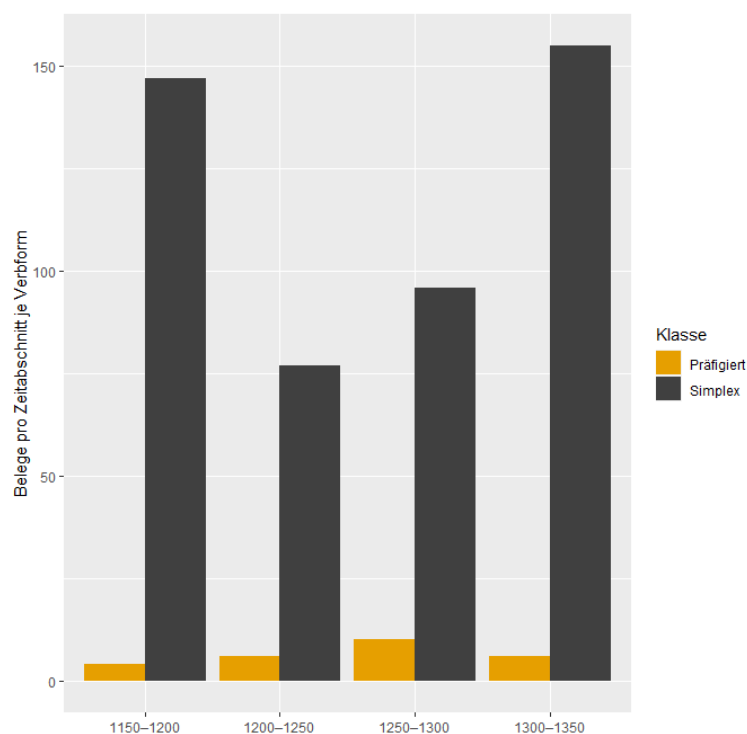


Abbildung 58: Entwicklung der diskontinuierlichen Negation mit beiden Verbformen

Es zeigt sich, dass die präfigierten Verben in jedem Zeitabschnitt dispräferiert sind; in keinem einzigen Slot überschreitet die komplexere Form die 10%-Marke. Dafür lässt sich aber auch kein Abbau feststellen. Zwar schwanken die Zahlen immer zwischen 4 und 10 Belegen, sodass sich insbesondere in den Randslots (1150–1200, 1300–1350) – vor allem im Vergleich mit den Frequenzen für die Simplexverben – sehr kleine Anteile ergeben, während die Werte in den mittleren Jahren ein wenig höher sind. Insgesamt muss jedoch konstatiert werden, dass die diskontinuierliche Negation in jedem Fall ein absolutes Randphänomen ist. Bestätigung erhalten wir durch die Anwendung eines statistischen Mittels:



Der  $\chi^2$ -Test zeigt an, dass kein signifikanter Einfluss bei der Diachronie der Verbform vorliegt ( $\chi^2 = 7.2636$ ,  $df = 3$ ,  $p = 0.06395$ ); aufgrund der Nähe zum gewählten Signifikanzniveau wird abermals der Fisher-Test zur Überprüfung herangezogen, jedoch wird auch auf diese Art eine Signifikanz der Verbalklasse verneint ( $p = 0.06733$ ).

Zuletzt gilt es noch, dasselbe Szenario auch in den vier hochdeutschen Dialektarealen zu betrachten. Gibt es hier Unterschiede oder zeigt sich erneut keine signifikante Veränderung? Abbildung 59 spiegelt die Ergebnisse, die zusätzlich in Tabelle 40 vorliegen, wider.

	Simplex	Präfigiert
Ostoberdeutsch	181	2
Westoberdeutsch	39	2
Ostmitteldeutsch	38	0
Westmitteldeutsch	217	22
Insgesamt:	475	26

Tabelle 40: Verteilung der beiden Verbformen in den Dialekten

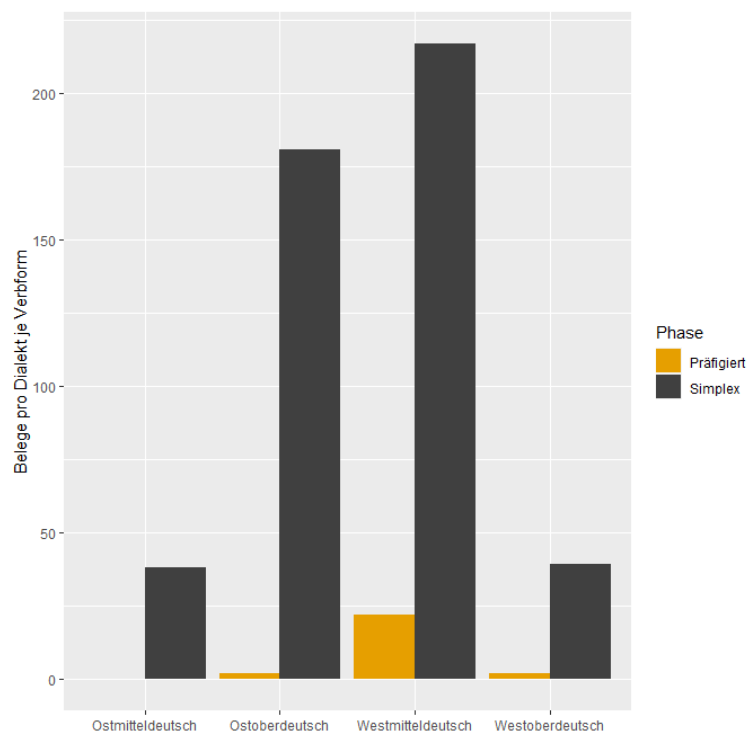


Abbildung 59: Dialektale Verteilung der diskontinuierlichen Negation auf beide Verbformen

Anders als in der Diachronie finden wir klare Differenzen zwischen den vier Regionen. Dies ist auch statistisch nachweisbar:  $\chi^2 = 16.162$ ,  $df = 3$ ,  $p = 0.00105$  (Fisher-Test:  $p = 0.0005935$ ). Die einzelnen Dialekte gegeneinander getestet zeichnen gemäß den Werten in Tabelle 41 folgendes Bild:

	Oobd. vs. Wobd.	Oobd. vs. Omd.	Oobd. vs. Wmd.
$\chi^2$	2.7363	0.41909	12.716
df	1	1	1
p-Wert	0.09809	0.5174	0.0003626
	Wobd. vs. Omd.	Wobd. vs. Wmd.	Omd. vs. Wmd.
$\chi^2$	1.9018	0.8361	3.7997
df	1	1	1
p-Wert	0.1679	0.3605	0.05126

Tabelle 41: Statistische Überprüfung der Verteilung zwischen Simplex- und präfigierten Verben in den Dialekten

Der ermittelte signifikante Unterschied ist auf genau ein Dialektpaar zurückzuführen: Ostoberdeutsch und Westmitteldeutsch weichen erheblich voneinander ab. Daneben findet sich für das Ost- und Westmitteldeutsche ein ebenfalls sehr nah am Signifikanzniveau von 95% gelegener p-Wert, der jedoch leicht über 0,05 liegt und auch bei Anwendung des Fisher-Tests nicht unter die kritische Hürde sinkt ( $p = 0.05266$ ). Wie zeigt sich nun die Differenz der beiden Sprachareale? Das Ostoberdeutsche zeigt einen äußerst niedrigen Wert für präfigierte Verben (181 Simplex- versus 2 präfigierte Verben), sodass hier in Übereinstimmung mit dem raschen Übergang in Phase III und den generellen phonologischen Rahmenbedingungen geschlussfolgert werden kann, dass diese Art von Verben derart dispräferiert sind, wodurch sie nur an zwei ausgewählten Stellen zu finden sind. Einer der beiden Belege ist in (126) angegeben:

(126) *er sprah ich engetorftez niht getuN*  
er sprach ich NEG=traute=es NEG tun

M241-G1 0a, 825 (Driu liet von der maget D, Priester Wernher)

Ferner finden sich diese beiden Fälle in meinen bairischen Daten (für das Ostfränkische ist kein einziger Satz belegt) (genau wie für das Westoberdeutsche) nur in der ersten Hälfte des Untersuchungszeitraums, was darauf schließen lässt, dass hier tatsächlich ein Kontext gefunden wurde, in welchem die diskontinuierliche Negation schnell und systematisch ausstirbt. Das Westmitteldeutsche hingegen weist vergleichsweise hohe Werte für präfigierte Verben auf: Mehr als jedes zehnte Verb in dieser Dialektregion ist mit einer unbetonbaren Vorsilbe (wie *ge-*) ausgestattet (217 versus 22). Da dieser Dialekt der einzige ist, für den eine hohe Zahl an Belegen für beide Verbklassen vorliegt, können wir hier zusätzlich einen Blick in die Diachronie des Westmitteldeutschen werfen. Bei der Betrachtung von Abbildung 60 beobachten wir mehrere Auffälligkeiten: Erstens finden wir in jedem der vier Zeitabschnitte präfigierte Verben. Zweitens sind sie vor allem zu Beginn recht häufig; jedes vierte Verb stellt zwischen 1150 und 1200 eine präfigierte Form dar.

Und drittens lässt sich ein stetiger Rückgang der relativen Frequenzen beobachten – mit der Ausnahme einer leichten Zunahme in 1250–1300. Während des letzten Abschnitts des Mittelhochdeutschen haben die präfigierten Verben nur noch einen Anteil von 5.1% und stellen lediglich ein Randphänomen dar. In (127) finden wir einen solchen späten Beleg für ein präfigiertes Verb.

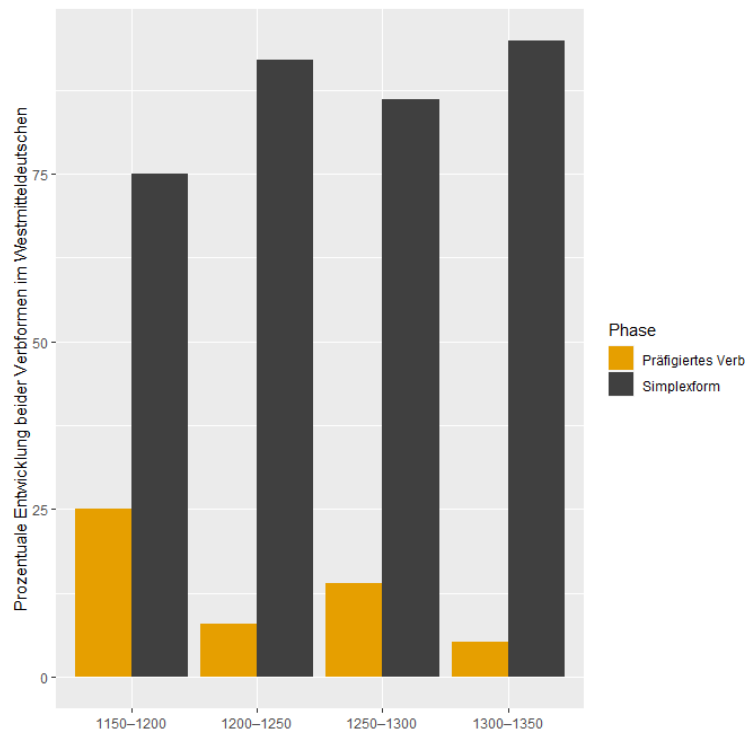


Abbildung 60: Westmitteldeutsche Entwicklung des Verhältnisses beider Verbklassen zueinander

(127) *ob ir fin ftimme horent nit in befwerēt vwer h<sup>s</sup>ze*  
 wenn ihr seine Stimme hört NEG NEG beschwert euer Herz

M324-G1 1ra, 19–20 (Oxfordener Benediktinerregel); 1300–1350

Auch wenn statistisch kein signifikanter Einfluss nachgewiesen werden konnte, sticht das Ostmitteldeutsche dennoch hervor: Wir finden im Sample keinen einzigen Beleg für irgendeine Art von Präfigierung. Wir müssen dabei bedenken, dass Korpora keine negative Evidenz schaffen, allerdings ist diese Beobachtung dennoch auffällig und sollte nicht außer Acht gelassen werden. Da sich der Zyklus hier binnen kürzester Zeit vollzieht, fallen die Szenarien, die nachweislich am ehesten untergehen, besonders schnell aus. Genau dies könnte hier mit den präfigierten Verben geschehen sein: Finden wir zwischen 1250 und 1300 noch viele Belege für die diskontinuierliche Negation, stellen dabei aber fest, dass dies ausschließlich Simplexformen sind, liegt es nahe, dass die Verben mit (unbetonbarem) Präfix schon zu Beginn dem Zyklus zum Opfer gefallen sind und die restlichen

Belege nur noch durch phonologisch präferierte (oder nicht dispräferierte) Formen entstehen. Der Vergleich aller vier Dialekte lässt für mich jedenfalls nur einen Schluss zu: Dort, wo der *Jespersen-Zyklus* zügig abgeschlossen und *nicht* zur Standardnegation wird, finden wir Restfälle der diskontinuierlichen Negation ausschließlich mit simplen Verben ohne Präfix – eine Entwicklung, die sich spätestens ab dem Übergang von Phase II zu III andeutet und in allen drei relevanten Dialekten zu beobachten ist. Einzig für das Westmitteldeutsche finden wir durchgängig Belege mit präfigierten Verben; dass sie zum Schluss immer seltener werden, könnte mit der sich im Abschluss befindenden Phase II zusammenhängen.

#### 4.3.4 Fazit: Morphosyntaktische Einflüsse auf den *Jespersen-Zyklus*

Neben der quantitativen Untersuchung der absoluten und relativen Frequenzen der drei Phasen des Negationswandels habe ich auch eine qualitative Analyse von 501 Belegstellen für die diskontinuierliche Negation (*ne ... nicht*, Phase II) durchgeführt. In einem ersten Teil sollten morphosyntaktische Einflussfaktoren auf den Erhalt oder Abbau der Doppelnegation ausfindig gemacht werden. Dabei standen drei mögliche Variablen zur Diskussion: (i) die Verbstellung, (ii) die Verbklasse (Vollverben versus Auxiliare) und schließlich (iii) die Verbform (Simplexformen versus präfigierte Verben).

Die Verbstellung konnte sowohl diachron als auch dialektal als signifikanter Einflussfaktor ermittelt werden. Generell zeigt sich, dass die Verberststellung (128a) – gemäß der phonologischen Hypothese – in den meisten Dialekten dispräferiert wird, jedoch konstant auf einem niedrigen Niveau verharrt. Einzig das Ostmitteldeutsche scheint zeitweise eine idiomatische Vorliebe zu verbinitialen Sätzen mit *ne ... nicht* zu haben und die bairischen Belege scheren zwischen 1250 und 1300 stark zugunsten der Verberststellung aus, sinken aber danach sofort auf 0% ab. In jedem Dialekt ist zu fast jeder Zeit die Verbzweitstellung (128b) das frequenteste Muster. Allerdings zeigt sich vor allem im Ostoberdeutschen ein stetiger Rückgang des relativen Anteils und zwar zugunsten der Verbspäter- (128c) und Verbletzstellung (128d), die im letzten Zeitabschnitt in zwei von drei Sätzen auftritt. Ähnliches kann auch für die westmitteldeutsche Region konstatiert werden; da der *Jespersen-Zyklus* dort (meiner Einschätzung nach) noch wütet, ist die Entwicklung noch im Gange, was unter anderem am leichten Abfall im letzten Zeitabschnitt ersichtlich wird. Für das Westoberdeutsche liegen (zu) wenige Daten vor, sodass vor allem zur Entwicklung der Verbletzstellung keine sicheren Schlüsse gezogen werden können, deren grafische Aufarbeitung einem Zick-Zack-Muster gleicht.

- (128) a. *enfume dich nicht ze lange*  
 NEG=säume dich NEG zu lange

M205P-N1 0a, 2463 (Rolandslied, Handschrift P)

- b. *ich ento<sup>v</sup>n ez niht ane fache*  
 ich NEG=tue es NEG ohne Grund

M121N-N1 0a, 4738 (Kaiserchronik A, Fragment N)

- c. *Mit druwen ich daz raden vnde wer da nit des braden ezzen will*  
 mit Treue ich das rate und wer da NEG des Bratens essen will  
*noch folle daz der auch nit en wolle Lecken hie des braden*  
 noch solle dass der auch NEG NEG wolle lecken hier des Bratens  
*spifz*  
 Spieß

M331-G1 167ba, 39–43 (Hessische Reimpredigten)

- d. *def fi doch nicht enwolden*  
 das sie doch NEG NEG=wollten

M012-N0 0a, 234 (Das Anegenge)

Bei der Untersuchung des Aspekts Vollverben versus Auxiliare konnte nur diachron betrachtet keine Signifikanz festgestellt werden; die absoluten Zahlen verhalten sich sehr ausgeglichen (250 versus 251). Zwar zeigen die Daten (zum Beispiel Abbildung 55) eine leichte Trendwende von Auxiliaren als präferiert hin zu Vollverben als Spitzenreiter, doch bleibt dies nur eine Vermutung. In den Dialekten zeichnet sich dafür ein deutlicheres Bild; hier existiert ein signifikanter Unterschied zwischen mehreren Dialektpaaren. Insgesamt zeigen die oberdeutschen Mundarten einen raschen Schwund der Doppelnegation bei Auxiliaren, wobei diese vor allem im Bairischen früher den häufigsten Fall darstellten, während das Westoberdeutsche nie sonderlich hohe Zahlen für Hilfs- und Modalverben zeigt. Im Mitteldeutschen bleibt die Lage über die Jahre hinweg relativ ausgeglichen; selbst das Ostmitteldeutsche zeigt nach dem raschen Ende des Zyklus noch mehr Auxiliare als Vollverben. Das Westmitteldeutsche befindet sich noch im Übergang zwischen Phase II und III und kann daher noch keinen Abbau der Hilfs- und Modalverben aufweisen. Auf Grundlage der ReM-Daten deutet sich ein systematischer Unterschied zwischen Mittelhoch- und Mittelniederdeutsch an: Während Breitbarth (2014) einen signifikant höheren Abbau bei Auxiliaren beobachtet, kann dies hier diachron betrachtet nicht festgestellt werden; bei der feineren Ansicht der vier Dialektregionen entspricht das Oberdeutsche dann doch dem niederdeutschen Muster – die Situation im Ostmitteldeutschen bleibt allerdings erklärungsbedürftig. Insgesamt hat sich der Faktor Verbklasse als höchst interessant herausgestellt; im Rahmen der Pilotstudie mit dem ReM habe ich vorerst nur grob zwischen lexikalischen Vollverben (129a) und Auxiliaren (Hilfs- plus Modalverben) (129b,c) differenziert. Eine Folgeuntersuchung könnte Breitbarths (2014) Arbeiten zum Altsächsischen und Mittelniederdeutschen folgen und ferner zwischen normalen Voll-,

hochfrequenten Spezialverben einerseits und Auxiliaren und Modalverben andererseits unterscheiden.

- (129) a. *Do erstūmeter uñ enantwrte niht*  
Da erstummte=er und NEG=antwortete NEG  
M160R-N1 28aa, 3–4 (Rothsche Predigtsammlung)
- b. *want si sich nit in hadden zu deme riche bereit*  
weil sie sich NEG NEG hatten zu dem Reich (vor-)bereitet  
M354-G1 56a, 15 (Die Lilie, Versteil)
- c. *Wir en folē auch nit miden Hantweg vñ bliden*  
wir NEG sollen auch NEG meiden Belagerungsmaschinen und Katapulte  
M531-N0 2a, 25 (Das Turnier, Ritterfahrt, Ritterpreis)

Der letzte Punkt der morphosyntaktische Analyse betraf die erste Silbe des Verbs: handelt es sich um Simplex- oder präfigierte Formen? Gemäß der phonologischen Hypothese wird es im Laufe der Jahre immer schwerer für *ne*, sich an präfigierte Verben anzuhängen, da diese ohnehin schon dem Trochäus widersprechen. Insgesamt zeigt sich, dass knapp 5% aller Belegsätze präfigierte finite Verben beinhalten. Diachron lässt sich jedoch kein Abbau und auch keine Zunahme feststellen, was durch den  $\chi^2$ -Test bestätigt wird. Dafür ist der Blick in die Dialekte deutlich aufschlussreicher: Für das Ostmitteldeutsche liegt in meinem Sample kein einziger Beleg für ein präfigiertes Verb vor und die beiden oberdeutschen Mundarten sind wenigstens mit jeweils zwei Sätzen aus den frühen Jahren (1150–1200 und 1200–1250) vertreten. Spätestens ab 1250 zeigt sich in diesen drei Regionen ein sehr eindeutiges Bild: Sofern die diskontinuierliche Negation noch auftritt, dann handelt es sich *immer* um Simplexformen (130a) – wobei stets bedacht werden muss, dass Korpora keine negative Evidenz schaffen können. Dem entgegen stehen die Mundarten im westmitteldeutschen Raum; mehr als jedes zehnte Verb ist mit einem (unbetonbaren) Präfix (130b) versehen. Diachron zeigt sich in dieser Region ein stetiger Rückgang (mit einer Ausnahme in 1250–1300), sodass zum Schluss nur noch 5,1% der Verben präfigiert sind. Da der Zyklus hier aber noch nicht abgeschlossen ist, kann mit noch weiter sinkenden Zahlen gerechnet werden.

- (130) a. *du enheizeft den plinden niht gefehen den toten niht oʋf ften*  
du NEG=befahlst den Blinden NEG sehen den Toten NEG auf stehen  
M121y1-N 0a, 2551–2552 (Kaiserchronik A, Vorauer Handschrift)

- b. *Din herce brach inde encebrach nit . want dir dat cruce uile*  
 dein Herz brach doch NEG=zerbrach NEG als dir das Kreuz viel  
*we gerit*  
 Weh bereitete

## 4.4 Einflussfaktoren auf Ebene der Phonologie

Neben den morphosyntaktischen Aspekten stehen vor allem phonologische Einflussfaktoren im Zentrum meiner Analyse. Da es unmöglich ist, Muttersprachler des Mittelhochdeutschen zu befragen (sei es mit einem Fragebogen oder durch Tonaufnahmen), müssen auch hier die Korpusbelege ausreichen. Daher verwenden wir, wie in Abschnitt 3.3 beschrieben, graphematische Variablen, um Rückschlüsse auf die Phonologie zu ziehen. Die Stichprobe des ReMs (im Umfang von 501 Sätzen) wurde auf folgende drei Faktoren hin untersucht: (i) die Schreibung der präverbalen Partikel *ne*, (ii) die Kliserichtung von *ne* und schließlich (iii) die Füllung des Auslauts des der präverbalen Partikel vorangehenden Wortes.

### 4.4.1 Schreibung der Partikel

Im Rahmen der beiden sich während des Mittelalters vollziehenden Lautwandelprozesse *Nebensilbenabschwächung* und *Schwa-Tilgung* werden nicht nur lexikalische Elemente, sondern auch Funktionswörter wie die Negationspartikel erfasst – wobei gerade diese besonders schnell und systematisch abgeschwächt wurden. Ausgehend von der aus dem Germanischen ererbten *ursprünglichen* Form *\*ni*, die im frühen Althochdeutschen (unter anderem in Otfrids (131a) Evangelienbuch) noch frequent auftritt, schwächt sich der Vokal der präverbalen Partikel schon zum Mittelhochdeutschen hin zu Schwa (/ə/) ab; so finden wir die abgeschwächte, aber dennoch *volle* Form *ne* beispielsweise bei Notker (131b).

- (131) a. *thaz thu irrímen ni máht*  
 dass du ihn=bennen NEG kannst

Otfrid I 11,52, Jäger (2008: 80)

- b. *ih ne irstér-/ben múge*  
 ich NEG sterben kann

Notker Psalm 3,7 (=13, 27–14,1), Jäger (2008: 72)

Das Beispiel aus Notkers Psalmenübersetzung spricht dafür, dass die Nebensilbenabschwächung, die Funktions- und Hilfsörter wie *ne* zuerst erfasste, im Westoberdeutschen schon um 1000 einsetzte. Während des Mittelhochdeutschen wurde die Partikel noch weiter abgeschwächt, sodass sich folglich nur noch *en* (132a) oder gar *n* (132b) findet.

- (132) a. *difu wnde . diu enblu<sup>o</sup>t nith zeuil*  
 diese Wunde die NEG=blutet NEG zu=viel  
 M246-N1 16va, 27–28 (Münchener Wundsegen)
- b. *Jnge louen difen worden niet*  
 Ich=NEG=glaube diesen Worten NEG  
 M327-G1 9a, 16 (Die Lilie, Prosateil)

Die einzelnen Texte des Mittelhochdeutschen zeigen meinen Daten zufolge ein sehr hohes Maß an Schreibvariation; in den 501 Sätzen konnte ich 13 individuelle Varianten von *ne/en* ausfindig machen. Es sei jedoch angemerkt, dass hierunter auch ein Sonderfall steckt (133), den ich erst im Rahmen des Überblickskapitels (4.5) zu allen sonderbaren Belegen bespreche. Hier präsentiert sich die Partikel mit dem anlautendem Plosiv des Verbs zusammengeschieden:

- (133) *die neb ietent ime nieht daz fenfte gemu<sup>o</sup>te*  
 die NEG bieten ihm NEG das sanfte Gemüt  
 M113-G1 50ra, 22 – 50va, 1 (St. Trudperter Hohes Lied A)

Insgesamt finden sich 162 Belege für die volle Form (Typ *ne*) und 339 für die abgeschwächte (*en* oder *n*). Abbildung 61 zeigt alle gefundenen Schreibformen der präverbalen Partikel und gibt die Beleghäufigkeiten für das gesamte ReM-Sample an. Es zeigt sich, dass vor allem drei Varianten Verwendung finden: (i) *ne* (134a), (ii) *en* (134b) und (iii) *in* (134c). Daneben findet sich in vier Fällen die erodierte Form *n* (134d) sowie diverse Graphievarianten der anderen Formen als auch nur vokalische Schreibungen (134e–f).



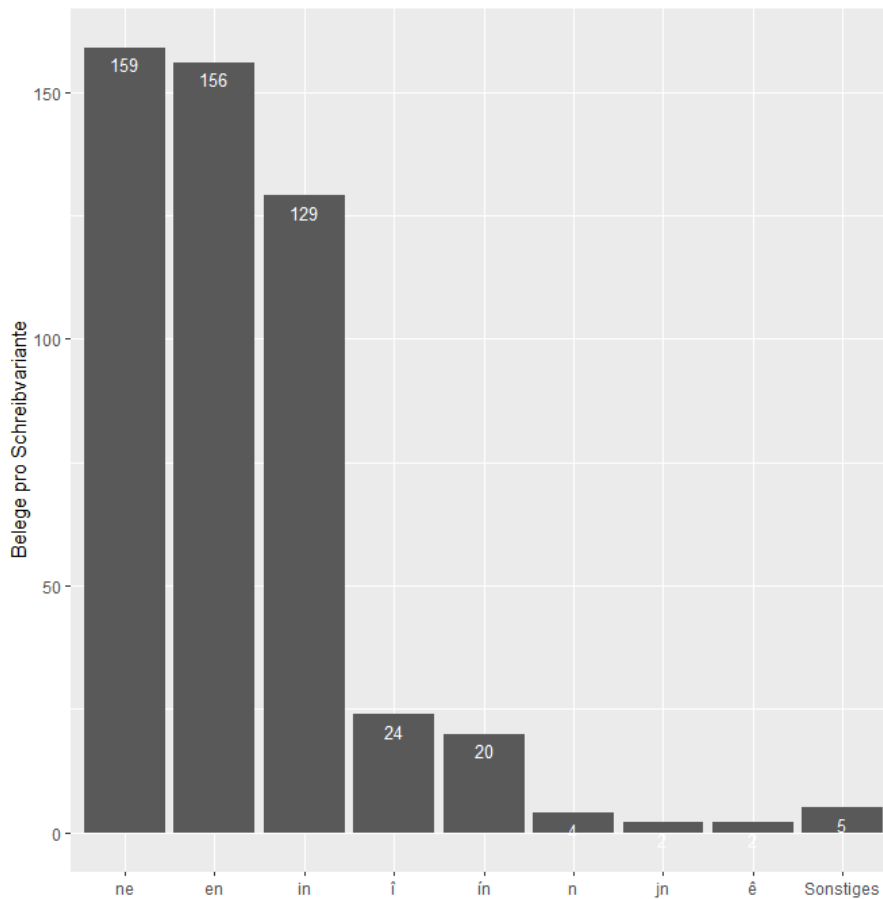


Abbildung 61: Verschiedene Schreibvarianten der präverbalen Partikel im Sample

- (134) a. *er nechunde nicht puwen*  
 er NEG=konnte NEG (an-)bauen  
 M088-N1 0a, 1196 (Wiener Genesis)
- b. *daz en maht im niht gehelfen*  
 das NEG konnte ihm NEG helfen  
 M121y1-N 0a, 5596 (Kaiserchronik A, Vorauer Handschrift)
- c. *nit infalergefehē d<sup>e</sup>n undergank fo er gefihet di wifen*  
 NEG NEG=soll=er=sehen den Untergang so er sieht die Weisen  
*sterbende*  
 sterbenden  
 M188-G1 10ra, 1–2 (Trierer Interlinearversion zum Psalter)
- d. *d<sup>s</sup> nisalergeft nit reine*  
 der NEG=ist NEG rein  
 M328-G1 b2vb, 2–3 (Mitteldeutsche Predigten: Fr/G/H1)

- e. *deme īlonet got nit in fime riche*  
dem (be-)lohnt Gott NEG in seinem Reich  
M328-G1 b2ra,31–b1rb, 1 (Mitteldeutsche Predigten: Fr/G/H1)
- f. *Soēmac unſ nít gefchaden der flahinde engel*  
so=NEG=kann uns NEG schaden der schlagende Engel  
M328-G1 b4rb, 2–3 (Mitteldeutsche Predigten: Fr/G/H1)

Ferner finden zwei Belege, die ein <j> statt einem <i> aufweisen (135a), sowie ein *ni*-Relikt aus dem Althochdeutschen (135b) und einen sonderbaren Beleg mit *nu* (135c), der eventuell auf einen falschen Tag im ReM zurückgeht und stattdessen eine Temporaladverbiale *nu* („nun“) darstellen könnte.

- (135) a. *In wil fie noch dan nit buzzen man fal fie intfezzē vō irre*  
NEG will sie noch dann NEG büßen man soll sie entheben von ihrer  
*probſtyin*  
Probestei  
M324-G1 15ra, 23–24 (Oxforder Benediktinerregel)
- b. *erni wil uurdir nicht irſterbin*  
er=NEG will weiter NEG sterben  
M224-N1 0a, 247 (Summa Theologiae); 1150–1200
- c. *nu lofer unſich nicht danni*  
NEG/nun löse=er uns NEG dann  
M062-N1 0a, 141 (Drei Jünglinge im Feuerofen; ältere Judith)

Wie die reichhaltigen Belege zeigen, gab es im Mittelhochdeutschen zwar ein großes Maß an graphematischer Variation, doch sind nur die drei Hauptvarianten *ne*, *en* und *in* von Bedeutung, wobei *in* – bis auf wenige Ausnahmen – fast ausschließlich im Mitteldeutschen auftritt; ein Zeichen dafür, dass die Nebensilbenabschwächung dort erst deutlich später einsetzte. Da die Daten sehr viele Variablen aufweisen, ist es für die weitere Auswertung von Vorteil, sie systematisch zu vereinfachen, sprich: Die Varianten werden zu genau zwei Formen zusammengefasst: die *volle* Form *ne* (162 Belege) und die *abgeschwächte* Variante *en* (339 Belege). Mit dieser Gegenüberstellung der zwei Formen ist nun möglich, einen präzisen Blick in die Diachronie zu werfen. Bestätigt sich die Hypothese, dass sich die präverbale Partikel – durch den fortschreitenden phonologischen Wandel – immer seltener in der vollen Form belegen lässt? Tabelle 42 und Abbildung 62 zeigen das Ergebnis der diachronen Untersuchung. Die abgeschwächte Form, für die ein Anstieg vermutet wird, ist durch eine goldene Farbe hervorgehoben.

	volle Form	abgeschwächte Form
1150–1200	117	34
1200–1250	30	53
1250–1300	12	94
1300–1350	3	158
Insgesamt:	162	339

Tabelle 42: Entwicklung der Schreibung von *ne*

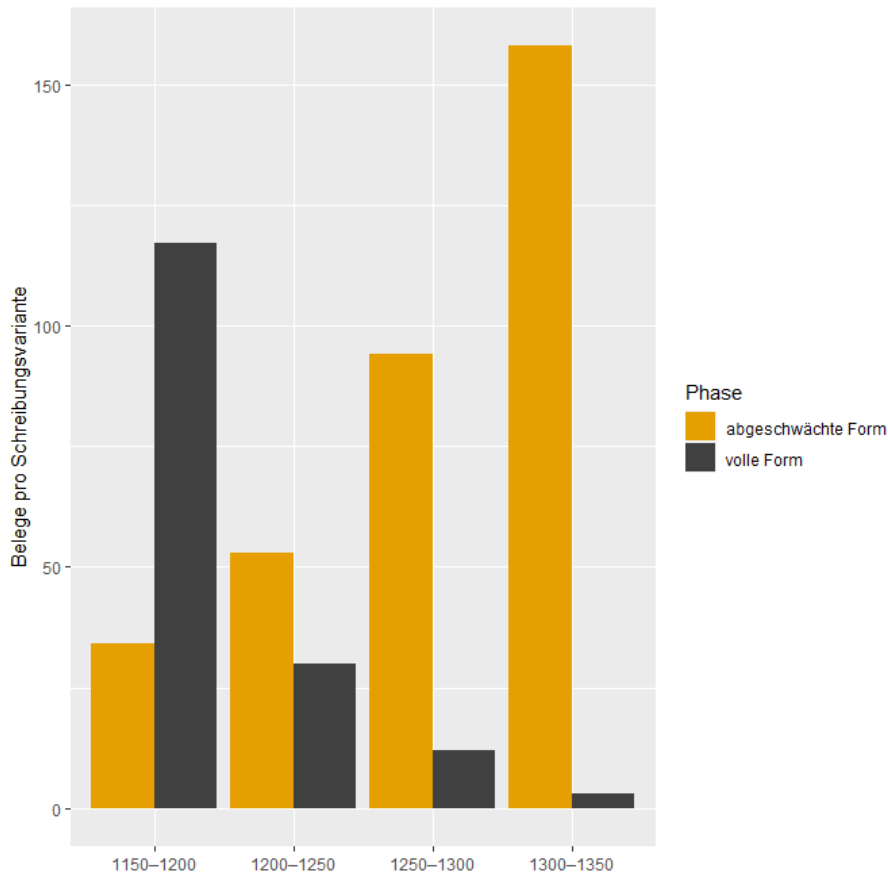


Abbildung 62: Diachronie der geschriebenen Form von *ne/en*

Bevor die Zahlen interpretiert werden, führe ich wieder den  $\chi^2$ -Test durch, um bereits vorab einen Überblick über einen möglichen signifikanten Unterschied zu gewinnen. Das Ergebnis ist mehr als eindeutig:  $\chi^2 = 233.79$ ,  $df = 3$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ . Somit ist für die Diachronie ein beträchtlicher und statistisch relevanter Unterschied nachgewiesen. Dieser ist auch in Abbildung 62 leicht ersichtlich: Während anfangs vor allem die alte, volle Form *ne* auftritt, findet bereits 50 Jahre später, also ab 1200, eine Trendwende statt. Die volle Form geht immer stärker zurück, während die abgeschwächte Variante *en* (in all ihrer Variation) immer häufiger auftritt und in drei der vier Zeitabschnitten das dominante Muster darstellt. Dieses Wandelszenario stimmt komplett mit den sich abspielenden phonologischen Hintergrundprozessen überein; die Nebensilbenabschwächung, die einerseits aus

einem /i/ ein unbetontes /ə/ macht und andererseits für den Stellungswandel des Nasals mit dem unbetonten Schwa sorgt (/nə/ → /ən/).

Da meine Daten allerdings nicht aus einer einheitlichen Sprache, sondern insgesamt vier Dialektregionen stammen und vor allem zwei Mundarten (Ostober- und Westmitteldeutsch) die Hauptquelle darstellen, ist es möglich, dass das Gesamtergebnis durch diese beiden Dialekte verzerrt wird. Daher muss selbstverständlich auch ein Blick in die Dialektdaten geworfen werden. Für die Daten aus Tabelle 43, die die Verteilung der beiden Formen in den Dialekten zum Gegenstand hat, ergibt sich ein signifikanter Unterschied:  $\chi^2 = 223.58$ ,  $df = 3$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ , sodass nun zusätzlich ermittelt wird, auf welche(s) Dialektpaar(e) diese Abweichung zurückgeht. Die statistische Berechnung für die Überprüfung aller sechs Dialektpäarchen findet sich in Tabelle 44.

	volle Form	abgeschwächte Form
Ostoberdeutsch	129	54
Westoberdeutsch	20	21
Ostmitteldeutsch	2	36
Westmitteldeutsch	11	228
Insgesamt:	162	339

Tabelle 43: Schreibung der präverbalen Partikel in den Dialekten

	Oobd. vs. Wobd.	Oobd. vs. Omd.	Oobd. vs. Wmd.
$\chi^2$	7.0894	55.461	202.96
df	1	1	1
p-Wert	0.007754	$9.532e^{-14}$	$2.2e^{-16}$
	Wobd. vs. Omd.	Wobd. vs. Wmd.	Omd. vs. Wmd.
$\chi^2$	18.588	69.373	0.858
df	1	1	1
p-Wert	$1.623e^{-5}$	$2.2e^{-16}$	0.858

Tabelle 44: Statistische Überprüfung der Verteilung zwischen der vollen und abgeschwächten Form in den Dialekten

Die statistische Aufbereitung führt zu mehreren Erkenntnissen: Erstens scheint die Entwicklung im Mitteldeutschen homogen zu verlaufen; West- und Ostmitteldeutsch unterscheiden sich hinsichtlich der Schreibung der Partikel nicht signifikant voneinander. Zweitens sind es die oberdeutschen Dialekte, die hier jeweils einen eigenen Typ darstellen; so weichen sie untereinander, aber auch von den beiden mitteldeutschen Regionen in signifikantem Maße ab. Wie die Szenarien im Einzelnen aussehen, verdeutlicht Abbildung 63:

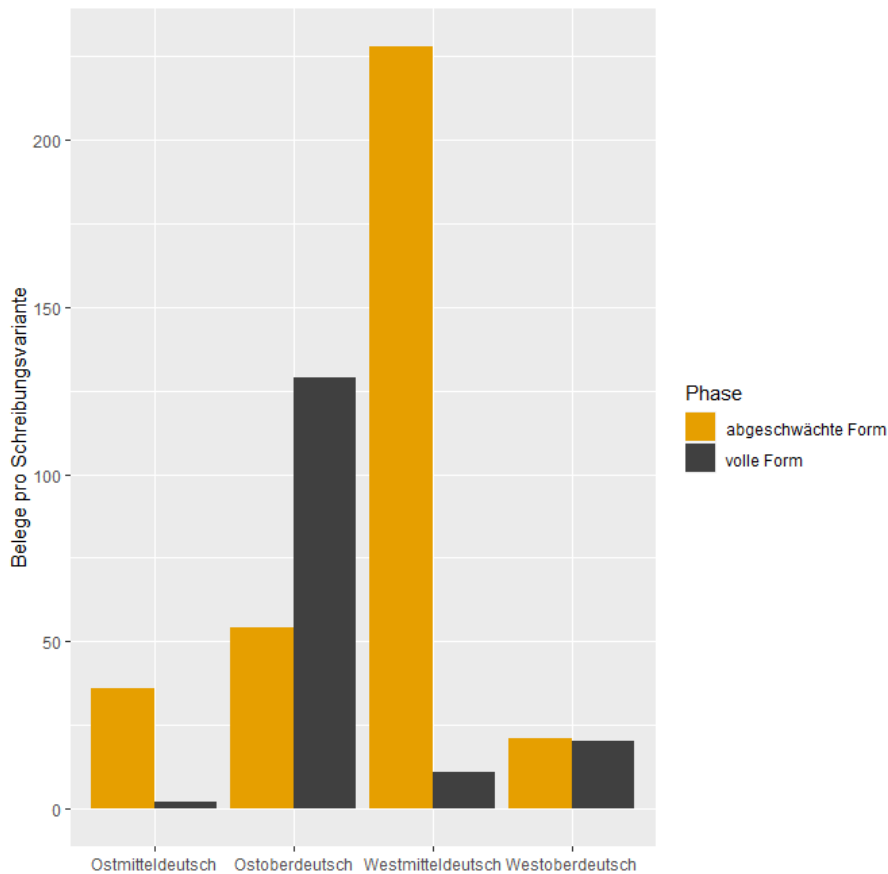


Abbildung 63: Schreibung von *ne* in den Dialekten

In den mitteldeutschen Dialekten ist die volle Form ein äußerst seltener Typ; in beiden Mundarten tritt die abgeschwächte Form *en* bis zu 18-mal häufiger auf und ist der Standardfall. Das Westoberdeutsche weist beide Varianten etwa gleich oft auf (20 Typ *ne* versus 21 Typ *en*). Von all diesen Mustern unterscheidet sich das Ostoberdeutsche, welches sich hier als Hotspot der vollen Form präsentiert: 129 Mal konnte der Typus *ne* nachgewiesen werden, die abgeschwächte Form mit initialem Vokal dagegen nur 54 Mal.

Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, dass die Ergebnisse aus synchroner Perspektive entstanden sind. Möchte man die Entwicklung der Schreibung ebenfalls analysieren, benötigen wir die Diachronie der Schreibung. Die hierfür erforderlichen Werte habe ich in Tabelle 45 angegeben:

	Ostoberdeutsch		Westoberdeutsch	
	volle Form	abgeschwächte Form	volle Form	abgeschwächte Form
1150–1200	111	22	4	2
1200–1250	11	12	16	6
1250–1300	7	8	0	3
1300–1350	0	12	0	10
Insgesamt:	129	54	20	21

	Ostmitteldeutsch		Westmitteldeutsch	
	volle Form	abgeschwächte Form	volle Form	abgeschwächte Form
1150–1200	0	0	2	10
1200–1250	0	0	3	35
1250–1300	0	16	5	67
1300–1350	2	20	1	116
Insgesamt:	2	36	11	228

Tabelle 45: Diachrone Entwicklung der Schreibung von *ne* in den Dialekten

Nimmt man den Faktor Diachronie in die Betrachtung mit auf, so zeigt sich letztlich doch ein homogenes Bild. In jedem einzelnen Dialekt ist ein und dasselbe Muster zu erkennen: Die Schreibung tendiert vor allem im Oberdeutschen anfangs dazu, gehäuft in der vollen Form (*ne*) aufzutreten, was sich in den letzten Zeitabschnitten jedoch umkehrt: Ab 1250 finden sich nirgends mehr eine Mehrheit für die volle Form, sondern ausschließlich für die vokalinitiale, abgeschwächte Form des Typus *en*, den Szczepaniak (2010: 330) wie folgt beschreibt: „In the intermediate state, forms without a vowel (*n-*) and forms that are vowel-initial (*en-*) arose. They demonstrate the strong tendency to suppress initial unstressed vowels“. Einzig die mitteldeutschen Dialekte zeigen hier eine Eigenart, indem sie zu keiner Zeit die ursprüngliche, nasal-initiale Form präferieren.

Auch wenn das hier gezeichnete Bild sehr gut mit Hertels Phonologie-Theorie harmoniert, fällt eine Entwicklung doch außerhalb des Rahmens: Wieso finden wir im Mitteldeutschen, vor allem im Westen, bereits um 1150 nahezu ausschließlich die schwache Form, wo wir doch wissen, dass der phonologisch relevante Wandel hier erst deutlich später einsetzt? Dies könnte daran liegen, dass ich für die Typenunterscheidung *voll* versus *abgeschwächt* bislang die Abfolge der beiden Grapheme/Phoneme als Maßstab verwendet habe. Auch wenn dies mit den bisherigen Erkenntnissen in der Literatur durchaus vertretbar ist, zeigen meine ReM-Daten aber auch einen äußerst hohen Grad an Variation im *Vokalismus*, insbesondere mit den Graphemen <i> und <e>. Es gebietet sich also, auch diesen Aspekt in die Untersuchung mit aufzunehmen. Dafür habe ich die belegten Schreibungen abermals in zwei Gruppen aufgeteilt: (i) Schreibungen mit dem Graphem <e> und (ii) mit dem Graphem <i>. Es ist davon auszugehen, dass die <e>-Schreibungen jünger sind und ein Schwa darstellen, während die <i>-Schreibungen älter sind und auf die ahd. Form *ni* zurückgehen. Dabei zeigt sich, ähnlich wie bei der Abfolge, ein klares Bild: auf die *alte* <i>-Schreibung entfallen 178 Belege, während die *jüngere* <e>-Graphie

318 Mal belegt werden kann. Es sollte dabei angemerkt werden, dass die Summe beider Gruppen nicht 501 ergibt; das stellt keinen Fehler dar, sondern weicht bewusst von der Gesamtanzahl an Belegen ab, da Schreibungen, die keinen Vokal mehr beinhalten, folglich nicht für die Analyse des Vokals infrage kommen. Zusätzlich wurde der fragliche *nu*-Beleg (135c) ausgeschlossen, sodass lediglich 496 Vokale untersucht werden. Die diachrone Entwicklung der Vokalopposition kann der nachfolgenden Tabelle 46 entnommen werden. Das Ergebnis ist unerwarteterweise eine Zunahme der vollen Form (136a), also Partikeln mit <i>-Schreibung. Die bisherigen Ergebnisse sowie die phonologische Entwicklung lassen genau das Gegenteil erwarten: eine stete Abnahme des alten Vollvokals zugunsten der Schwa-Lautung (136b). Doch finden wir hier genau einer der Abfolge (*ne* versus *en*) entgegengesetzte Entwicklung.

	Vokal <i>	Vokal <e>
1150–1200	15	135
1200–1250	10	72
1250–1300	62	42
1300–1350	91	69
Insgesamt:	178	318

Tabelle 46: Entwicklung der Schreibung von *ne*

Beobachten wir um 1150–1200 noch 10% an <i>-Graphemen, sind es 1250–1300 schon ca. 60%. Wie Abbildung 46 demonstriert, findet in der Mitte des Untersuchungszeitraums ein Bruch statt: von <e>- zu <i>-Schreibungen für den Vokal in der präverbalen Partikel. Die Daten unterscheiden sich zudem signifikant, wie der  $\chi^2$ -Test verrät ( $\chi^2 = 119.78$ ,  $df = 3$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ ).

(136) a. *Nu in folen wir iz nit lengen*

nun NEG sollen wir es NEG hinauszögern

M232-G1 0a, 125 (Niederrheinischer Tundalus); Westmitteldeutsch (1200–1250)

b. *Inen flâferot nieht*

ihn=NEG schläferote NEG

M157-G1 130va, 12–13 (Wiener Physiologus); Ostoberdeutsch (1150–1200)

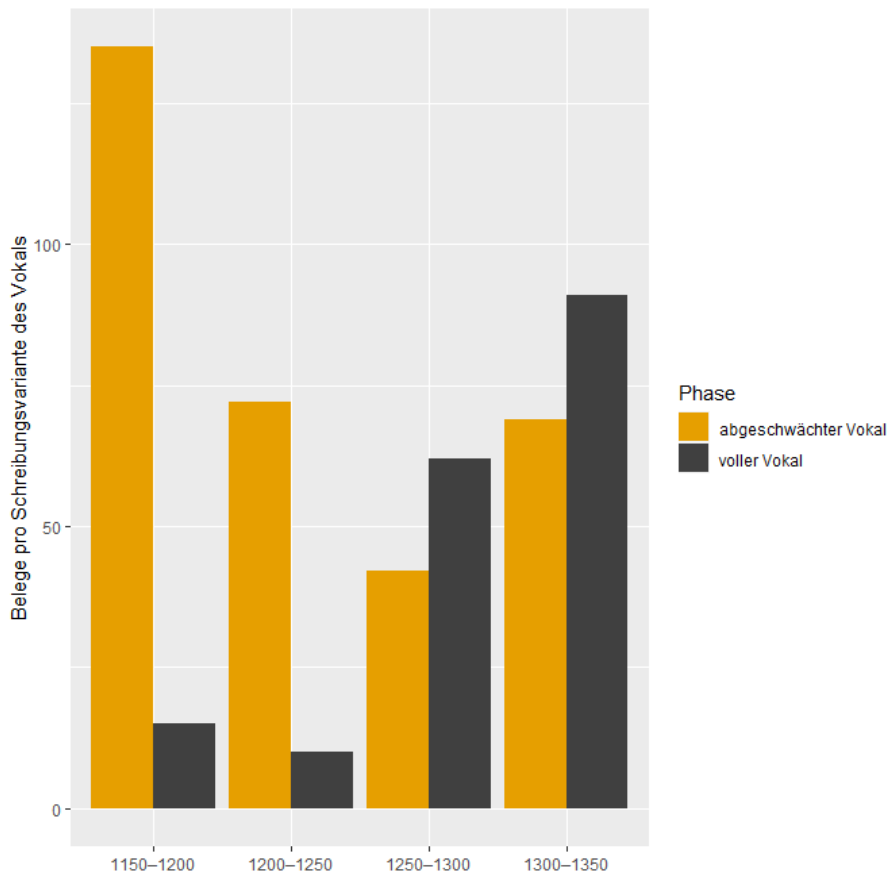


Abbildung 64: Schreibung des Vokals in *ne* diachron betrachtet

Da dieses Ergebnis mehr als wunderbar ist – wieso verhalten sich die Schwächung des Vokals sowie die Abfolge der beiden Phoneme so unterschiedlich, obwohl beide demselben Wandel unterliegen? –, müssen wir einen genauen Blick auf die Distribution in den vier Dialekten werfen. Dies stellt die einzige Möglichkeit, die Resultate im Lichte der phonologisch-bedingten Wandelhypothese zu erklären. Dafür werden die Daten aufbereitet und die Frequenzen für beide Vokaltypen pro Dialekt angegeben; das Ergebnis liegt in Form von Tabelle 47 vor:

	Vokal <i>	Vokal <e>
Ostoberdeutsch	4	178
Westoberdeutsch	2	37
Ostmitteldeutsch	31	7
Westmitteldeutsch	141	96
Insgesamt:	178	318

Tabelle 47: Schreibung des Vokals in *ne* in den Dialekten

Hier zeigt sich die Ursache für die diachrone Entwicklung, die ohne dialektale Unterscheidung schlicht nicht erklärbar schien. Ergänzt wird die Analyse der Diatopie mit Abbildung 65, die eindrucksvoll zeigt, dass wir es mit einem systematischen Unterschied



zwischen Ober- und Mitteldeutsche zu tun haben. Während die Dialekte im Süden nahezu ausschließlich das Graphem <e> (und damit (meist) Schwa-Laute) verwenden, finden wir im Norden des hochdeutschen Sprachgebiets sehr hohe Frequenzen für den alten Vollvokal und dessen Graphem <i>.

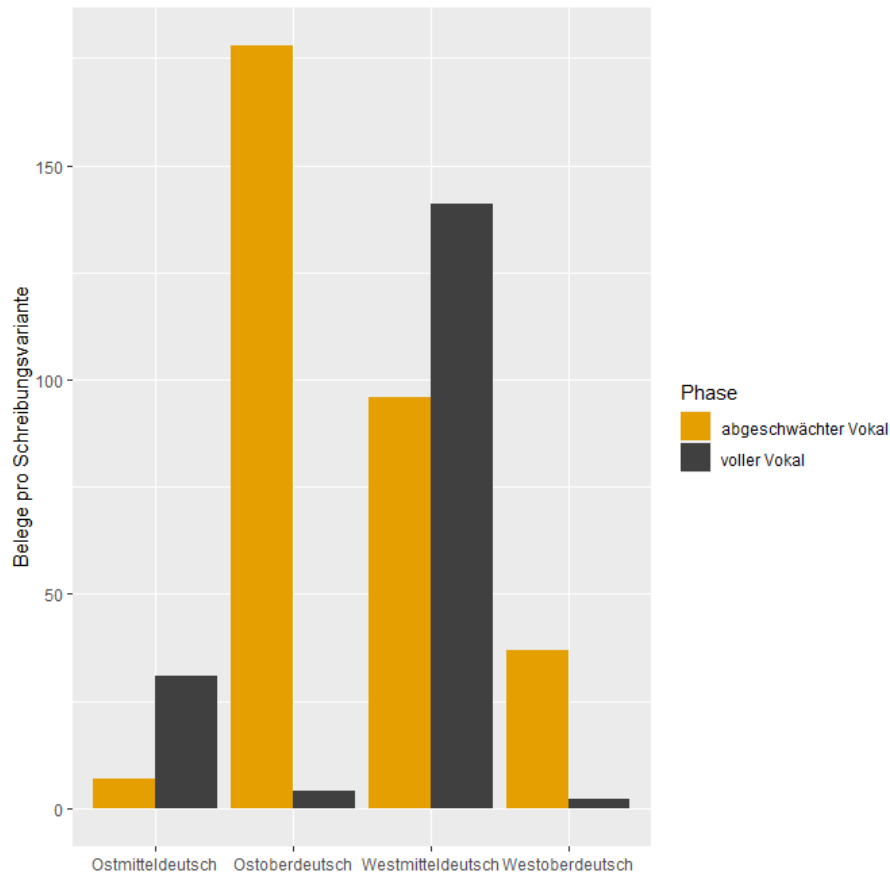


Abbildung 65: Schreibung des Vokals in *ne* dialektal betrachtet

Bevor ich diesen Aspekt weiter diskutiere, kommt wieder die Statistik zur Anwendung. Mithilfe des  $\chi^2$ -Tests (sowie in unsicheren Fällen der Fisher-Test) zeigt sich, dass im Datensatz tatsächlich ein signifikanter Unterschied vorliegt:  $\chi^2 = 197.7$ ,  $df = 3$ ,  $p < 2.2e^{-16}$ . Nun muss noch geklärt werden, auf welche Dialekte die Abweichung zurückgeht. Dafür werden wieder die sechs Dialektpaare gegeneinander getestet; die Auswertung findet sich in Tabelle 48.

	Oobd. vs. Wobd.	Oobd. vs. Omd.	Oobd. vs. Wmd.
$\chi^2$	1.0442	148.07	149.34
df	1	1	1
p-Wert	0.3068	$2.2e^{-16}$	$2.2e^{-16}$
	Wobd. vs. Omd.	Wobd. vs. Wmd.	Omd. vs. Wmd.
$\chi^2$	45.934	39.644	6.8187
df	1	1	1
p-Wert	$1.223e^{-11}$	$3.047e^{-10}$	0.009021

Tabelle 48: Statistische Überprüfung der Verteilung zwischen vollem und abgeschwächtem Vokal in den Dialekten

Insgesamt bekommen wir durch den  $\chi^2$ -Test dasselbe Bild vermittelt, wie ich es aufgrund der Verteilung gemäß Abbildung 65 schon vermutet habe. Bei der Opposition zwischen der Schreibung eines Voll- (<i>) und abgeschwächten Vokals (<e>) präsentiert sich ein gravierender systematischer Unterschied der ober- und mitteldeutschen Dialekte; zwischen jedem einzelnen Dialektpaar aus beiden Regionen ((i) Ostober- versus Ostmitteldeutsch, (ii) Ostober- versus Westmitteldeutsch, (iii) Westober- versus Ostmitteldeutsch, (iv) Westober- versus Westmitteldeutsch) besteht ein statistisch relevanter Unterschied. Wir können also sicher sagen, dass – anders als bei Unterscheidung zwischen *ne* und *en* – der Vollvokal in den mitteldeutschen Regionen länger erhalten bleibt und in oberdeutschen Regionen systematisch zu /ə/ (respektive <e>) abgeschwächt wird.

Ohne in die Diachronie der einzelnen Regionen zu schauen, bleibt dies natürlich nur eine Vermutung – auch wenn die Zahlen schon synchron betrachtet eine klare Aussage ermöglichen. Daher wird abschließend ein letzter Blick auf die diatopische Entwicklung des Vokalismus bei der präverbalen Negationspartikel zwischen 1150 und 1350 geworfen.

	Ostoberdeutsch		Westoberdeutsch	
	Vokal <i>	Vokal <e>	Vokal <i>	Vokal <e>
1150–1200	4	128	1	5
1200–1250	0	23	1	20
1250–1300	0	15	0	3
1300–1350	0	12	0	9
Insgesamt:	4	178	2	37
	Ostmitteldeutsch		Westmitteldeutsch	
	Vokal <i>	Vokal <e>	Vokal <i>	Vokal <e>
1150–1200	0	0	10	2
1200–1250	0	0	9	29
1250–1300	15	1	47	23
1300–1350	16	6	75	42
Insgesamt:	31	7	141	96

Tabelle 49: Diachrone Entwicklung des Vokalismus von *ne/en* in den Dialekten

Mit den vier parallel stattfindenden Szenarien wird es uns ermöglicht, die anfangs sonderbar scheinende Abweichung von der Entwicklung der Abfolge der Phoneme in *ne* vollständig zu verstehen. Im Oberdeutschen, die Region, in der sich der Negationswandel am schnellsten und systematischsten vollzieht, wird der Vokal der Partikel schon vor 1150 von der Nebensilbenabschwächung erfasst und liegt in den Daten, die das ReM zur Verfügung stellt, schon nahezu vollständig als <e> beziehungsweise /ə/ vor; der aus dem Germanischen ererbte Vollvokal, der sich hier als <i> (mit zugrundeliegender Realisierung als /i/) präsentiert, tritt nur noch vereinzelt bis 1250 auf. Danach ist der phonologische Wandel im Süden soweit vorangeschritten, dass wir *ne* ausschließlich mit <e> vorfinden. Im Mitteldeutschen ist diese Entwicklung verzögert, was abermals für einen Zusammenhang mit dem phonologischen Wandel spricht. Hier wird der Vokal in *ne* durchgehend und mit hoher Frequenz durch <i> wiedergegeben. Selbst am Ende der mittelhochdeutschen Sprachperiode stellt das alte Graphem <i> das dominierende Muster dar; bis auf eine einzige Abweichung, die sich im Westmitteldeutschen um 1200–1250 abspielt, werden mehr Sätze mit der i-haltigen Partikel gebildet als mit e-haltigen Varianten. Abbildung 66 gibt die (prozentualen) Anteile für die Schreibung mit älteren Vollvokal <i> im Laufe des Mittelhochdeutschen wieder.

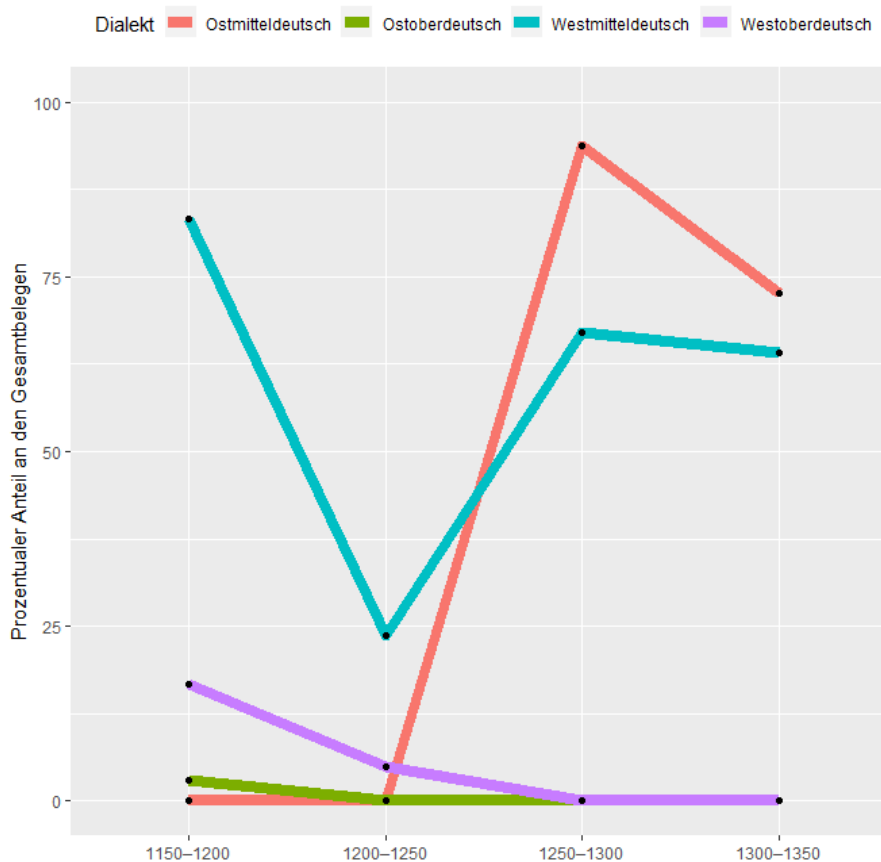


Abbildung 66: Prozentuale Entwicklung des Anteils für Schreibungen mit Vollvokal

Für die Dialekte im Ostmitteldeutschen liegen für die Abschnitte bis 1250 keine Daten vor und werden folglich als 0% wiedergegeben. Zwar ist diese Art der Darstellung nicht korrekt und unschön, jedoch nehme ich dies in Kauf, um den Wandel im (Nebensilben-)Vokalismus in den vier Dialektregionen des Mittelhochdeutschen direkt und in einer Grafik gegenüberzustellen. Hier können wir das eben Diskutierte resümieren: Das Oberdeutsche hat den Vokal in *ne* schnell und systematisch zu Schwa, graphematisch durch <e> wiedergegeben, abgeschwächt, sodass wir spätestens ab 1250 keinen einzigen Beleg mehr für die alte germanische Lautung finden. Die mitteldeutschen Mundarten bewahren dagegen den Vollvokal und sind erst ab 1200 (Westmitteldeutsch) beziehungsweise 1300 (Ostmitteldeutsch) von der Vokalreduktion betroffen, weswegen wir durchgehend hohe (absolute und relative) Frequenzen für *ni* und vor allem *in* beobachten. Meiner Ansicht nach kann dies auch als Erklärung dafür herhalten, weshalb die Negation der Phase II im mitteldeutschen Raum bedeutend länger existiert: Durch den Vollvokal, der im Gegensatz zu einem Schwa durchaus betonbar ist, fällt es der Partikel wesentlich leichter, sich als Klitikum in die prosodische und phonologische Struktur des voran- oder nachgehende Wort anzuhängen. Interessant wäre es an dieser Stelle zu wissen, wie sich die Kliserichtung zu dieser Zeit verhält: Zeichnet sich durch diese Umstände ein anderes Bild als im Oberdeutschen, wo wir flächendeckend reduzierte Vokale haben?

### **Fazit zur Schreibung der Partikel**

Fassen wir die Ergebnisse der graphematischen Analyse zusammen, können wir festhalten, dass sich in allen Dialekten ab 1150 starke Anzeichen für die phonologische Schwächung der präverbalen Partikel finden lassen. Dabei kann es hilfreich sein, sich die Ausgangslage im Althochdeutschen in Erinnerung zu rufen, die Szczepaniak (2010: 316) wie folgt beschreibt: „*ni* maintained a stable full *i*-vowel during the OHG period. Only in the final stages of OHG can a graphematic reflex of a gradual vowel reduction be observed [...], mainly in the writings of Notker and Williram (10th/11th c.)“. Ab diesem Punkt gehen Ober- und Mitteldeutsch, wie aus meinen ReM-Daten ersichtlich wurde, zwei unterschiedliche Wege: Das Oberdeutsche wurde systematisch von der Nebensilbenabschwächung erfasst, wodurch der ehemalige Vollvokal /i/ zu /ə/ reduziert und folglich durch das Graphem /e/ wiedergegeben wurde. Sowohl im Westen als auch im Osten finden wir nur noch spärlich Reflexe dieser Vokalreduktion; ab 1250 ist nur noch die <e>-Schreibung belegt. Die westmitteldeutschen Dialekte blieben dagegen lange Zeit von einem Wandel im Vokalismus verschont – zumindest was die Realisation des /i/-Lautes angeht. Dafür wandelte sich *ni* zur schwächeren *in*- (oder selten *jn*-)Form. Dies könnte auch ein zusätzlicher Faktor sein, weshalb wir *ne ... niht* im Mitteldeutschen länger finden: Da die Partikel hier vokal-initial auftritt, fällt es *in* leichter, sich in das folgende oder vorangehende prosodische Wort einzufügen. Doch auch hier zeigt sich, dass der Nebensilbenvokalismus von der Abschwächung erfasst wird: Im Westen ist dies wohl um 1200 herum passiert; in

dieser Zeit finden wir 29 Belege für <e> und nur 9 für <i>. Im Osten scheint die Situation weniger durchschaubar, nicht zuletzt aufgrund der geringen Beleghäufigkeit. Zwar wandelt sich das Negationssystem zwischen 1250–1300 und 1300–1350 gravierend (der Zyklus wird binnen 50 Jahren abgeschlossen), doch ist das Vokalsystem in Nebensilben noch weitestgehend intakt: Ich finde 16 Belege für den Vollvokal <i>, doch nur 6 für die reduzierte <e>-Schreibung. Der auslösende Faktor für den Übertritt in Phase III scheint im Ostmitteldeutschen also nicht die Nebensilbenabschwächung, sondern vielmehr der dialektale Ausgleich (*Leveling*) zu sein. Dieses Ergebnis unterstreicht erneut, wie brisant die Wandelerscheinungen in diesem noch jungen Regiolekt und wie bedeutsam neue Arbeiten in diesem Bereich sind.

#### 4.4.2 Kliserichtung der präverbalen Partikel *ne*

Wie sich in dem vorangegangenen Abschnitt herauskristallisiert hat, finden wir unterschiedliche Formen der phonologischen Abschwächung in den Dialekten, die mitunter ein längeres Überleben des Klitikums ermöglichen. Um jedoch überhaupt weiter bestehen zu können, muss *ne* in die prosodische Struktur des links- oder rechtsadjazenten Wortes hineinpassen – was durch die sich allmählich fixierende Metrik erschwert wird. Eventuell wurde hierdurch auch ein Wechsel in der Kliserichtung verursacht; trat *ne* im Althochdeutschen ausschließlich proklitisch auf, finden wir im Mittelhochdeutschen stellenweise auch enklitische Formen. Eine erste Untersuchung von Szczepaniak (2010) hat die Kliserichtung im *Iwein* zum Gegenstand, wobei folgendes Szenario beobachtet werden kann:

Proklitisch	Getrennt	Enklitisch
37	29	4

Tabelle 50: Graphematischer Status von *ne* im *Iwein* (Szczepaniak 2010: 328)

Wie wir in den bisherigen Analysen feststellen mussten, verfügt die Untersuchung eines einzelnen Textes und damit nur eines Dialekts in einem Zeitabschnitt über nur wenig Aussagekraft. Mit dem Potenzial des ReMs ist es möglich, deutlich längere Zeitspannen und vor allem alle Dialektregionen zu erfassen. In meinem Sample konnte ich insgesamt sechs verschiedene graphematischen Stellungen beobachten: (i) Proklise, (ii) Enklise, (iii) Getrennschreibung, (iv) komplexe Wortcluster, (v) Distanzstellung und (vi) mit dem Anlaut des folgenden Wortes zusammengeschrieben. Die Beleghäufigkeit pro Stellungstyp ist in Tabelle 51 dargestellt und mit (137) sind Beispiele für jede Variante angegeben.

Proklitisch	Getrennt	Enklitisch	Komplex	Distanz	mit Folgekonsonant
256	196	38	9	1	1

Tabelle 51: Graphematischer Status von *ne* im ReM-Sample

- (137) a. *Got newil niht haben uirlorn . daz er durch uns wart geborn*  
 Gott NEG=will NEG haben verloren dass er durch uns wurde geboren  
 M116-N1 0a, 2124–2125 (Vorauer Joseph, Bücher Moses 2)
- b. *Sine waren da niht lange*  
 Sie=NEG waren da NEG lange  
 M149-N1 0a, 1125 Vorauer Moses, Bücher Mosis 3)
- c. *def ne wolten fi nicht abe gan*  
 dessen NEG wollten sie NEG aber gehen/verlieren  
 M205P-N1 0a, 144 (Rolandslied, Handschrift P)
- d. *Soēmac unſ nūt geschaden der ſlahinde engel*  
 so=NEG=kann uns NEG schaden der schlagende Engel  
 M328-G1 b4rb, 2–3 (Mitteldeutsche Predigten: Fr/G/H1)
- e. *Vor vch ich en niht hele D<sup>s</sup> die ware wiſheit iſt Des*  
 vor euch ich NEG NEG verheimliche dass die wahre Weisheit ist des  
*menſchen kint ihēfus crīſt*  
 Menschen Kindes Jesus Christus  
 M538-N0 0a, 83–84 (Buch Daniel)
- f. *die neb ietent ime nieht daz ſenfte gemu<sup>o</sup>te*  
 die NEG bieten ihm NEG das sanfte Gemüt  
 M113-G1 50ra, 22 – 50va, 1 (St. Trudperter Hohes Lied A)

Während wir den Sonderfall in (137f) schon gesehen und für Kapitel 4.5 aufgespart haben, liegt mit (137e) erneut eine merkwürdige Konstruktion vor: Die Partikeln *ne* und *niht* haben die Plätze getauscht, sodass *en* hier in Distanzstellung vorliegt. Wäre eine solche Konstruktion im Mittelhochdeutschen grammatisch, müssten wir das gesamte grammatiktheoretische Modell (siehe Abschnitt 2.1.3) verändern. Wir gingen bisher davon aus, dass sich die Partikel auf dem Weg des Verbs von V<sup>0</sup> nach I<sup>0</sup> respektive C<sup>0</sup> an seinen Host anhängt. Da nur ein einziger Beleg für ein solches Muster zu finden ist, ersparen wir uns hier eine längere Diskussion und verlagern diese ebenfalls nach Abschnitt 4.5, um (137e) zusammen mit übrigen Zweifelsfällen zu besprechen. Ansonsten präsentieren sich hier vier mehr oder minder frequente Stellungsmöglichkeiten: Proklise, Enklise, Getrennschreibung und als Teil eines komplexen Clusters, in dem (mindestens) drei Wörter zusammengeschrieben werden.

Sollten sich die phonologischen Entwicklungen, die bereits die graphematische (und damit phonologische) Gestalt von *ne* erfassten, auch auf die Kliserichtung auswirken, müss-

te sich dies in einem spürbaren Abbau von proklitischen Belegen hin zu mehr enklitischen Fällen auswirken. Wie sich die Kliserichtung tatsächlich im Laufe des Mittelhochdeutschen, hier konkret zwischen 1150 und 1350, verändert hat, zeigen die Frequenzen der vier Stellungstypen in Tabelle 52. Distanz- und Zusammenschreibung mit dem Folgekonsonanten bleiben vorerst unberücksichtigt – dem wird auch in der statistischen Berechnung für die komplexe Schreibweise gefolgt, da diese auch durch die Gestalt des vorangehenden Wortes bedingt ist, die ich im ReM nicht beeinflussen kann.

	Proklitisch	Getrennt	Enklitisch	Komplex
1150–1200	80	38	28	5
1200–1250	57	17	7	1
1250–1300	54	48	2	2
1300–1350	65	93	1	1
Insgesamt:	256	196	38	9

Tabelle 52: Diachrone Entwicklung der Kliserichtung im ReM

Wie die Zahlen zeigen, ist es nicht die Enklise, die im Laufe der Zeit ansteigt, sondern die Getrenntschreibung. Der dramatische Rückgang der enklitischen Partikel und der starke Anstieg der getrennten Graphie werden durch das Säulendiagramm in Abbildung 67 auch optisch fassbar:

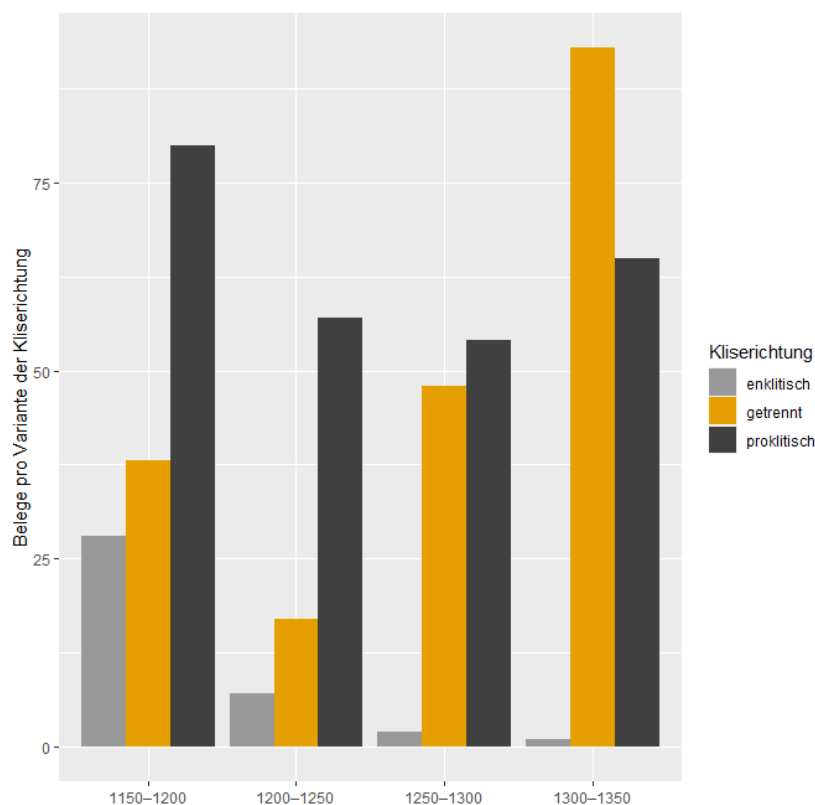


Abbildung 67: Diachrone Beleghäufigkeit pro Variante der Kliserichtung

Der Unterschied ist dabei auch statistisch festzustellen:  $\chi^2 = 77.849$ ,  $df = 6$ ,  $p = 9.931e^{-16}$ . Für den Datensatz *ohne* Komplexschreibung, die durch ungewisse Einflüsse nicht genau vorhersehbar ist und deswegen in dieser Arbeit vorerst ausgeklammert werden soll, liegt also ein signifikanter Unterschied für die Diachronie vor. Wie schon angesprochen, überrascht die rasante Abnahme enklitischer Belegzahlen doch sehr; bisher gingen Arbeiten wie Szczepaniak (2010) davon aus, dass die Enklise durch die zunehmend schwierigeren phonologischen Bedingungen während des Mittelhochdeutschen entstehen und sich somit im Laufe der Zeit, wenn das Metrum fester und die Nebensilbe schwächer wird, als häufiges Muster etabliert. Stattdessen finden wir die Getrennschreibung als neue Alternative zur Proklise: Bereits um 1150 tritt sie häufiger als der enklitische Typ auf. 100 Jahre später, also Mitte bis Ende des 13. Jahrhunderts, ist sie schon nahezu gleich frequent wie die Proklise, die zum Ende des Mittelhochdeutschen auch von der Getrennschreibung überholt wird. Die Proklise bleibt zwar bis 1300 der dominierende Typ, sinkt aber konstant ab. Einzig die Enklise konnte nie zu einem häufigen oder gar dominierenden Stellungsmuster werden. Ihre Hauptzeit fällt in die Zeit 1150–1200, also in den Übergang vom Früh- ins klassische Mittelhochdeutsch. Danach, also ab 1200–1250, sinken ihre Belegzahlen schnell und drastisch, sodass sie insbesondere in den letzten 100 Jahren eine bloße Randerscheinung darstellt.

Wie ist diese Entwicklung zu erklären? Aus struktureller Sicht gehört *ne* zum Verb; es hängt sich klitisch an das bewegte Verb, welches durch das *Head-Movement-Constraint* gezwungen ist, jeden Kopf auf dem nach  $C^0$  anzusteuern, an und kann sich nicht selbstständig aus der NegP herausbewegen. Da es wohl auch von Sprechern als dem Verb zugehörig betrachtet wurde, scheint die enklitische Schreibweise dispräferiert zu sein, zumal auch dort nicht immer prosodisch günstige Bedingungen herrschen. Daher scheint wohl die Getrennschreibung der Gewinner des phonologischen und prosodischen Wandels zu sein: Die präverbale Negationspartikel wird in den meisten Dialekten immer fakultativer; verwenden Schreiber doch die diskontinuierliche Negation (anstelle eines einfachen postverbalen *nicht*), so sehen sie *ne* eher als eigenständiges Element als phonologisch dem Verb angehörendes Klitikum an, sodass sie es weder pro- noch enklitisch zu Papier bringen. Ferner unterstützen Untersuchungen der historischen Graphematik die hier gewonnenen Erkenntnisse: Wie Labs-Ehlert (1993) berichtet, werden im Zeitraum 900–1100 deutlich mehr Spatien gesetzt als in frühalthochdeutschen Texten, sodass wir hier eine zunehmend systematischere Getrennschreibung beobachten können; sie sieht den Beginn der systematischen Getrennschreibung einzelner Wörter ab dem 12. Jahrhundert als abgeschlossen. Dagegen steht die Korpusanalyse von Busch/Fleischer (2015: 573), die für das Altsächsische und Althochdeutsche vom 8. bis 10. Jahrhundert nur in 57% aller Fälle ein „deutlich sichtbares Spatium“ finden. Weiterhin muss zwischen den Wortklassen differenziert werden. Ihren Studienergebnissen zufolge sind Funktionswörter wie Negationspartikeln und Definita „im Durchschnitt mehr als doppelt so häufig von Zusam-



menschreibung betroffen wie die übrigen Wortarten“ (Elmentaler 2018: 63), wobei die Negationspartikeln mit knapp 58% deutlich herausstechen. Jedoch darf nicht vergessen werden, dass es zu alt- und mittelhochdeutscher Zeit keine normierte Schrift, ja nicht einmal eine Standardsprache gab, sodass „dem individuellen Schreiber eine große Freiheit gegeben ist“ (Busch/Fleischer 2015: 596). Des Weiteren ist es in manchen Fällen schlicht nicht exakt möglich zu erkennen, ob nun ein Spatium, also zwei getrennte Wörter, oder eine zusammengeschriebene Form vorliegt (siehe auch die Diskussion in Elmentaler 2018: 61–64). Ein Beispiel hierfür sind die *Merseburger Zaubersprüche* in Abbildung 68, ein seltener Beleg für einen althochdeutschen Text, der auf die germanische Mythologie Bezug nimmt, und bis heute inhaltlich noch nicht völlig erschlossen ist.

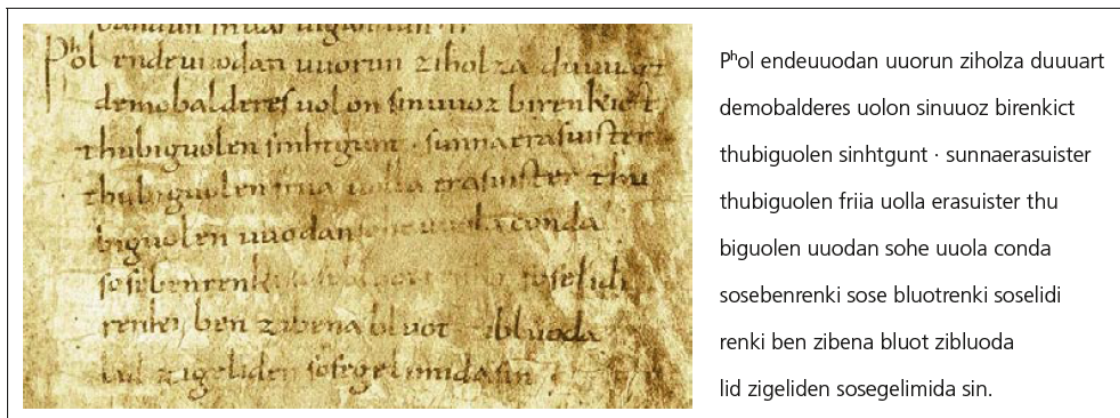


Abbildung 68: Zweiter *Merseburger Zauberspruch* samt Transkription (entnommen aus Elmentaler 2018: 62)

Wie zu sehen ist, lassen sich Spatien nur schwer erkennen, da die Schreibung nicht gerade und auch nicht mit einheitlichem Abstand durchgeführt wurde. So finden wir relativ eindeutig beispielsweise in Zeile eins *endeuodan* („und Wotan“) und in Zeile zwei *demobalderes* („dem Balders“) sowie *sinuuoꝝ* („sein Fuß/Huf“) zusammengeschrieben. Dafür erweist sich *zibena bluot* („zu=Bein/Knochen Blut“) in Zeile sieben als ein eher schwieriger Fall. Ähnlich problematisch verhält es sich mit allen historischen Handschriften, weshalb es durchaus zu Fehlern bei der Transkription kommen kann und die Getrenntbeziehungsweise Zusammenschreibung auch im ReM nicht immer hundertprozentig dem Original entsprechen muss.

Fassen wir die Interpretation der diachronen Daten zusammen: Der Abbau der Proklise zugunsten der Getrenntschreibung kann auf zwei Ursachen zurückgeführt werden: (i) Einerseits finden phonologische Prozesse statt, die *ne* immer weniger im Anlaut wie auch im Auslaut zulassen. Es wäre denkbar, dass *ne* daher auch von den Sprechern nicht mehr als Teil des Verbs aufgefasst daher getrennt wiedergegeben wird. (ii) Andererseits ist die historische Graphematik, speziell die Paläographie, vor enorme Probleme gestellt: Die Texte sind hunderte von Jahren alt und dementsprechend in einem schlechten Zustand. Ferner

existierte zu alt- und mittelhochdeutscher Zeit keine normierte Schriftsprache, sodass der Schreiber relativ frei in der Umsetzung ist. Uneinheitlich ist auch der Abstand einzelner Wörter sowie die Getrenntschreibung und die zugrundeliegende Spatiensetzung. Anhand eines Beispiels aus den *Merseburger Zaubersprüchen* habe ich gezeigt, wie uneinheitlich Wörter zusammengeschrieben und undeutlich manch ein Spatum gesetzt ist. Dies betrifft auch die Schreibgrammatik: Sofern ein Schriftgelehrter *ne* dem Verb zugehörig sieht, wird er es dementsprechend wiedergeben, ansonsten steht es getrennt im Dokument. Verbunden mit der allgemeinen Tendenz, Wörter immer deutlicher voneinander abzugrenzen, sehe ich hier den Grund für die Abnahme zusammen- (und vor allem proklitischer) und Zunahme getrennt geschriebener Belege für die präverbale Partikel.

Abschließend werfen wir noch einen Blick in die Dialekte. Beobachtet man hier abermals gravierende Unterschiede oder finden sich allgemeine Wandelprozesse in der Phonologie und Schreibtradition in allen Regionen in gleichem Maße? Tabelle 53 spiegelt die Frequenzen der drei Schreibvarianten in den vier Dialekten wider. Die Ergebnisse werden zusätzlich in Abbildung 69 in Form eines Säulendiagramms aufbereitet.

	Proklitisch	Getrennt	Enklitisch
Ostoberdeutsch	99	44	36
Westoberdeutsch	27	11	0
Ostmitteldeutsch	13	24	0
Westmitteldeutsch	117	117	2
Insgesamt:	256	196	38

Tabelle 53: Kliserichtung von *ne* in den Dialekten

Die Daten der synchronen Dialekte unterscheiden sich signifikant voneinander ( $\chi^2 = 83.798$ ,  $df = 6$ ,  $p = 5.857e^{-16}$ ), sodass abermals die Suche nach den Auslösern, also den abweichenden Dialektpaaren, beginnt. Tabelle 54<sup>40</sup> zeigt die Ergebnisse für die Dialekte:

	Oobd. vs. Wobd.	Oobd. vs. Omd.	Oobd. vs. Wmd.
$\chi^2$	9.2166	25.653	58.291
df	2	2	2
p-Wert	0.009969	2.688e <sup>-6</sup>	2.199e <sup>-13</sup>
	Wobd. vs. Omd.	Wobd. vs. Wmd.	Omd. vs. Wmd.
$\chi^2$	–	6.176	3.1619
df	2	2	2
p-Wert	0.002581	0.04559 bzw. 0.05313	0.2058

Tabelle 54: Statistische Überprüfung der Kliserichtung in den Dialekten

<sup>40</sup>Für das Dialektpaar Westoberdeutsch – Ostmitteldeutsch konnte der  $\chi^2$ -Test nicht angewendet werden. Die Funktion *chisq.test()* arbeitet nicht mit Variablen, für die ausschließlich der Wert 0 (und damit auch die erwartete Häufigkeit) beobachtet wurde. Deswegen liegt nur das Ergebnis des Fisher-Tests vor, der keinen Wert für  $\chi^2$  ausgibt.

Wie wir sehen, verhalten sich die mitteldeutschen Dialekte ähnlich; es liegt kein signifikanter Unterschied zwischen Ost- und Westmitteldeutsch vor. Anders verhält es sich im Oberdeutschen: West- und ostoberdeutsche Regionen weichen sowohl voneinander als auch von ihren nördlichen Nachbarn ab. Einzige Ausnahme: Für das Dialektpaar Westoberdeutsch und Westmitteldeutsch zeigt der  $\chi^2$ -Test zwar einen signifikanten Unterschied an, doch wird dieser vom exakteren Fisher-Test verneint, sodass ich letztlich eine statistisch relevante Abweichung vorsorglich ablehne. In welcher Gestalt liegen die Differenzen hier vor? Die oberdeutschen Dialekte zeigen eine starke Präferenz für proklitische Formen, wobei das Westoberdeutsch wenige Getrennt-, aber keine enklitischen Schreibungen zeigt. Das Ostoberdeutsche zeigt zusätzlich zahlreiche Belege für Enklise und Getrenntschreibungen, diese kommen aber bedeutend seltener vor als die präferierte Proklise. Interessant ist auch, dass sich Ostmittel- und Westoberdeutsch wie Spiegelbilder verhalten: Beide zeigen keinerlei Anzeichen für Enklise, doch sind die Verhältnisse bezüglich Proklise und Getrenntschreibung exakt entgegengesetzt.

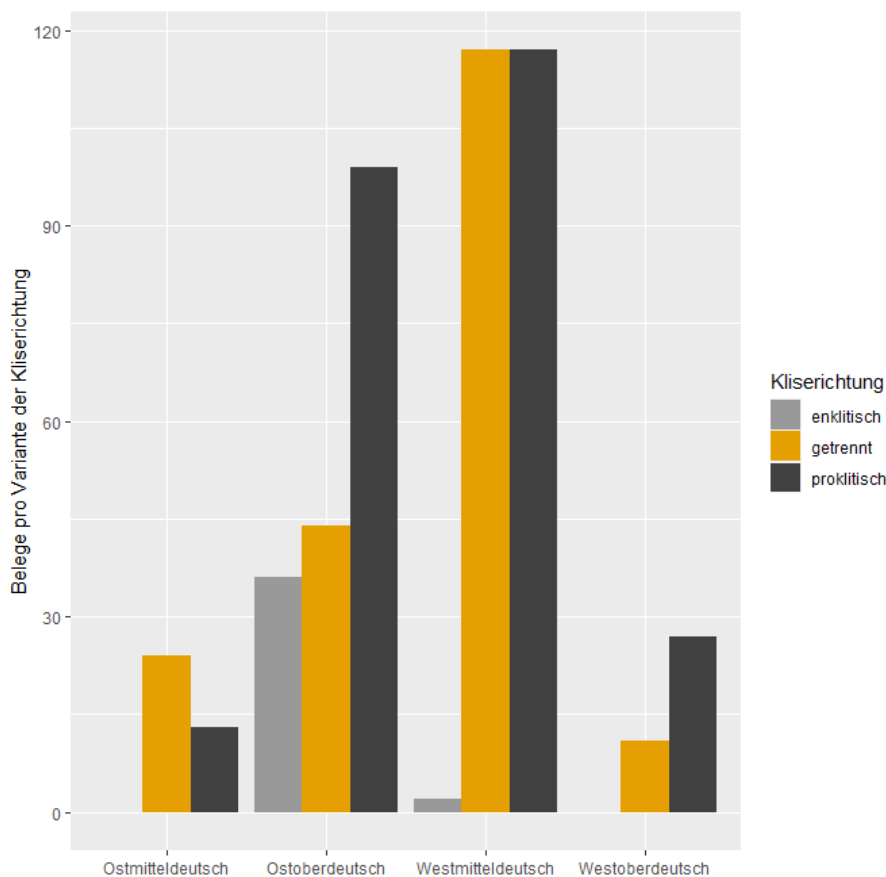


Abbildung 69: Variation der Kliserichtung in den Dialekten

Auch wenn sich die absoluten Zahlen hier sehr heterogen präsentieren, können wir die Entwicklung – und damit auch ihren Einfluss auf die phonologische Wandelhypothese – nur dann in ihrer Gänze nachvollziehen, wenn wir auch die Diachronie in den Dialekten

berücksichtigen. Aus diesem Grund habe ich die Belegzahlen ihren jeweiligen Zeitabschnitten, aus denen sie stammen, zugeordnet und in der nachfolgenden Tabelle 55 eingetragen.

	Ostoberdeutsch			Westoberdeutsch		
	Proklitisch	Getrennt	Enklitisch	Proklitisch	Getrennt	Enklitisch
1150–1200	72	29	28	3	3	0
1200–1250	10	6	7	16	4	0
1250–1300	11	3	1	2	1	0
1300–1350	6	6	0	6	3	0
Insgesamt:	99	44	36	27	11	0

	Ostmitteldeutsch			Westmitteldeutsch		
	Proklitisch	Getrennt	Enklitisch	Proklitisch	Getrennt	Enklitisch
1150–1200	0	0	0	5	6	0
1200–1250	0	0	0	31	7	0
1250–1300	7	9	0	34	35	1
1300–1350	6	15	0	47	69	1
Insgesamt:	13	24	0	117	117	2

Tabelle 55: Diachrone Entwicklung der Kliserichtung von *ne/en* in den Dialekten

Bei Betrachtung der Enklise im Ostoberdeutschen kommt der Verdacht auf, die Belege zwischen 1150 und 1200 stammen aus einem einzelnen Text sind dem Idiolekt respektive der Schriftart des jeweiligen Schreibers geschuldet. Diese Befürchtung kann aber widerlegt werden: Tatsächlich stammen die 28 Sätze mit Enklise aus insgesamt zwölf verschiedenen Texten, darunter die *Wiener Genesis* (138a) und die *Kaiserchronik* (138b):

- (138) a. *fine uerfuchtenez an fi niht mere*  
 sie=NEG versuchten=es ohne sie NEG mehr

M121V-G1 0a, 16768 (*Kaiserchronik A*, Handschrift V)

- b. *fone dunchet in niht gnuch . daz er selbe ift tot*  
 so=NEG dünkte ihn NEG genug dass er selbst ist tot

M088-N1 0a, 878–879 (*Wiener Genesis*)

Insgesamt zeigt sich in allen vier Dialekten die Tendenz, pro- und enklitische Schreibungen zugunsten der Getrenntschreibung aufzugeben, wobei die Enklise – zumindest in meinem ReM-Sample – nie eine ernsthafte Bedrohung der anderen beiden Stellungsvarianten gewesen ist. Sie ist (bis auf zwei Ausnahmen) ein rein ostoberdeutsches, hier sogar rein bairisches Phänomen: Vor dem 13. Jahrhundert tritt sie recht häufig und über alle Texte hinweg auf, allerdings stürzt ihre Frequenz mit Beginn des nächsten Jahrhunderts und dem klassischen Mittelhochdeutsch drastisch ab und ist ab 1300 vollkommen

verschwunden. Damit kann ich an dieser Stelle jeglicher Aussage, die Kliserichtung würde sich *ändern*, widersprechen. Was viel mehr den Tatsachen entspricht, ist, dass es im Frühmittelhochdeutschen eine Graphievariante der Enklise gibt, die jedoch nur in der ersten Hälfte des Mittelhochdeutschen auftritt und auf das Ostoberdeutsche beschränkt ist. Neben diesem Aspekt verhält sich das Ostoberdeutsche unauffällig: Die anfängliche Präferenz für die Proklise hält nicht allzu lange an und spätestens mit Übergang in Phase III tritt die Getrenntschreibung in den Vordergrund. Ganz im Gegensatz dazu steht das Westoberdeutsche, welches hier eine Sonderrolle einnimmt, indem die Proklise deutlich länger bewahrt wird.

Betrachtet man die Frequenzen im Mitteldeutschen, welches von der Nebensilbenabschwächung und verwandten Phänomenen erst deutlich später erfasst wird, muss man zwangsläufig feststellen, dass die Kliserichtung nicht (nur) von der Phonologie gesteuert wird. Ansonsten fände man hier zumindest wenige Belege für eine Enklise, die hier quasi überhaupt nicht auftritt. Aber auch der Fortschritt im Negationswandel respektive im *Jespersen-Zyklus* kann kein (alleiniges) Entscheidungskriterium sein, denn die mitteldeutschen Dialekte wechseln bedeutend schneller zur Getrenntschreibung als die oberdeutschen, insbesondere das Westoberdeutsche, welches bis zuletzt die Proklise als dominierendes Muster zeigt.

Wie meine Daten zeigen, muss die Kliserichtung respektive die Getrennt- oder Zusammenschreibung der Partikeln mit den vorangehenden oder nachfolgenden Wörtern einen anderen Grund, und zwar abseits von der Negation und der Nebensilbenabschwächung sowie Schwa-Tilung, haben. Meiner Ansicht nach kommen dafür zwei mögliche Auslöser in Betracht: (i) Wie die Forschung zeigt, entwickeln die Schreiber im Laufe der Jahrhunderte eine *modernere* Schreibung im Sinne einer wortgetreuen Getrenntschreibung; Nach Lablert (1993) soll dieser Prozess ab dem 12. Jahrhundert weitestgehend abgeschlossen sein, wobei Funktionswörter generell und im Speziellen Klitika wie *ne* nach Busch und Fleischer (2015) nochmal ein Sonderfall sind. Jedenfalls zeigen meine Daten zumindest, dass die Getrenntschreibung der Partikel *nicht* im 12. Jahrhundert abgeschlossen wurde. Der Dialekt, der diesem Ideal am nächsten kommt, scheint das Ostmitteldeutsche zu sein (6 Proklisen versus 15 Getrenntschreibungen). Allerdings vollziehen sich hier auch Wandelphänomene binnen kürzester Zeit, die anderswo Jahrhunderte in Anspruch nehmen, sodass dieses Szenario auch durch den *Jespersen-Zyklus* in Kombination mit Leveling entstanden sein könnte. (ii) Andererseits weisen viele Fälle von Enklise, die in meinem ReM-Sample aufgeführt sind, eine Gemeinsamkeit auf, die auch auf die bairischen Sätze in (138) zutreffen: In beiden Sätzen hängt *ne* sich enklitisch an eine *offene Silbe*. Ist es der fehlende Auslaut, der es *ne* hier erlaubt, die Richtung zu wechseln? Ein Blick in andere Dialekte, die genau über zwei Belege verfügen, zeigt einmal dieselbe phonologische Struktur (139), aber auch ein Gegenbeispiel (140b), zusammen mit einem bairischen (140a), ist zu finden.

- (139) *war vmme er dan nit M<sup>e</sup>en nam D<sup>s</sup> iare*  
warum er dann NEG mehr=NEG nahm der Jahre

M306-G1 0a, 2372–2373 (Die Erlösung, B1)

- (140) a. *erne wil dich nicht lazen*  
er=NEG will dich NEG (frei-/los-)lassen

M205P-N1 0a, 8969 (Rolandslied, Handschrift P)

- b. *Dat fī den munt nīden avīn dat fī nīt īnsprechīn*  
dass sie den Mund NEG=NEG haben dass sie NEG NEG=sprechen

M148-N1 0a, 25–26 (Kölner Morgensegen)

Da die Enklise nahezu vollständig im Bairischen zu finden ist, muss sich für die Überprüfung der Auslaut-Theorie fast ausschließlich auf ostoberdeutsche Daten gestützt werden. Dies ist das Thema des nachfolgenden Abschnitts 4.4.3, bevor zum Schluss noch der Blick auf etwaige Sonderfälle wandert.

Insgesamt zeigen die Daten aus dem ReM, dass es keinen Wechsel der Kliserichtung gab. Die Proklise (141a) ist in allen vier Regionen zu finden und stellt vor allem zu Beginn das frequenteste Muster dar. Jedoch zeigen drei der vier Regionen – Westmitteledeutsch ist hier die Ausnahme – im Laufe der Zeit einen zum Teil drastischen Abfall dieser Stellung. Stattdessen findet mehr und mehr die Getrenntschreibung (141b) Verwendung, die uns über den phonologischen Status von *ne* keine konkreten Informationen beschafft. Es kann sein, dass sich *ne* immer schwerer in den nachfolgenden Anlaut einfinden kann und von den Sprechern nicht mehr als dem Verb angehörig gesehen wird, weshalb sich die getrennte Schreibweise vor allem im Ostmitteleutschen schnell durchsetzt. Andererseits ändert sich im Hoch- und Spätmittelalter die Schreibung enorm: Die Literatur geht davon aus, dass die Schreiber ab dem 12. Jahrhundert eine konsequente Getrenntschreibung von Wörtern durchführen, sodass meine ReM-Daten auch durch paläographische Wandelntendenzen beeinflusst worden sind. Jedenfalls kann die Behauptung, die sich an der ein oder anderen Stelle finden lässt, die Kliserichtung würde sich vom Alt- zum Mittelhochdeutschen zugunsten der Enklise (141c) ändern, mit Sicherheit widerlegt werden. Ab dem 13. Jahrhundert findet man Belege hierfür so spärlich und ihr Auftreten scheint fast ausschließlich auf das Ostoberdeutsche beschränkt zu sein. Was sich bei der Enklise jedoch andeutet, ist, dass sie sich vor allem an kurze, einsilbige Wörter, die über eine ungefüllte Koda verfügen, anhängt. Betroffen sind vor allem Pronomen wie *du* oder *si* sowie *so*. Dies soll im nächsten Abschnitt vertieft diskutiert und anhand des ReM-Samples getestet werden.

- (141) a. *Ein reine wif enkan nýt baz Verdýuen boefer wive haz*  
 eine reine Frau NEG=kann NEG besser verdienen böser Frauen Hass  
 M357-G1 0a, 5409–5410 (Das Leben der Gräfin Yolanda von Vianden M)
- b. *vvan fie den gotif zorn . nivt ī vorhtin*  
 warum sie den Gottes Zorn NEG NEG fürchteten  
 M065-G1 62aa, 6–7 (Linzer Entechrist)
- c. *felbe fi sich wu<sup>o</sup>ften . wande fine getorften . def keiferef*  
 selbst sie sich (ver)wüsteten weil sie=NEG trauten des Kaisers  
*nicht irbeiten*  
 NEG trotzen  
 M205P-N1 0a, 277–279 (Rolandslied, Handschrift P)

#### 4.4.3 Einfluss des vorangehenden Auslauts und der Silbenstruktur auf die Negationspartikel

Der letzte Aspekt, den ich im Rahmen meiner phonologisch-graphematischen Analyse untersucht habe, betrifft die Wirkung des vorangehenden Wortes respektive dessen Silbenstruktur. Wie zum Schluss des vergangenen Abschnitts angeklungen ist, scheint sich die Enklise vor allem in Fällen mit einer offenen (oder nicht besetzten) Koda zuzutragen. Ferner wurde in der Literatur an so mancher Stelle vermutet, dass die Silbenstruktur, speziell die Anzahl an Silben, eine zentrale Rolle spielt. Hierzu Szczepaniak (2010: 330): „Interestingly, the preverbal negator also underwent enclisis in MHG. It attached mostly to monosyllabic, less stressed words such as pronouns, adverbs and conjunctions, for example *dune, jane, sone*, producing trochaic structures“. Zwar musste ich den Wechsel der Kliserichtung (von pro- zu enklitisch) schon verneinen – stattdessen beobachten wir einen Anstieg der Getrennschreibung –, es ist aber nichtsdestotrotz wichtig herauszufinden, wodurch die noch im Althochdeutschen unbekannte Enklise ausgelöst wird. Hierfür wurde bei jedem Beleg für die diskontinuierliche Negation angegeben, ob die Koda des vorangehenden Wortes besetzt oder frei ist. Zusätzlich wurde in den Fällen, die ein enklitisches *ne* besitzen, annotiert, wie viele Silben die phonologische Basis hat und um welches Lexem es sich handelt.

Zunächst betrachten wir aber die Wirkung des Auslauts auf die Wahl der Kliserichtung. Die dafür benötigten Werte sind in Tabelle 56 angegeben. Ausgeschlossen wurden erneut die beiden Sonderfälle (Distanzstellung und Zusammenschreibung mit dem Folgekonsonanten) sowie die Komplexschreibungen, sodass statt 501 nur noch 490 Belegsätze vorliegen.

	Proklitisch	Getrennt	Enklitisch	Gesamt
offene Koda	65	48	28	141
geschlossene Koda	168	123	10	301
keine Koda	23	25	0	48
Insgesamt:	256	196	38	490

Tabelle 56: Verteilung der Klisetypen auf die (Nicht-)Füllung der Koda

Dabei können wir für die Verteilung auch einen statistisch nachweisbaren Unterschied beobachten: Nach Durchführung sowohl von  $\chi^2$ - als auch Fisher-Test ergibt sich ein p-Wert deutlich unter dem Signifikanzniveau von 95%:  $\chi^2 = 37.043$ ,  $df = 4$ ,  $p < 1.765e^{-7}$ . Der systematische Unterschied zwischen den drei verschiedenen Füllungen der Koda wird durch Abbildung 70 verdeutlicht: Gold hervorgehoben erscheint die Enklise, die vor allem bei einer offenen Schlussilbe vermutet wird.

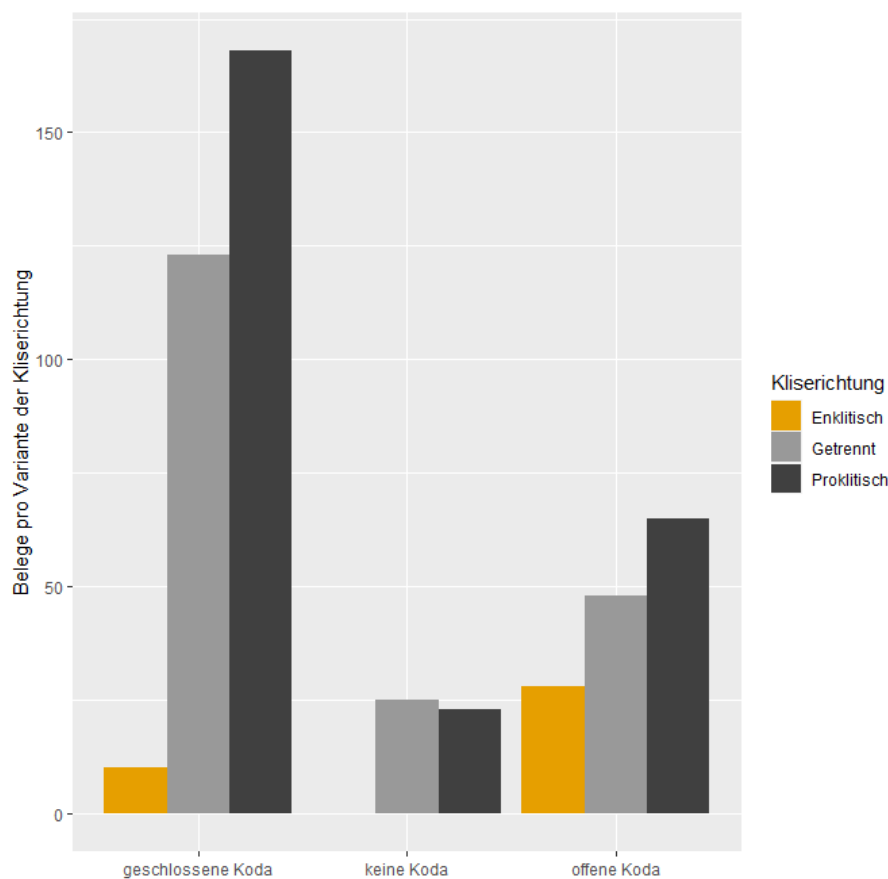


Abbildung 70: Kliserichtung in Abhängigkeit der vorangehenden Koda

Lässt man die generellen Frequenzschwankungen zwischen den drei Varianten außen vor (geschlossene Kodas sind deutlich häufiger als fehlende oder offene), sieht man eine deutlich andere Verteilung der drei Kliserichtungen. Es versteht sich von selbst, dass die Enklise bei einer fehlenden Koda nicht auftreten kann; existiert kein links-adjazentes Element (wie das Subjekt oder ein Topik im Verbzweitsatz), kann *ne* sich auch nicht in seine



prosodische Struktur einbetten. Die Enklise scheint tatsächlich deutlich häufiger bei offenen Silben (142a) im vorangehenden Wort aufzutauchen, während geschlossene Auslaute (142b) ihre Frequenz verringern. Die restlichen beiden Varianten, Proklise und Getrenntschreibung, treten bei allen drei Silbenmustern (142c–f) häufig, doch stets in leicht unterschiedlichen Mehrheiten auf. Um einen Einfluss des fehlenden SpecC-Elements auf die Signifikanz auszuschließen, werden die Werte der anderen beiden Strukturen (offener versus geschlossener Auslaut) ebenfalls gegeneinander getestet:  $\chi^2 = 28.724$ ,  $df = 2$ ,  $p = 5.788e^{-7}$ . Somit unterscheidet sich die Klitisierung auch ohne die Verberstsätze zu berücksichtigen.

- (142) a. *dune chumest her wider niht mere*  
 du=NEG kommst her wieder NEG mehr  
 M121y1-N 0a, 6879 (Kaiserchronik A, Vorauer Handschrift)
- b. *erne spulget nit ze fliehen*  
 er=NEG pflegt NEG zu fliehen  
 M205P-N1 0a, 7314 (Rolandslied, Handschrift P)
- c. *du nefolt dih niht schenden . noh dín edel kunne*  
 du NEG=sollst dich NEG schänden noch deine edele Herkunft  
 M121y1-N 0a, 1499–1500 (Kaiserchronik A, Vorauer Handschrift)
- d. *enlît nît an deme enphengnisse der erbe funde*  
 NEG)liegt NEG an dem Empfängnis der Erbe Sünde  
 M407y-N0 22va, 11–12 (Heiligenleben, Hermann von Fritzlar)
- e. *Di in hadden in irme lebene . Nit gelebet so eweliche*  
 die NEG hatten in ihrem Leben NEG gelebt so ehelich  
 M232-G1 0a, 224–225 (Niederrheinischer Tundalus)
- f. *ne mach ih dih nit gefunt unt hailen . haiz mih ha en*  
 NEG mache ich dich NEG gesund und heil heiße mich hängen  
*oder stainen*  
 oder steinigen  
 M121y2-N 0a, 7826–7827 (Kaiserchronik A, Vorauer Handschrift)

Ein Blick in die Diachronie – die Datensätze sind in Tabelle 57 angegeben – zeigt jedoch, dass der möglicherweise stützende Effekt der offenen Endsilbe nicht ausreicht, um den temporären Status der Enklise aufrechtzuerhalten. Wie schon in 4.4.2 gesehen, sind 28 von 38 Belegen während der ersten 50 Jahre entstanden. In allen drei Varianten

entwickelt sich die Getrenntschreibung zum dominierenden Schreibmuster, während die Enklise komplett verschwindet und die Proklise (im Verhältnis zur Getrenntschreibung) ebenfalls immer seltener wird.

	offene Koda			geschlossene Koda		
	Proklitisch	Enklitisch	Getrennt	Proklitisch	Enklitisch	Getrennt
1150–1200	24	21	6	52	7	28
1200–1250	15	5	4	38	2	12
1250–1300	8	1	12	38	1	29
1300–1350	18	1	26	40	0	54
Insgesamt:	65	28	48	168	10	123
	keine Koda					
	Proklitisch	Enklitisch	Getrennt			
1150–1200	4	0	4			
1200–1250	4	0	1			
1250–1300	8	0	7			
1300–1350	7	0	13			
Insgesamt:	23	0	25			

Tabelle 57: Diachrone Entwicklung der Kliserichtung in Abhängigkeit des vorangehenden Auslauts

Aufgrund des großen Mangels an Belegen für enklitisches *ne* außerhalb des Ostoberdeutschen ist es mir nicht möglich, einen Blick auf die Entwicklung in den vier Dialekregionen zu werfen. Mit dem generellen Wissen über die Kliserichtung in den Dialekten (4.4.2) vermute ich jedoch, dass die Lage ähnlich aussehen wird: Zu Beginn treten vereinzelt Enklisen, vor allem bei offener Silbe links von der Partikel, auf, werden dann aber zugunsten der Getrenntschreibung verdrängt. Da die Enklise ohnehin nie ein wirklich frequentes oder gar stabiles Phänomen im Mittelhochdeutschen zu sein scheint, stellt sich die Frage, ob in einer Folgeuntersuchung genauer auf dieses Problem eingegangen werden soll.

Dafür können wir nun noch betrachten, inwiefern sich die Behauptung von Szczepaniak (2010: 330), enklitisches *ne* trete vor allem bei einsilbigen und eher schwach betonten Elementen wie Pronomen auf, untermauern oder aber widerlegen lässt. Abbildung 71 zeigt an, welche Lexeme *ne* bei der Enklise als phonologische Basis dienen:

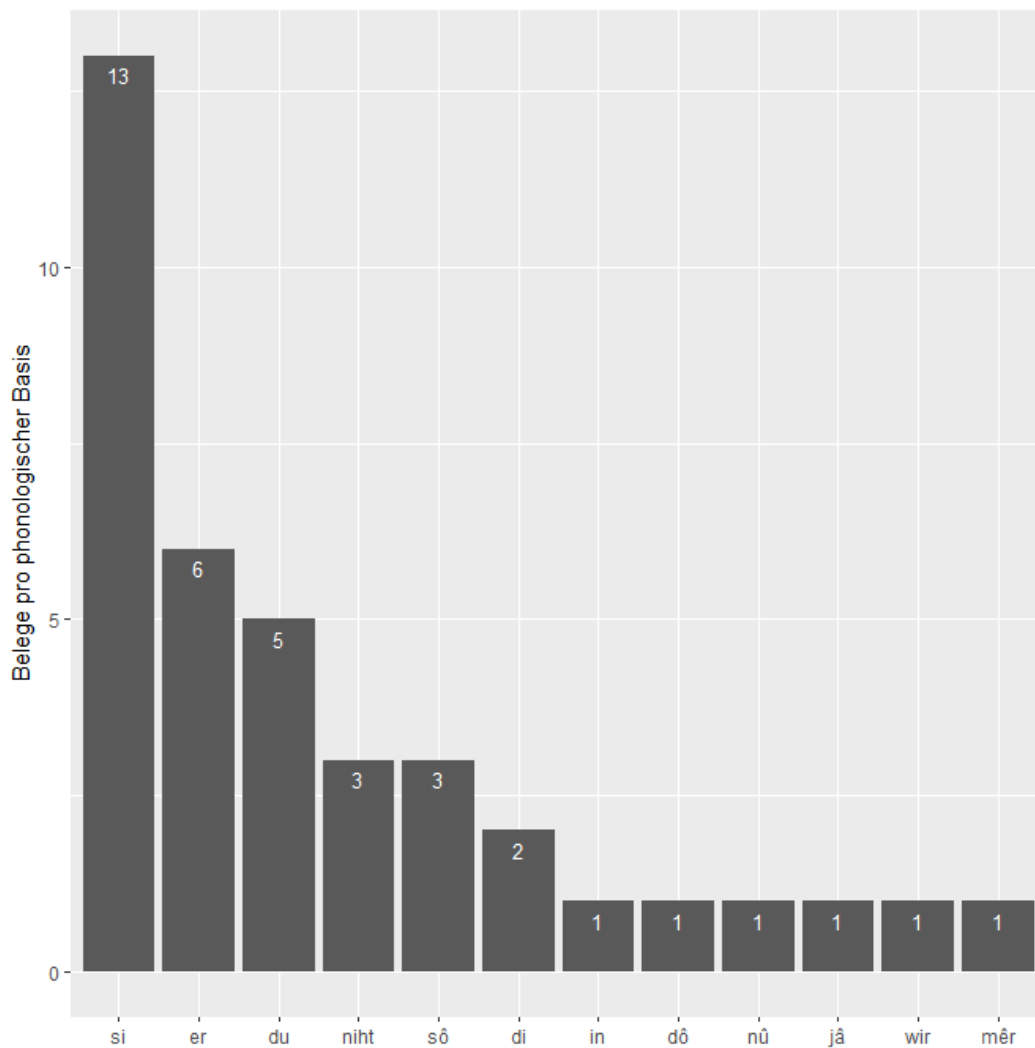


Abbildung 71: Typen und Belege der phonologischen Basis bei der Enklise

Tatsächlich finden sich unter den 38 Fällen der enklitischen Negationspartikel ausschließlich Lexeme, die über eine einzelne Silbe verfügen – mir ist es mit dem ReM nicht gelungen, einen Gegenbeleg für Szczepaniaks (2010) Vermutung zu finden. Mit deutlichem Abstand am häufigsten finden sich, wie ebenfalls von Szczepaniak konstatiert, Pronomen als Host für *ne*, darunter *si* (143a), *er* (143b) und *du* (143c). Daneben finden sich einzelne Belege für Partikeln wie das postverbale Negationselement *niht* (144a) und die Modalpartikel *ia* (144b) sowie Adverbien verschiedenster Semantiken (145).

- (143) a. *fine wol==ten ain ander nicht gefwiche*  
 sie=NEG wollten einander NEG entweichen

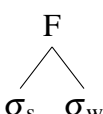
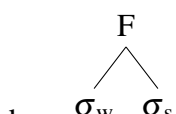
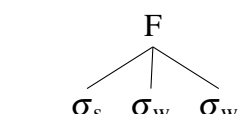
M205P-N1 0a, 3450 (Rolandslied, Handschrift P)

- b. *erne lat die gruntveste . niht ual=len noh wichen*  
 er=NEG lässt die Grundfeste NEG fallen noch weichen

M241y-N1 0a, 4183–4184 (Driu liet von der maget D, Priester Wernher)

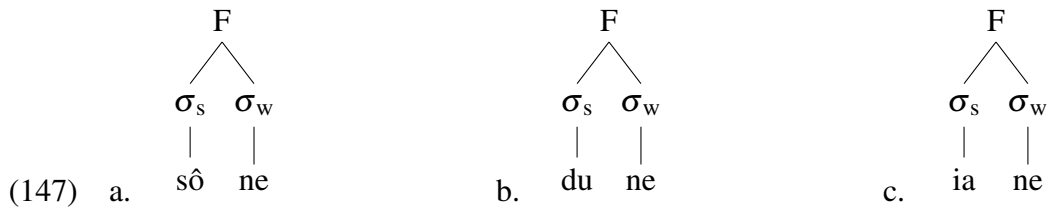
- c. *Do sprâchen fîe . Dvne bîft noch nîht fîvnzîk iar alt*  
 da sprachen sie du=NEG bist noch NEG fünfzig Jahre alt  
 M329-G1 25va, 20–21 (Millstätter Predigtsammlung)
- (144) a. *deiz unf nah unferen guirhten nihne werde uergolten*  
 dass=es uns nach unseren Taten NEG=NEG werde vergolten  
 M110-N1 12a, 10 (Daz himelrîche)
- b. *iane wellent des niht geruchen*  
 PTK=NEG wollen dessen NEG berücksichtigen  
 M241-G1 0a, 744 (Driu liet von der maget D, Priester Wernher)
- (145) a. *nune wil ich nicht fliehen*  
 nun=NEG will ich NEG fliehen  
 M205P-N1 0a, 5449 (Rolandslied , Handschrift P)
- b. *fone mach d<sup>s</sup> mensch . nîht genesîn*  
 so=NEG kann der Mensch NEG genesen  
 M302-G1 2va, 21–22 (Bartholomäus M1)

Wie ist es nun zu erklären, dass die präverbale Negationpartikel enklitisch ausschließlich zusammen mit einsilbigen und meist auslautlosen Wörtern auftritt? Hierfür müssen wir uns in Erinnerung rufen, dass sich *ne* aus der phonologisch abgeschwächten germanischen Form *\*ni* entwickelt hat. Zusätzlich festigt sich im Mittelhochdeutschen der Trochäus (x̄x) als Intonationsmuster, der aus einer strengen Abfolge einer betonten und einer unbetonten Silbe besteht. In (92; wiederholt als 146) sind drei Silbenstrukturbäume angegeben. (146a) ist dabei der Trochäus, der seit dem Mittelhochdeutschen präferiert und angestrebt wird. Tritt *ne* als Klitikum nun proklitisch (zum Beispiel in Verberstsätzen) zu einem betonten einsilbigen Verb hinzu, ergibt sich jedoch der Jambus (x̄x̄) (146b); bei einem zweisilbigen Verb ergäbe sich sogar eine noch dispräferierte Prosodie, nämlich der Daktylus (146c).

- (146) a.  b.  c. 

Da in den meisten Fällen entweder das Subjekt, häufig durch einsilbige Pronomen wie *si* oder *du* vertreten, oder aber ein anderweitiges Topik oder eine Adverbiale wie *sô* oder

*nû* im Vorfeld (oder der SpecC-Position in der *Generativen Grammatik*) befindet, kann sich *ne* in dieser Position ohne Probleme in die prosodische Struktur einfügen, ohne die Metrik des Satzes zu gefährden, wie (147) zeigt:



Untermauern lässt sich die prosodische Begründung mit einem Blick auf die Verbstellung, die bei der Enklise auftritt. Die Daten hierfür sind in Tabelle 58 präsentiert:

Verberst	Verbzweit	Verbspäter	Verbletzt
0	34	3	1

Tabelle 58: Stellung des Verbs bei der Enklise

„Thus, the prototypical phonological word in German starts with a stressed vowel, contains only one phonological foot with an unstressed reduced vowel, and is disyllabic“ (Szczepaniak 2010: 329). Exakt diese prototypische Struktur wird bei der Enklise durch die Verbzweitstellung erreicht: *ne* kann sich in das vorangehende, topikalisierte Element im Vorfeld klitisieren und – sofern dieses ein einsilbiges Wort ist – ein zweisilbiges, dem Trochäus entsprechendes phonologisches Wort entsteht. Die Verberststellung ist, wie schon in 4.3.1 behandelt, deshalb unbeliebt, da sich hier kein linksadjazentes Verb befindet und das Verb damit dem Trochäus beraubt wird (148a) oder ein gar noch schlechteres Metrum erzwungen wird (148b).



In den Verbletztsätzen besteht ein ähnliches Problem: *ne* muss sich entweder in die phonologische Struktur des Verbs eingliedern und wieder einen Jambus oder gar Daktylus erzeugen oder sich an die postverbale Partikel *niht* anhängen. Daher treten enklitische Schreibungen beinahe ausschließlich in Verbzweitsätzen auf; dort herrschen optimale Bedingungen für *ne*, um wenigstens bis ins Spätmittelhochdeutsche überleben zu können. Jedoch ist *ne* trotz prosodisch passender Position weiter in Gefahr: Als Nebensilbe werden vor allem Funktions- und Hilfsörter, unter die auch die Negationspartikeln fallen, von

der Schwa-Tilgung betroffen. Ferner berichten Dahl (1979) und Szczepaniak (2010), dass einige der von *ne* präferierten Basen aus typologischer Sicht für diese Aufgabe schlicht ungeeignet sind: „Also, the morphological fact that in such cases the negator *ne* was attached as an enclitic to diverse word classes may have been responsible for its successive loss. Conjunctions or personal pronouns are not ‚ideal‘ hosts for clitic or inflectional sentence negation“ (Szczepaniak 2010: 330–331).

So oder so, auf lange Sicht konnte die präverbale Partikel im Deutschen (und dem gesamten Westgermanischen) nicht überleben. Mehrere phonologische und prosodische Prozesse erschwerten es *ne* immer stärker, einen geeigneten Host zu finden, in dessen prosodische Struktur es sich einfügen kann. Die wenigen enklitischen Belege, die ich im Rahmen meiner ReM-Studie gefunden habe, zeigen eindeutig, dass es nie einen Richtungswechsel gab. Was wir aber beobachten konnten, ist eine immer stärker werdende Getrenntschreibung. Die Enklise ist wohl auf einzelne prosodische Kontexte zurückzuführen, in denen es für *ne* bedeutend einfacher war, sich in den Auslaut des vorangehenden statt an den Auslaut des nachfolgenden Wortes anzuhängen. Dies ist fast ausschließlich in Verbzweitsätzen der Fall, da das Vorfeld beziehungsweise die Spezifikatorposition der CP hier meist durch Pronomen oder Adverbien besetzt ist, die einsilbig sind und mit *ne* zusammen den Trochäus, jenes Betonungsmuster, das sich im Laufe des Mittelhochdeutschen zum Standard entwickelt, bilden. Dabei zeigte sich, dass die links-adjazenten Elemente ausschließlich einsilbig sind und meist keinen Auslaut haben, wobei vor allem ersteres hier die wichtige Komponente darstellt. Dennoch konnte auch die perfekte trochäische Konstruktion den Untergang der diskontinuierlichen Negation nicht aufhalten; die immer stärker werdende Nebensilbenabschwächung, gefolgt von der Schwa-Tilgung sorgte für das Aussterben von *ne*, wobei es auch noch anzumerken gilt, dass eben jene Elemente, die *ne* vor allem enklitisch stützen, aus typologischer Sicht ungeeignet sind (Dahl 1979, Szczepaniak 2010).

#### **4.4.4 Resümee: Phonologische Einflüsse auf den Jespersen-Zyklus**

Neben der morphosyntaktischen Analyse habe ich eine auf 501 Sätzen mit der diskontinuierlichen Negation basierte phonologisch-graphematische Analyse durchgeführt, in welcher ich (i) die Schreibung der Partikel, (ii) die Entwicklung der Kliserichtung und (iii) den Auslaut und die Silbenstruktur des vorangehenden Elements untersucht habe. Die Graphie der Partikel entwickelte sich (ausgehend vom Althochdeutschen) in beiden Großregionen (Ober- und Mitteldeutsch) höchst unterschiedlich: Während im Süden zuerst die Nebensilbenabschwächung griff und ahd. *ni* zu *ne* reduzierte, finden wir im Norden noch lange Zeit den Vollvokal <i>, dafür aber die nach Szczepaniak (2010) besonders reduktionsbetonte Variante *in*. Zum Ende des Mittelhochdeutschen hin finden wir aber auch die jeweils andere Form der Schwächung (*en* statt *ne* im Ober- und <e> anstelle von <i> im Mitteldeutschen), wobei sich die Entwicklungen im Mitteldeutschen (aufgrund der

noch nicht abgeschlossenen Nebensilbenabschwächung) deutlich länger hinziehen und bis 1350 noch nicht vollendet sind. Die Unterschiede zwischen Nord und Süd haben dabei auch statistische Bedeutung, wie die Anwendung des  $\chi^2$ -Tests offenbart. In (149a) finden wir einen späten oberdeutschen Beleg für die volle Abfolge, aber mit schwachem Vokal (<e>), und (149b) zeigt die schwache Form mit vollem Vokal (<i>); beide Belege stammen aus dem letzten Drittel der mittelhochdeutschen Periode.

- (149) a. *Nehelphē daz niht . So mvl lapativm . daz ift chlette . vñ mache*  
 NEG=hilft das nicht so knülle Hufblattich das ist Klette und mache  
*drvz eínē chloz*  
 darauf einen Kloß

M302-G1 10rb, 11–13 (Bartholomäus M1); Ostoberdeutsch (1250–1300)

- b. *die in fullē nit ge corn w<sup>s</sup>den na irme ordine danne*  
 die NEG sollen NEG auserkoren werden nach ihrem Orden sondern  
*na wirdekeide irs*  
 nach Würdigkeit ihrer

M324-G1 6va, 10–11 (Oxforder Benediktinerregel); Westoberdeutsch (1300–1350)

Die Kliserichtung verändert sich, anders als bisweilen behauptet, während des Mittelhochdeutschen nicht. Wir finden enklitische Belege (150a), die während dem Althochdeutschen nicht auftraten, beinahe ausschließlich in der Zeit um 1150–1200, danach tritt enklitisches *ne* nur noch vereinzelt und ab 1300 faktisch gar nicht mehr auf. Ferner stammen 36 von 38 Belegen aus dem Bairischen, sodass es sich zu keiner Zeit um ein wirklich produktives Muster handelte. Wie weitergehende phonologisch-graphematische Analysen gezeigt haben, hat die Silbenstruktur erheblichen Einfluss auf die Enklise: Ausnahmslos alle Sätze, die *ne* als enklitisches Element beinhalten, haben links von der Partikel ein einsilbiges Element, das entweder eine Partikel, ein Pronomen oder aber ein Adverb ist. Szczepaniak (2010: 330–331) berichtet zwar, dass auch Konjunktion wie *unde* infrage kämen, doch ist mir kein Nachweis hierfür gelungen. Zusammen mit der meist fehlenden Koda ist die Erklärung in der Prosodie zu finden: *ne* besitzt ein Schwa als Vokal, dessen Hauptcharakteristikum die Nichtbetonbarkeit ist. Durch den Trochäus, der sich zu dieser Zeit als Intonationsmuster etabliert, kann *ne* nur in den Fällen länger bestehen bleiben, in denen es dieses Metrum (́x) nicht gefährdet; ein solches Muster ist die Verbzweitstellung, sofern das Vorfeld respektive SpecC durch ein einsilbiges Pronomen, eine (Modal-)Partikel oder ein Adverb gefüllt ist. Die anderen beiden Klisetypen, Proklise (150b) und Getrenntschreibung (150c), treten deutlich häufiger auf, wobei die Proklise in den Jahren zwischen 1150 und 1300 der dominierende Typ ist. Dabei sind die Schreibungsvarianten auch nicht durch Texteinfluss herzuleiten, da wir (wie in 150) teilweise alle drei Typen in einem Text

nachweisen können. Hier aufgeführt sind Belege aus dem *Leben Jesu* (1150–1200), ein Textzeugnis aus dem bairischen Sprachraum.

- (150) a. *dune chufte mir niht minen munt*  
du=NEG küsstest mir NEG meinen Mund

M024-N1 0a, 900 (*Leben Jesu*, Dichtungen der Frau Ava)

- b. *darnach nefehet ir min niht*  
danach NEG=seht ihr meiner NEG

M024-N1 0a, 1294 (*Leben Jesu*, Dichtungen der Frau Ava)

- c. *fi ne wessen aue niht uon wem er ha=bet daz liht*  
sie NEG wüssten aber NEG von wem er hat das Licht

M024-N1 0a, 1037–1038 (*Leben Jesu*, Dichtungen der Frau Ava)

Im letzten Abschnitt (1300–1350) übernimmt diese Position die Getrenntschreibung. Hierfür sehe ich zwei Auslöser: Einerseits werden die prosodischen und phonologischen Bedingungen immer feindlicher für die unbetonte Partikel, sodass sie von den Sprechern nicht mehr als dem Verb zugehörig empfunden und von den Schriftgelehrten als eigenständiges Element zu Papier gebracht werden. Andererseits sind Gründe in der Schrift selbst zu suchen: Studien aus der Paläographie, insbesondere Labs-Ehlert (1993) und Busch/Fleischer (2015), zeigen, dass eine systematische Trennung von Wörtern im Früh- und Hochmittelalter noch nicht stattgefunden hat. Daher werden nicht nur Partikeln mit Verben oder Substantiven, sondern sogar Artikel und Substantive mit einer gemeinsamen graphematischen Struktur wiedergegeben. Ferner haben wir es mit Überlieferungen aus dem Mittelalter zu tun, das bedeutet, die einzelnen Texte sind hunderte von Jahren alt. Der Textträger hat in dieser Zeit enorm gelitten und eine einheitliche Schreibung existierte zu Zeiten Walthers von der Vogelweide nicht mal im Ansatz. Anhand des Beispiels des *Zweiten Merseburger Zauberspruchs* (um/vor 750) konnte ich zeigen, dass die Spatiensetzung stark variiert und manchmal schlicht nicht mit Sicherheit beurteilt werden kann. Daher ist es auch möglich, dass im ReM falsche beziehungsweise nicht dem Original entsprechende Transkriptionen sind. Da ich mir im Rahmen der Pilotstudie nur die links-adjazenten Elemente von enklitischem *ne* genauer angesehen habe, bräuchte es in einer weiteren Erhebung der präverbalen Partikel auch Annotationen für andere Klisetypen. Nur so können wir endgültig beurteilen, ob die Silbenanzahl der phonologischen Basis tatsächlich die Wahl der Negation steuert oder es sich dabei nur um die letzte Bastion für *ne ... niht* handelt, also einen konservierenden Aspekt darstellt.

Jedenfalls hat es sich erneut als kostbare Methodik erwiesen, die historischen Varietäten in die Untersuchung miteinzubeziehen. Anders wäre beispielsweise verborgen geblieben, dass die Reihenfolge der Schwächung von *ne* im Ober- und Mitteldeutschen anders ver-



läuft oder das frühe Bairische einen Hotspot für die Enklise darstellt. Es gilt also, die historische Dialektologie in der diachronen Sprachwissenschaft zu fördern und nicht von einem einheitlichen Mittelhochdeutsch auszugehen, da sich viele Wandelprozesse mit einer bloßen diachronen Sichtweise nicht in ihrer Gänze erfassen lassen.

#### 4.5 Vorstellung und Diskussion einiger Sonderfälle

Zum Abschluss dieser Arbeit möchte ich auf einige Sonderfälle eingehen. Da diese Belege in vielfältiger Weise vom *Ideal* abweichen und nicht immer mit intralinguistischen Prinzipien erklärbar sind, wird es keine exhaustive Analyse für sie geben. Stattdessen liegt mein Hauptaugenmerk darauf, zukünftige Studien anzuregen und zu zeigen, dass in Sachen Negation und historischer Graphematik das letzte Wort noch lange nicht gesprochen wurde. Beginnen wir mit einer sonderbaren Konstruktion, die aus mehr als zwei Negationspartikeln besteht:

- (151) a. *Parzifal sprach here gvot **Inenhan** ze toedende uch nvt*  
 Parzival sprach Herr gut ich=NEG=NEG=habe zu töten euch nicht  
*mvot*  
 Mut

M333-G1 0a, 17314–17315 (Rappoltsteiner Parzifal)

- b. *daz im sine viende nicht **enschadin enturrin***  
 dass ihm seine Feinde NEG NEG=schaden NEG=wagten

MG408-G1 109ra, 22 (Jenaer Martyrologium)

- c. ***dern nist ouch sin chint niht***  
 der=NEG NEG=ist auch sein Kind NEG

M160R-N1 13aa, 23 (Rothsche Predigtsammlung)

- d. ***ern nehei=zit niman vvachin***  
 er=NEG NEG=befiehlt niemand aufwachen

M065-G1 42aa, 13 (Linzer Entechrist)

Insgesamt neun Belege dieser Art konnte ich während meiner Korpusuntersuchung auffindig machen. Hier liegen in einem Satz drei Negationspartikeln vor, wobei zwei auf das präverbale *ne* und eine auf *niht* entfallen. Die Struktur der Sätze ist dabei auf zwei Typen reduzierbar: (i) Wir finden beide präverbale Partikeln zwischen Topik und finitem Verb (151a,c,d) oder aber (ii) sowohl das finite Verb als auch das Partizip respektive der Infinitiv weisen *ne* auf (151b). Wodurch wird hier eine Duplikation von *ne* ausgelöst und wie ist dies aus generativer Sicht zu erklären? Haben Befürworter einer Split-NegP-

Hypothese letztendlich doch recht und das Deutsche verfügt, wie beispielsweise Weiß (1998) für das Bairische postuliert hat, über mehr als eine Negationsphrase? Diese Option halte ich für ausgeschlossen, denn dann müssten wir auch in allen anderen Sätzen eine zweite NegP haben, die in 99% aller Fälle eine nicht-gefüllte Kopfposition hat. Vielmehr scheint es sich hier um zwei separate Phänomene zu handeln. Typus (i), in dem sowohl das Verb als auch das Topik in SpecC *ne* aufweisen, geht meiner Ansicht nach darauf zurück, dass der Schreiber ein (Mittelhoch-)Deutsch zur Muttersprache hatte, in der die präverbale Partikel bereits fakultativ geworden ist (analog zu Phase IV bei Donhauser 1996). Da die Schriftsprache konservativer als das gesprochene Wort ist, kommt *ne* hier zum Einsatz. Doch der Sprecher ist sich nicht sicher, zu welchem Element die Partikel gehört, sodass er sie kurzerhand an beide Elemente, sowohl pro- als auch enklitisch, anhängt. Ferner ermöglicht der auf einen Nasal endende Auslaut einen flüssigeren Übergang zu dem ebenfalls mit einem Nasal anlautenden Verb. Typus (ii), bei dem das finite wie auch das infinite Verb negiert ist, halte ich für die Schreibumstände beeinflusst. Der Beleg in (151b) stammt aus dem Jenaer Martyrologium, einem Verzeichnis von Märtyrern und ihrem Leben. Wir haben es hier also mit einer Hagiographie zu tun, in der ein Held glorifiziert dargestellt werden soll. Wie dem Beleg zu entnehmen ist, findet in diesem Satz kein Zeilen-/Versumbruch statt, sodass mit dem zweiten *ne* die Negation nicht einfach nur wiederaufgenommen wird. Vielmehr deutet die Textsorte darauf hin, dass wir hier eine bildlichen Verstärkung der Negation beobachten können: *nicht enschadin enturrin* (,nicht zu schaden wagten‘) soll wohl verdeutlichen, dass der Märtyrer in diesem Moment unantastbar gewesen ist und selbst bei seinen Feinden großen Respekt und Ehrfurcht auslöste. Ohne eine weitere Untersuchung des *Jenaer Martyrologiums* kann ich mir diesen Beleg nicht anders erklären.

Jedoch ist es tatsächlich möglich, im ReM gezielt nach derartigen Sätzen zu suchen und mehr über Sätze mit drei Negationspartikeln in Erfahrung zu bringen. Da allerdings auch hierfür *bound\_sent* benötigt wird, müssen wir abermals mit Platzhaltern oder ODER-Abfragen arbeiten. Ersteres erweist sich als schwieriges Unterfangen, da wir so vor allem Sätze mit *noh* aufspüren. Daher sehe ich keine andere Möglichkeit als alle Teilkorpora einzeln mit einer Abfrage wie der untenstehenden zu durchsuchen, da ODER-Abfragen zu rechenintensiv sind, um 45 Teilkorpora gleichzeitig abzufragen.

```
(lemma =/ne/ . lemma =/ne/ )
| (lemma =/ne/ . lemma != "noh" . lemma=/ne/)
| (lemma =/ne/ . lemma != "noh" . lemma != "noh" . lemma =/ne/)
| (lemma =/ne/ . lemma != "noh" . lemma != "noh" . lemma != "noh" .
lemma=/ne/)
```

Kurz gesagt suchen wird hier nach zwei Fällen von *ne*, zwischen denen kein *noh* stehen darf. In dieser Gestalt haben wir eine Kontextgröße von vier Tokens, die aber beliebig

erhöht werden kann. Mithilfe dieses ANNIS-Befehls lassen sich etliche weitere Belege aufspüren, von denen einige sogar ohne postverbale Partikel auftreten:

- (152) *uuio fcol ih anderen geben t'oft irftenef . ube ih*  
wie soll ich anderen geben Trost Auferstehens.GEN wenn ich  
*fane nirften*  
sogleich=NEG NEG=auferstehe

M242Y-N0 49va, 2–4 (Wiener Notker)

Zumindest Sätze nach dem ersten Muster scheinen hin und wieder aufzutauchen, sodass es hier möglich wäre, genauer auf deren Struktur einzugehen und meine Hypothese von der Unsicherheit bei der Schreibung weiterzuverfolgen. Dabei muss auch berücksichtigt werden, dass *ne* einem *lexical split* unterliegt und an der ein oder anderen Stelle auch ein Exzeptivsatz mit zusätzlicher Negationspartikel vorliegen könnte. Bereits Jäger (2008: 128) ist bei ihrer händischen Suche auf einen Beleg gestoßen, in dem sich zwei präverbale Negationspartikel befinden, wie (153) zeigt:

- (153) *Enwollent irs aber nicht enthun, so muß ich ...*  
NEG=wollt ihr=es aber NEG NEG=tun so muss ich

Prosalanceot 50, 252

Da sie nur einen einzigen Beleg für die Duplikation der präverbalen Partikel in ihrem Sample findet, geht sie von einem Fehler aus: „To all likelyhood, the doubling of *ne* in this case is a mistake. At any rate there is no further example of this kind in my corpus“ (Jäger 2008: 128). Mithilfe des ReMs lassen sich deutlich mehr derartige Sätze finden, die noch dazu text- und schreiberübergreifend auftauchen. Handelt es sich wirklich nur um Fehler und nicht doch die sprachliche Unsicherheit bezüglich der diskontinuierlichen und präverbalen Negation?

Doch konnte ich wenigstens einen weiteren Beleg für Typ (ii) finden, der dieses Mal sogar im Verbzweitsatz auftaucht:

- (154) *erne wolt iz nieman nefagen*  
er=NEG wollte es niemandem NEG=sagen

M068-N1 0a, 322 (Altdeutsche Exodus)

Hier fehlt abermals die postverbale Partikel *niht*. Zusätzlich finden wir das n-Indefinitum *nieman*, sodass es sich sogar um einen Fall von Negationskongruenz, konkret *negative doubling*, handelt.

Daneben finden sich auch graphematische Abweichungen; in (155) verhält sich die postverbale Partikel wie ein Klitikum, welches sich proklitisch an das Partizip anhängt:

- (155) *fine mügen unſ nichtgewerren*  
 sie=NEG konnten uns NEG=aufhalten

M205P-N1 0a, 4701 (Rolandslied, Handschrift P)

Handelt es sich hierbei wirklich um eine Proklise oder täuscht uns die Schreibung dies nur vor? Leider lässt sich im ReM nicht speziell nach klitisierten Elementen suchen, sodass uns für die Diskussion hier nur dieser einzelne Beleg ausreichen muss. Es stellt sich als Erstes die Frage, wieso *niht* überhaupt klitisch auftreten sollte. Anders als *ne* verfügt *niht* über einen betonbaren Vollvokal und ist im Mittelhochdeutschen nicht Ziel phonologischer Abschwächung, sodass es eine eigenständige phonologische Struktur hat. Auch aus morphologischer Sicht kann *niht* gar kein Klitikum sein, da es erst vor ein paar Jahrhunderten aus ahd. *ni* und *iouuiht* zusammengewachsen und seither keiner weiteren Grammatikalisierung unterlegen ist. Vielmehr scheint hier wieder die Paläographie gefragt: Könnte es sein, dass die Originalhandschrift falsch transkribiert wurde? Wenn wir uns den *Zweiten Merseburger Zauberspruch* in Erinnerung rufen, der ein paar Jahrhunderte zurückliegt, liegt es nahe, dass auch in der Heidelberger Handschrift des *Rolandslied* keine einheitliche Spatiensetzung stattgefunden hat. Demnach hätte der Schreiber zwar ein Spatium gesetzt und beide Wörter getrennt voneinander geschrieben, doch ist dieser Abstand zu klein und zusammen mit den Alterungserscheinungen heute nicht zweifelsfrei erkennbar. In Anbetracht der Alternative, dass sich *niht* urplötzlich wie ein Klitikum verhält, erscheint das Überlieferungsproblem doch wahrscheinlicher und plausibler. Ähnliche Probleme liegen in den nächsten beiden Sonderfällen (156) vor, die bei der Diskussion der Kliserichtung bereits kurz Erwähnung fanden. Der Beleg (156a) weist die normale diskontinuierliche Negation auf, doch die präverbale Partikel verfügt plötzlich über einen Plosiv im Auslaut, der (wenigstens graphematisch) nicht (zu <p>) verhärtet wurde. Dagegen finden wir in (156b) einen anderen Vokal als <i> oder <e>.

- (156) a. *die neb ietent ime nieht daz fenfte gemu<sup>o</sup>te*  
 die NEG bieten ihm NEG das sanfte Gemüt

M113-G1 50ra, 22 – 50va, 1 (St. Trudperter Hohes Lied A)

- b. *nu lofer unſich nicht danni*  
 NEG/nun löse=er uns NEG dann

M062-N1 0a, 141 (Drei Jünglinge im Feuerofen; ältere Judith)

Wie erklärt man diesen Wechsel im Vokalismus und wieso finden wir *ne* hier zusammen mit dem Plosivanlaut von *bieten*? Der erste Fall (156a) kann im Grunde nur auf einen Fehler des Schreibers oder aber auf ein falsch transkribiertes Spatium zurückgehen. Mir erschließt sich nicht im Geringsten, wieso die Partikel ausschließlich mit dem

Anlaut des Verbs zusammengeschrieben erscheinen sollte, während der Rest des finiten Verbs getrennt steht. Da kein Anzeichen für einen Zeilenwechsel vorliegt, schließe ich die Möglichkeit, dem Schreiber ist der Platz für die gesamte Konstruktion ausgegangen und konnte nur noch *neb* im restlichen Vers platzieren, aus. Aus phonologischer Sicht spricht auch das Prinzip der Onset-Maximierung gegen einen Diebstahl des Anlauts durch die Partikel. Wäre irgendeine intralinguistische Ursache hierfür verantwortlich, würden wir wenigstens ein paar weitere Belege für die Konstruktion in (156a) vorfinden, was jedoch nicht der Fall ist. Hinsichtlich (156b) existieren meiner Einschätzung nach zwei Erklärungsansätze: Entweder handelt es sich hier um die Temporaladverbiale *nu* (,nun, sodann‘) und das ReM weist hier eine falsche Annotation auf oder aber der Schreiber beziehungsweise der Bearbeiter dieser Transkription hat sich vertan und anstelle eines <i> oder <e> ein <u> gesetzt. Jedenfalls sind beide Übersetzungen nicht vollkommen auszuschließen, sodass das Rätsel um *nu* an dieser Stelle ungelöst bleiben muss.

Der letzte Beleg, den ich im Rahmen meiner Arbeit besprechen möchte, hat eine außergewöhnliche Stellung der präverbalen Negationspartikel zum Gegenstand. In (157) steht *ne* nicht adjazent zum seinem Verb:

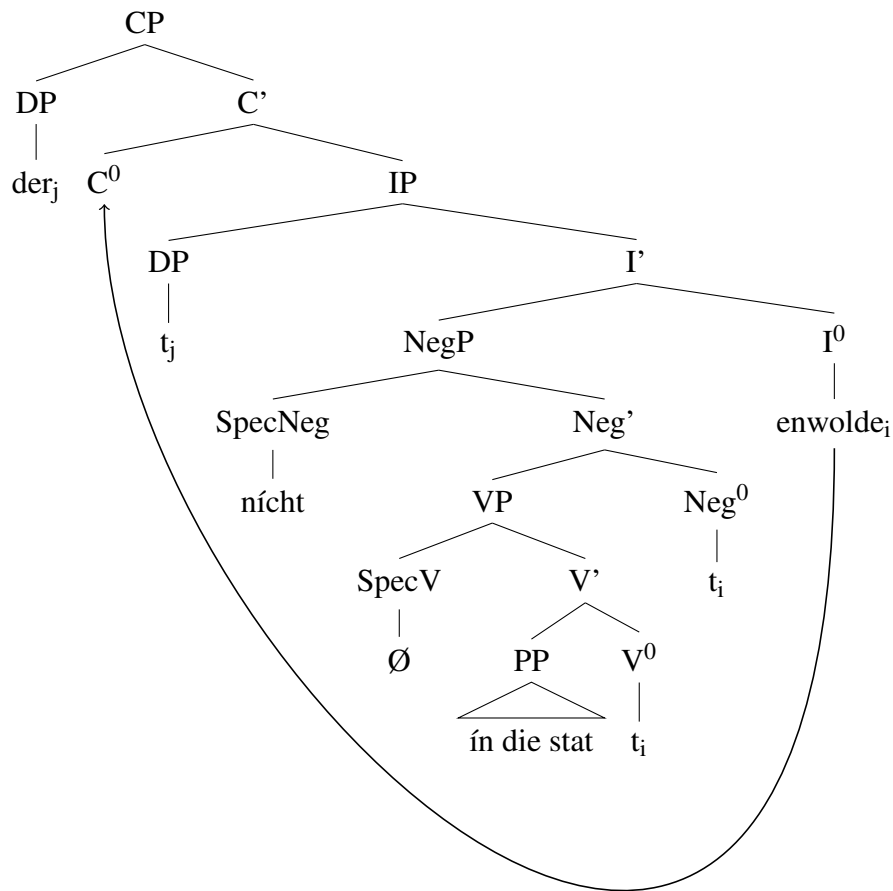
- (157) *Vor vch ich en nicht hele D<sup>s</sup> die ware wisheit ift Des*  
 vor euch ich NEG NEG verheimliche dass die wahre Weisheit ist des  
*menschen kint ihesus crift*  
 Menschen Kindes Jesus Christus

M538-N0 0a, 83–84 (Buch Daniel)

Hier können wir ein für die diskontinuierliche Negation sehr ungewöhnliches Verhalten beobachten: *ne* und *nicht* haben die Plätze getauscht; die postverbale Partikel steht nun adjazent zum Verb, während das präverbale Element von seinem Bezugspunkt abgetrennt wurde. Wir haben es also mit einer Distanzstellung von *ne* zu tun. Betrachten wir erneut die innere Struktur eines negierten Satzes wie (67a; wiederholt als 158). Hierfür verwende ich eine vereinfachte Darstellung der Rektions- und Bindungstheorie ohne vP oder AgrP; stattdessen besteht ein Satz aus CP, IP, NegP und VP – in diesem Vorgehen folge ich also der Darstellung Jägers (2005, 2008) (mit der Ausnahme, dass hier eine IP anstelle einer TP angesetzt wird).

- (158) *Der enwolde nicht in die stat*  
 der NEG=wollte NEG in die Stadt  
 Landgraf Ludwigs Kreuzfahrt 89–90

(159)



Wie (159) zeigt, muss das Verb auf dem Weg nach  $C^0$  (durch das HMC) erst  $Neg^0$  und anschließend  $I^0$  ansteuern, bevor es zum Ziel, der linken Satzklammer (im topologischen Feldermodell) gelangt. In  $Neg^0$  klitisiert sich die präverbale Partikel an das Verb, sodass letztlich beide nach  $I^0$  im Verbletz- und  $C^0$  im Verberst- und Verbzweitsatz gelangen. So entsteht auch die normale, unmarkierte Abfolge  $ne - V_{Fin} - niht$ . Aus grammatiktheoretischer Sicht müsste sich  $ne$  also eigenständig bewegen, um zwischen die postverbale Partikel und dem Verb zu gelangen. Dies ist aber ausgeschlossen, sodass es sich hierbei nicht um eine grammatische Struktur handeln kann, sondern einen Fehler darstellen muss.

Wir können dies mithilfe des ReMs überprüfen, da eine geeignete Suchanfrage leicht zu konstruieren ist. Hierfür suchen wir nach der präverbalen Partikel *ne* gefolgt von *nih*t mit einem maximalen Abstand von einem Token. In ANNIS sieht dieser Vorgang wie folgt aus:

```
lemma="ne" &
posLemma="PI" &
#1 . #2
```

Tatsächlich existiert in den Texten des ReMs nur ein einziger Beleg, der ebenfalls die Distanzstellung der präverbalen Negationspartikel beinhaltet. Wie der Vokalismus von *ne* in (160) verrät, stammt er aus dem mitteldeutschen Sprachraum.

(160) *Dem koufe īfach ich ni nih glich*  
den Kauf NEG=sah ich NEG NEG gleich

M516-N0 0a, 329 (Der Sünden Widerstreit G)

Interessanterweise finden wir auch hier insgesamt drei Negationselemente: zwei präverbale (*ne*) und eine postverbale Negationspartikel (*nih*t). Die Distanzstellung entsteht jedoch auf eine vollkommen andere Weise: Die erste Partikel *ī* befindet sich an ihrer regulären Position links-adjazent zum finiten Verb, doch die zweite (*ni*) steht zwischen Subjekt (in SpecI) und der postverbalen Partikel *nih*t (SpecNeg) – *ni* müsste strukturell also ein Adjunkt innerhalb der IP sein. Insgesamt präsentiert sich (160) somit als noch merkwürdigerer Beleg; sofern dieser Satz tatsächlich grammatisch gewesen ist (was ich an dieser Stelle stark anzweifle), spricht sehr viel *für* eine zweite NegP, die über/unter der regulären Negationsphrase anzusetzen ist. Anders kann eine derartige Konstruktion nicht entstehen. Theoretisch wäre es denkbar, dass *ni* hier nicht für die Negationspartikel, sondern für das n-Indefinitum *nie* (ahd. *nio*, mhd. *niè*) steht. Demnach bekommen wir die Lesart ‚Ich habe den Kauf nie gesehen‘, die zumindest aus struktureller Sicht plausibler erscheint als das frei auftretende, doppelte *ni*. Wie eine Frequenzanalyse der Schreibung von *niè* verrät, entfallen von 1654 Belegen dabei 101 auf die Schreibweise *ni* oder *Ni*, sodass die These, es handelt sich bei (160) um das n-Indefinitum *niè* (,nie‘) und damit um einen Fall von *negative doubling* mit der diskontinuierlichen Negation, durchaus zutreffen könnte.

Die Betrachtung einiger Sonderfälle, die auf vielfältige Weise von der unmarkierten Struktur der diskontinuierlichen Negation abweichen, hat eindrucksvoll gezeigt, dass in Sachen Negation noch mehrere Fragen offen sind. Neben Phänomenen wie der Schreibung *nu* oder *neb*, die eindeutig auf Fehler des Schreibers oder bei der Transkription zurückgehen, stellen uns die Fälle, die zwei präverbale Partikeln beinhalten, vor ein großes Problem: Sollten sie sich als grammatische Struktur und eben nicht als Fehler herausstellen, scheidet unsere Theorie mit nur einer Negationsphrase und die Split-NegP-Ansätze (wie Weiß

1998) gewinnen an Plausibilität. Ferner existieren zwei Belege, in denen *ne* in Distanzstellung vorliegt, was ebenso schlecht mit nur einer NegP zu erklären ist. Insgesamt lassen sich aber alle Phänomene – sofern sie nicht doch noch häufiger auftreten – mit der Fehlertheorie erklären; dies gilt umso mehr für das klitische *niht*, welches im Grunde nur durch ein nicht gesetztes oder aber nicht als solches erkanntes Spatium entstehen konnte. Da viele Sonderfälle, die ich hier diskutiert habe, sehr leicht mit ANNIS abfragbar sind, kann all diesen Phänomenen in einer Folgeuntersuchung nachgegangen werden. Es mag unwahrscheinlich sein, doch eventuell zeigt sich bei genauerer Untersuchung doch eine Regelmäßigkeit hinter den Abweichungen. Es könnte durchaus auch sein, dass die Metrik involviert ist: Benötigt der Schreiber noch eine weitere Silbe, liegt es nahe, dass auch das infinite Verb mit *ne* negiert wird und so drei Partikeln gesetzt werden. Ebenso denkbar wäre es, dass bei einem Zeilen-/Versumbruch die Negationspartikel nochmal auftritt, um die Negation zu verdeutlichen.



## 5 Schluss

Die vorliegende Arbeit behandelt den Negationwandel im Deutschen, speziell die diskontinuierliche Negation (*ne ... niht*). Im Rahmen des *Jespersen-Zyklus* entwickelte sich das Deutsche von einer Sprache mit präverbaler (*ne*) zu einer solchen mit postverbaler Partikel (*niht*), wobei wir während des Mittelhochdeutschen eine verstärkte Form mit beiden Elementen beobachten können. Galt das klassische Szenario, welches nach dem dänischen Sprachwissenschaftler Otto Jespersen (1917) benannt ist und in zahlreichen Sprachen beobachtet werden konnte, lange Zeit als unbestritten, kamen mit neueren Studien zum Deutschen (Jäger 2008, Pickl 2017) große Zweifel an der Plausibilität auf: Die Daten zeigen, dass Phase II, also das gleichzeitige Auftreten beider Partikeln, wohl nur einen kurzlebigen Übergang zwischen prä- und postverbal darstellte und nie das dominierende Muster gewesen sein kann. Dabei weisen die Arbeiten, die den *Jespersen-Zyklus* kritisieren, zum Teil große methodische Mängel auf, die im Fall Jägers (2008) schlicht ihrer Entstehungszeit geschuldet sind: Auf Grundlage dreier Texte, die zusätzlich alle binnen kurzer Zeit geschrieben wurden, werden Rückschlüsse auf eine 300 Jahre andauernde Sprachstufe, die zusätzlich dialektaler Variation unterliegt, gezogen.

Wie wichtig es jedoch ist, auch bei der Negation alle Sprachgebiete zu berücksichtigen, zeigt eine neue Studie von Hertel (in Vorbereitung), die bereits einige Teilergebnisse erzielen konnte (Schüler 2016, 2017). Kernaussage dieser Arbeiten ist, dass – anders als von Pickl (2017) und Jäger (2008) behauptet, es sehr wohl eine stabile und lang anhaltende Phase II im Mittelhochdeutschen gegeben hat. Doch findet man Beweise hierfür im Oberdeutschen, welches zwei von drei Texten bei Jäger und alle Predigten bei Pickl stellt, fast gar nicht mehr – der Zyklus wird hier früh abgeschlossen, sodass diese Daten (meist erst ab 1150) dem Mittelhochdeutschen bereits eine moderne Negation bescheinigen. Betrachtet man jedoch das Westmitteldeutsche, so zeigt es Schüler (2016, 2017), lässt sich ein komplett anderes Bild zeichnen: Hier finden wir eine Hoheit der diskontinuierlichen Negation, die nicht bereits um 1200 endet; vielmehr finden wir teilweise bis zu 90% aller Sätze mit beiden Partikeln negiert. Hertel (in Vorbereitung), die ihre Arbeit auf die Urkunden des CAOs stützt, führt diesen großen Unterschied zwischen Ober- und Mitteldeutsch auf die verspätete Durchführung der Nebensilbenabschwächung und der Schwa-Tilgung in den mitteldeutschen Arealen zurück. Da *ne* als Funktionswort frühzeitig und systematisch von der phonologischen Abschwächung erfasst wird, fällt es dem Klitikum mit der Zeit immer schwerer, sich in die prosodische Struktur ihrer Basis einzufügen – ein Vorgang, der durch die Fixierung des Trochäus als bevorzugtes Metrum ohnehin schon erschwert wird.

Im Rahmen dieser Arbeit bin ich der Frage nach der Stabilität der diskontinuierlichen Negation und damit auch der Plausibilität eines zyklischen Negationswandels (bekannt als *Jespersen-Zyklus*) nachgegangen. Um allen vier großen Dialektareale – Ost- und Westo-

berdeutsch sowie Ost- und Westmitteldeutsch – ausreichend Beachtung zu schenken, fand das *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch* Verwendung. Dieses Korpus ist bislang kaum aktiv in der Forschung gebraucht worden, sodass hier auch auf Vor- und Nachteile des ReMs eingegangen wurde. Die Daten, die das ReM zur Verfügung stellt, wurden quantitativ ausgewertet, um der Frage nach der Stabilität der Phase II im Vergleich zu I und III zu beantworten. Diese Arbeit verfügt ebenfalls über einen qualitativen Teil, in welchem ich eine Stichprobe von 501 Sätzen morphosyntaktisch und phonologisch-graphematisch analysiert habe. Im Folgenden möchte ich die Kernaussagen und wichtigsten Resultate meiner Arbeit resümieren (5.1). Den Abschluss bildet ein Ausblick mit offen gebliebenen Fragen zur Negation und vor allem einem Fazit zu der hier verwendeten Methodik: Ist es ein lohnenswertes Unterfangen, das ReM trotz etwaiger Schwierigkeiten als Datengrundlage zu verwenden und bietet es tatsächlich die Möglichkeit, auch dialektale Untersuchungen anzustellen? Ferner ist es mir ein Anliegen, eine Lanze für die historische Dialektologie, ein bis heute unterforschtes Gebiet, zu brechen und neue Arbeiten in diesem Feld anzuregen.

## 5.1 Fazit

Eng mit der Frage nach einem existierenden *Jespersen-Zyklus* verbunden ist die nach einer stabilen Phase II. Bei der Frequenzanalyse aller drei Negationsmuster im ReM hat sich herausgestellt, dass dieses Problem ohne eine Differenzierung nach der Herkunft der zugrundeliegenden Texte nicht zufriedenstellend gelöst werden kann. Es zeigt sich ein spiegelbildähnlicher Verlauf der drei Phasen, wobei Phase I stark absinkt und Phase III die Herrschaft übernimmt, während die diskontinuierliche Negation nie in mehr als jedem vierten Satz vorkommt – dabei aber konstant auf diesem Wert verbleibt. Sollte sie tatsächlich nur ein Nebenprodukt des Wechsels von einer prä- zu postverbalen Partikel sein, müsste dieser Wert wenigstens leicht zurückgehen, sobald die Phase III immer dominierender wird. Dieses Rätsel wird nur dann aufgelöst, wenn wir die diachronen Daten zusätzlich nach Dialekten einordnen. Leider ist es mithilfe des ReMs nicht möglich, zwischen der Negations- und der Exzeptivpartikel *ne* (siehe hierzu Witzenhausen 2019a) zu unterscheiden, sodass die Werte, die wir für Phase I erhalten, zum Teil exorbitant hoch sind. So erhalten wir vier zum Teil stark voneinander abweichende Szenarien: (i) Das Ostoberdeutsche zeigt zu Beginn noch letzte Anzeichen für eine Phase II: Die diskontinuierliche Negation ist leicht häufiger vertreten als *niht*, während *ne* (in unklarer Funktion) mehr als doppelt so häufig auftritt – was mit dem Wissen über exzeptives *ne* jedoch nicht als Hoheit der Phase I um 1150 gleichgesetzt werden darf. Im Laufe der Zeit wandelt sich das Ostoberdeutsche zu einer postverbal negierten Sprache; Phase III ist ab 1200 erreicht und der Zyklus wird allerspätestens bis 1300 erreicht – hier finden wir die postverbale Partikel in drei von vier Sätzen. (ii) Das Westoberdeutsche, das bei Pickl (2017) in ein Ost- und ein Zentralalemannisch geteilt wird, liegt mir im ReM nur als einheitli-

cher Dialektbund vor, sodass wir folglich gemischte Resultate erzielen. Insgesamt ähnelt das beobachtete Szenario dem des Bairischen: Gleichstand von Phase II und III bis 1250, dann jedoch starker Abfall von *ne* und der Abschluss des Zyklus ab 1300. Für den Negationswandel von besonderem Interesse sind die mitteldeutschen Dialekte, wobei ich auch das Ostmitteldeutsche (ab 1250) erfasse. (iii) Der junge Regiolekt in den ehemaligen slawischen Gebieten wurde in vielen anderen Arbeiten bislang vernachlässigt, kann aber mit dem ReM zumindest für das letzte Drittel des Mittelhochdeutschen erschlossen werden. Wir finden um 1250 ein eher homogenes Bild vor: Phase II tritt fast so häufig wie Phase I auf, während die postverbale Partikel alleine am seltensten ist. Doch hier vollzieht sich binnen 50 Jahren der komplette Zyklus: Zwischen 1300 und 1350 finden wir drei bis vier Mal so viele Belege für *niht* wie für *ne* oder *ne ... niht*. Analog zu den hanseatischen Mundarten Breitbarth (2014) sehe ich Leveling, also das Entstehen einer Ausgleichsmundart durch Sprachkontakt auf engem Raum, als Auslöser des raschen Abschlusses des Negationswandels. (iv) Den besten Beweis für eine stabile Phase II erbringt ein Blick in das Westmitteldeutsche: Bis auf einen Ausreißer zu Beginn des Untersuchungszeitraums findet sich ausnahmslos eine Mehrheit von *ne* und *ne ... niht* gegenüber der postverbalen Partikel alleine. Da nach Witzenhausen (2019a) *ne* auch in exzeptiver Funktion hier länger bestehen bleibt, ist damit zu rechnen, dass Phase II wohl das dominierende Muster im Mittelhochdeutschen war. Dennoch ist es erforderlich, dies weiter zu überprüfen, da mithilfe des ReMs nicht eindeutig zwischen *ne*<sub>1</sub> und *ne*<sub>2</sub> differenziert werden kann. Insgesamt finden sich aber in jedem Dialekt Anzeichen für den *Jespersen-Zyklus*: Die oberdeutschen Mundarten lassen eine ehemalige Hoheit der diskontinuierlichen Negation erahnen, während es im Mitteldeutschen über lange Zeit sichtbar zu erkennen ist. Dieser Befund harmoniert hervorragend mit den Erkenntnissen, die wir zum phonologischen Wandel während dieser Zeit haben: Dort, wo die beiden Prozesse *Nebensilbenabschwächung* und *Schwa-Tilgung* am ehesten durchgeführt wurden (Oberdeutsch), endet der *Jespersen-Zyklus* früher und wir finden die postverbale Negation (161a) als Mittel der Wahl. Im Mitteldeutschen kann sich die präverbale Partikel *ne* allein (161b) oder in Kombination mit *niht* (161c) aufgrund der nur langsam voranschreitenden Schwächung länger halten und in die prosodische Struktur ihrer Basis einfinden.

- (161) a. *Ia fín wort falliret níth*  
 PTK sein Wort misslingt NEG  
 M310-G1 0a, 1436 (Marien Himmelfahrt)
- b. *fien hant cheine v<sup>s</sup>nv<sup>st</sup>*  
 sie=NEG haben keine Vernunft  
 M065-G1 57aa, 8 (Linzer Entechrist)

- c. *Du in falt niet wenen . dat fi dumben weren*  
 du NEG sollst NEG wännen dass sie dumm wären

M327-G1 8a, 31–32 (Die Lilie, Prosateil)

Unterstützung findet dieser Schluss aus den umliegenden Varietäten des Westgermanischen: Wir finden in ausnahmslos jeder Sprache (Mittelenglisch, -niederdeutsch und -niederländisch) eine lange und stabile Phase II, sodass es eine sonderbare Erscheinung im Hochdeutschen wäre, *ne ... niht* nur als Übergangsphänomen zu entwickeln, zumal sich in Schülers (2016, 2017) Daten, die von der Exzeptivpartikel bereinigt wurden, ebenfalls ein klares Bild in diese Richtung zeichnet.

Der zweite Teil der Auswertung basiert auf einer mithilfe von *R* gezogenen Stichprobe im Umfang von 501 Sätzen, die unter morphosyntaktischen und phonologisch-graphematischen Gesichtspunkten ausgewertet wurden. Bei der Betrachtung der Verbstellung konnte festgestellt werden, dass die Verberststellung (162a) – wohl aufgrund des fehlenden Elements links von der Partikel – dispräferiert ist und stets ein absolutes Randphänomen blieb. Dadurch, dass *ne* die erste Silbe bildet, entsteht ein Jambus anstelle des angestrebten Trochäus, zumal die satzinitiale Silbe auch im Spracherwerb schwer als nicht-betont gehandhabt wird. Die Verbspäter- beziehungsweise Verbletzstellung (162b) hingegen wird im Laufe der Zeit immer häufiger, was durch einen Blick in die Dialekte verstärkt wird. Besonders gut ersichtlich wird dies im Ostoberdeutschen, ein Dialekt, welches den *Jespersen-Zyklus* frühzeitig abschließt. Die Kurve in Abbildung 53 steigt konstant an, doch auch im Westmitteldeutschen ist sie stark präferiert.

- (162) a. *in minnes du noch nit . fo bis du uerre*  
 NEG liebst/glaubst du noch NEG so bist du verrückt

M354-G1 37a, 26 (Die Lilie, Versteil)

- b. *eín vremede volg mít listen da vm fie nít en wiften*  
 ein fremdes Volk mit Hinterlist darüber sie NEG NEG wussten

M331-G1 18aa, 43–44 (Hessische Reimpredigten)

Hinsichtlich der Unterscheidung zwischen Voll- und Auxiliärverben scheinen keine stützenden Effekte vorzuliegen, jedenfalls liegt diachron betrachtet kein signifikanter Einfluss vor. Doch verstärkt ein Blick in die Dialekte die Ansicht, die diskontinuierliche Negation gehe zuerst bei Modal- und Auxiliärverben verloren. Einzig die mitteldeutschen Dialekte erzeugen nach 1300 noch Belege mit dieser Verbklasse. Ähnlich verhält es sich mit der Differenzierung nach Simplex- (163a) und präfigierten Verben (163b): Es liegt kein statistisch nachweisbarer Unterschied vor; präfigierte Verben wie *bekennen* treten spärlich, dafür aber in jedem Zeitabschnitt auf. Dies dürfte ebenfalls mit der Prosodie zu erklären

sein. Da diese Verben bereits mit einer unbetonten Silbe beginnen, verschlechtert sich die Intonationsstruktur erheblich, wenn *ne* noch eine weitere unbetonte Silbe erzeugt. Daher ist es nicht verwunderlich, dass 22 von insgesamt 26 präfigierten Verben aus dem westmitteldeutschen Raum stammen; ein Dialekt, der erst sehr spät den phonologischen Abschwächungen unterliegt und daher vor allem vor 1300 eine weniger feindliche Umgebung für Vorsilben darstellt.

- (163) a. *Gif mir ce cuffene dinen munt . nit enwirt anderf mine wnde*  
 gib mir zu küssen deinen Mund NEG NEG=wird anders meine Wunde  
*gesunt*  
 gesund

M335-G1 0a, 1804–1805 (Rheinisches Marienlob)

- b. *er nebetratet uns nicht chrimmicliche noch uarliche . funder*  
 er NEG=betrachtet uns NEG grimmig noch verachtlich sondern  
*uaterliche unde mu<sup>o</sup>terliche*  
 väterlich und mütterlich

M113y-N1 27ra, 1–2 (St. Trudperter Hohelied A)

Da im 21. Jahrhundert keine Muttersprachler des Mittelhochdeutschen mehr existieren, musste die Phonologie mithilfe graphematischer Anhaltspunkte erschlossen werden. Aufgrund der nicht-standardisierten Schreibung, die sich (in der Theorie) am gesprochenen Wort orientieren sollte, ist es möglich, durch die Schreibung der Partikel (zum Beispiel der Vokal und die Abfolge Vokal – Nasal) den Fortschritt der Nebensilbenabschwächung zu beobachten. Dies ist auch der Aspekt, den ich untersucht habe: Wie entwickelt sich die Schreibung der präverbalen Partikel im Laufe der Zeit? Dabei konnte ein eindeutiges Nord-Süd-Gefälle beobachtet werden: Während im Oberdeutschen zuerst der Vokal (von <i> zu <e>) abgeschwächt wurde (164a), wandelt sich im Mitteldeutschen die Abfolge (*ni* zu *in*), während der Vokalismus bis 1300 nahezu unangetastet bleibt. Dies belegt abermals, dass die phonologischen Prozesse im Süden begannen und erst deutlich später auch den Norden erreichte, was die Hertelsche Wandeltheorie untermauert.

- (164) a. *Nehelph daz niht fo neme er welline def chrv<sup>o</sup>tef*  
 NEG=hilft das NEG so nehme er Wolle des Krautes

M302-G1 18va, 15 (Bartholomäus M1)

- b. *Die bru<sup>o</sup>=dere in den hufere . in fu<sup>o</sup>len ane funderli=chen urlouf*  
 die Brüder in den Klöstern NEG sollen ohne besonderen Anlass  
*nith triken*  
 NEG trinken

M527-N0 33va, 8–10 (Deutschordensregeln und -statuten)

Einen Wandel der Kliserichtung, wie er in Literatur vermutet wurde, konnte ich nicht feststellen. Es entsteht zwar während des Mittelhochdeutschen eine enklitische Variante, doch tritt diese äußerst selten auf; mehr als die Hälfte aller Belege entfällt auf den ersten Zeitabschnitt (1150–1200). Eine weitere Untersuchung dieses Phänomens bestätigt Szczeplaniak (2010) Vermutung, dass enklitisches *ne* ausschließlich bei schwach betonten und vor allem einsilbigen Stützwörtern wie Pronomen auftaucht, von denen der Großteil keinen Auslaut besitzt. Ferner kann man eine starke Zunahme der Getrennschreibung beobachten. Dies ist auf zweierlei Arten erklärbar: Einerseits wird es *ne* immer schwerer, sich in die Prosodie einzufinden, sodass es von den Sprechern vermutlich immer weniger als dem Verb zugehörig erkannt wurde. Andererseits zeigen paläographische Studien wie Labs-Ehlert (1993) und Busch/Fleischer (2015), dass sich seit dem Spätmittelhochdeutschen allmählich eine systematische Getrennschreibung von Wörtern etabliert. Finden wir beispielsweise im *Zweiten Merseburger Zauberspruch* noch Konstruktionen wie *endeuodan*, nehmen derartige Belege immer mehr ab; Labs-Ehlert (1993) nimmt für das 12. Jahrhundert den Abschluss der Herausbildung einer konsequenten Worttrennung an. Dies würde ebenfalls zu dem Befund, dass wir *ne* immer häufiger allein stehend finden, passen und dieses Phänomen plausibel erklären.

## 5.2 Ausblick

Wie die Ergebnisse an vielen Stellen zeigen, ist es ein großer Gewinn für die historische Syntaxforschung, aber auch für die generelle Sprachwissenschaft, die historischen Sprachstufen nicht als einheitlich zu betrachten. Das Mittelhochdeutsche (wie auch das Althochdeutsche) besteht aus unterschiedlichen Dialektgebieten, die sich mitunter erheblich unterscheiden können. Umso wichtiger ist es, die historische Dialektologie, also das Studium und die Erschließung der Vorgänger moderner Dialekte wie dem Bairischen, zu fördern und in der Grammatikalisierungs- und Sprachwandelforschung nicht auszuschließen. Doch bis heute finden wir sie als akut unterforschtes Gebiet vor, wobei sogar die Gebiete, die lange Zeit als Hauptaugenmerk der modernen Dialektologie galten (vornehmlich die Phonologie), alles andere als exhaustiv behandelt wurden. Ein zentrales Beispiel ist die Nebensilbenabschwächung, die sogar in der *Mittelhochdeutschen Grammatik* von Paul et al. (2011) als nur mangelhaft erschlossen beschrieben wird, doch für viele Phänomene eine zentrale Bedeutung hat – wie auch hier für den Negationswandel

im Rahmen des *Jespersen-Zyklus*. Gerade das Ostmitteldeutsche, welches sich erst während der Ostbesiedlung herausbildet, könnte ein interessantes Forschungsgebiet sein: Wie wir des Öfteren gesehen haben, spielen sich hier Prozesse ab, die sehr stark von allen anderen Regionen abweichen oder aber mit einer enormen Geschwindigkeit durchgeführt werden. Genau wie Breitbarth (2014) für die städtischen Umgangssprachen im Gebiet der Hanse mache ich (zumindest für den schnellen Wandel von einer prä- zu einer postverbalen Negationspartikel) Leveling dafür verantwortlich. Ferner zeigen bisherige Arbeiten wie Wiesinger (2017), wie fruchtbar das Gebiet der historischen Dialektologie ist. Viele Wandelprozesse können nur dann in ihrer Gänze nachvollzogen werden, wenn man sich nicht nur auf ein abstraktes, nicht variierendes Mittelhochdeutsch, sondern auch auf die zugrundeliegenden Dialekte konzentriert. Auch hier bietet sich der Negationswandel als Musterexemplar an: Ohne die separate Betrachtung der vier Varietäten erscheinen die Daten, die hier für die Frequenzen der drei Negationsmuster ermittelt wurden, wohl nicht *für*, sondern gegen einen *Jespersen-Zyklus*. Mit den Methoden, die uns heute vorliegen, ist es jedenfalls ohne Probleme möglich, das Mittelhochdeutsch und seine Dialekte systematisch zu erschließen. Zwar ändern auch neue Korpora wie das ReM, ReN oder DDD nichts daran, dass die Beleglage „freilich gering“ ist, wie Wiesinger (2017: 13) es nennt, doch bisherige Arbeiten wie Schüler (2016, 2017), Breitbarth (2013b, 2014) und Witzgenhausen (2019a, b) zeigen, dass es sehr gut möglich ist, die historische Syntax auch diatopisch zu betrachten.

Die letzten Worte dieser Arbeit möchte der Verwendung des ReMs widmen. Wie im Laufe dieser Studie ersichtlich wurde, ist es mit diesem Korpus möglich, nicht nur historische Syntax, sondern auch historische Dialektologie zu betreiben. Zwar ist das ReM nicht allzu groß, doch sollte es auch für weniger frequente Phänomene genügen. Zusätzlich bietet die innere Struktur des ReMs die Möglichkeit, die Rohdaten nach Dialektgebiet und Zeitabschnitt (jeweils ein halbes Jahrhundert) zu filtern. Ferner existiert die Option, die Textsorte in der Suche zu berücksichtigen, sodass auch textinterne Faktoren analysiert werden können. Sofern die Suchanfrage präzise genug ist, bietet das ReM zusätzliche Werkzeuge (Exporter etc.) und eine integrierte Frequenzanalyse (Abbildung 17), die eine erste Einschätzung ermöglicht und etwaige händische Vorgänge mit externer Software (wie *R*) überflüssig macht. Der größte Kritikpunkt am ReM ist jedoch, dass die syntaktische Ebene nicht annotiert wurde. Während die fehlende Übersetzung zu verschmerzen ist – sie würde bestenfalls eine Unterscheidung von  $ne_1$  und  $ne_2$  ermöglichen –, wirkt sich der Mangel an auf die Funktionalität von ANNIS aus: Der wohl wichtigste Befehl für die Untersuchung syntaktischer Phänomene ist *bound\_sent*, welche dafür sorgt, dass zwei Variablen innerhalb derselben syntaktischen Domäne (Matrix- oder subordinierter Satz) stehen. Ohne die dafür erforderlichen Annotationen ist der Befehl jedoch nicht anwendbar und damit nutzlos. Für die Negation konnte ein adäquater Ersatz in Gestalt von Abstandsoperatoren gefunden werden, der die Datenerhebung (mit Abstrichen) in die-

sem Fall gesichert hat. Es ist aber durchaus ein Szenario vorstellbar, in dem *bound\_sent* nicht substituierbar ist; folglich kann das ReM für derartige Fragestellungen nicht oder nur mit sehr viel händischer Nachsorge verwendet werden. Im Vergleich zu den Schwesterprojekten ReN (Mittelniederdeutsch) und DDD (Althochdeutsch und Altsächsisch) ist das ReM ihnen also für die historische Syntaxforschung unterlegen. Dennoch konnte ich hier zeigen, dass das ReM eine durchaus ökonomische Alternative zur händischen Recherche, einem eigens erstellten Korpus oder vergleichbaren Projekten wie dem CAO ist, und biete im Rahmen der Dokumentation meiner Vorgehensweise (Abschnitt 3.1.3) eine Kurzanleitung, die zusammen mit dem ReM-Handbuch (Klein/Dipper 2016) eine Orientierungshilfe für künftige ReM-Studien darstellt. Zwar ist es wünschenswert, dass das ReM weiter gepflegt und um die Annotationsebene der Syntax (und eine Übersetzung) erweitert wird, doch ist bereits heute alles verfügbar, was ein gutes Korpus ausmacht und ein historischer Sprachwissenschaftler benötigt.



## Literatur

- [1] ABRAHAM, WERNER/BAYER, JOSEF (Herausgeber): *Dialektsyntax* (= *Linguistische Berichte* 5). Westdeutscher Verlag, Opladen, 1993.
- [2] AELBRECHT, LOBKE: *Syntactic Licensing of Ellipsis*. John Benjamins Publishing Company, Amsterdam, 2010.
- [3] ANDRESEN, MELANIE/ZINSMEISTER, HEIKE: *Korpuslinguistik*. Narr Francke Attempto, Tübingen, 2019.
- [4] AUWERA, JOHAN VAN DER: *On the diachrony of negation*. In: HORN, LAURENCE R. (Herausgeber): *The expression of negation* (= *The expression of cognitive categories* 4), Seite 73–110. Mouton de Gruyter, Berlin, New York, 2010.
- [5] AUWERA, JOHAN VAN DER/GYBELS, PAUL: *On negation, indefinites, and negative indefinites in Yiddish*. In: MARION APTROOT, BJÖRN HANSEN (Herausgeber): *Yiddish Language Structures*, Seite 185–230. De Gruyter Mouton, Berlin, Boston, 2014.
- [6] AXEL, KATRIN: *Studies on Old High German syntax: left sentence periphery, verb placement and verb second*. John Benjamins Publishing Company, Amsterdam, 2007.
- [7] BAHLOUL, MAHER: *Extending the NegP Hypothesis: Evidence from Standard Arabic*. In: MUSHIRA ED (Herausgeber): *Perspectives on Arabic Languages VIII. Papers from the Eighth Annual Symposium on Arabic Linguistics*, Seite 31–46. John Benjamins Publishing Company, Amsterdam, Philadelphia, 1994.
- [8] BARBOUR, STEPHEN/STEVENSON, PATRICK: *Variation im Deutschen: Soziolinguistische Perspektiven*. Übers. aus dem Engl. von Konstanze Gebel. De Gruyter, Berlin [u.a.], 1998.
- [9] BAUER, WINIFRED/PARKER, WILLIAM/EVANS, TE KAREONGAWAI: *Maori*. Routledge, London, 1993.
- [10] BECKER, CARSTEN/SCHALLERT, OLIVER: *Areal variation in Middle High German: A perspective from charters*. In: *NOWELE*. in Vorbereitung.
- [11] BEHAGHEL, OTTO: *Die Verneinung in den deutschen Sprachen*. In: *Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins* 5 (38/40), Seite 225–252. 1918.

- [12] BEHAGHEL, OTTO: *Deutsche Syntax. Band 2: Die Wortklassen und Wortformen. B: Adverbium. C: Verbum.* Winter, Heidelberg, 1924.
- [13] BESTEN, HANS DEN: *Double negation and the genesis of Afrikaans.* In: PETER MUYSKEN, N. SMITH (Herausgeber): *Substrates versus Universals in Creole Languages*, Seite 185–230. John Benjamins, Amsterdam, Philadelphia, 1986.
- [14] BOONEN, UTE K.: *Die mittelniederländische Urkundensprache in Privaturkunden des 13. und 14. Jahrhunderts: Vorlagen, Normierung, Sprachgebrauch (= Niederlande-Studien 47).* Waxmann, Münster [u.a.], 2010.
- [15] BOOR, HELMUT DE: *Actum et datum. Eine Untersuchung zur Formelsprache der deutschen Urkunden im 13. Jahrhundert.* In: *Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte 4*, Seite 3–100. 1975.
- [16] BORSLEY, ROBERT D.: *Syntax-Theorie. Ein zusammengefaßter Zugang. Deutsche Bearbeitung von Peter Suchsland (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 55).* Max Niemeyer, Tübingen, 1997.
- [17] BOYSSON-BARDIES, BÉNÉDICTE DE: *Négation et performance linguistique (= Connaissance et langage, Band 4).* Mouton, Paris [u.a.], 1976.
- [18] BRANDT, AHASVER VON: *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die historischen Hilfswissenschaften.* Kohlhammer, Stuttgart [u.a.], 15. Auflage, 1998.
- [19] BRANDT, REINHARDT: *Philosophie: eine Einführung.* Reclam, Stuttgart, 2001.
- [20] BREITBARTH, ANNE: *Negation in the history of Low German and Dutch.* In: WILIS, D./LUCAS, CHR./BREITBARTH, A. (Herausgeber): *The History of Negation in the Languages of Europe and the Mediterranean. Volume I: Case Studies*, Seite 190–238. Oxford University Press, Oxford, 2013a.
- [21] BREITBARTH, ANNE: *Indefinites, negation and Jespersen's Cycle in the history of Low German.* In: *Diachronica 30 (2)*, Seite 171–201. 2013b.
- [22] BREITBARTH, ANNE: *The History of Low German Negation.* Oxford University Press, Oxford [u.a.], 2014.
- [23] BUSCH, NATHANAEL/FLEISCHER, JÜRIG: *Zusammenschreibung im Althochdeutschen und Altniederdeutschen bis ca. 975: Ergebnisse einer paläographischen Untersuchung.* In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB) 137*, Seite 563–598. 2015.

- [24] BÜTHE-SCHIEDER, EVA: *Die E-Apokope im Ripuarischen : eine korpuslinguistische Untersuchung spätmittelhochdeutscher und frühneuhochdeutscher Quellen*. de Gruyter, Berlin, Boston, 2017.
- [25] CHOMSKY, NOAM: *Syntactic Structures*. Mouton, Frankfurt am Main, 1957.
- [26] CHOMSKY, NOAM: *Aspekte der Syntax-Theorie*. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1973 [1969].
- [27] CHOMSKY, NOAM: *Lectures on government and binding*. Foris, Dordrecht, 1981.
- [28] CHOMSKY, NOAM: *Some Notes on Economy of Derivation and Representation*. In: *MIT Working Papers in Linguistics 10*, Seite 43–74. 1989.
- [29] CHOMSKY, NOAM: *The minimalist program*. MIT Press, Cambridge, Massachusetts, 2. Auflage, 1996.
- [30] CHOMSKY, NOAM: *Minimalist inquiries: The framework*. In: ROGER MARTIN, DAVID MICHAELS, JUAN URIAGEREKA (Herausgeber): *Step by step: Essays on Minimalist Syntax in honor of Howard Lasnik*, Seite 89–155. MIT Press, Massachusetts, 2000.
- [31] CHRISTENSEN, KEN R.: *On the synchronic and diachronic status of the negative adverbial ikke / not*. In: *Working Papers in Scandinavian Syntax 72*, Seite 1–53. 2003.
- [32] CLARCQ, KAREN DE: *The morphosyntax of negative markers: a nanosyntactic account (= Studies in Generative Grammar 144)*. De Gruyter Mouton, Berlin, Boston, 2020.
- [33] DAHL ÖSTEN: *Typology of sentence negation*. In: *Linguistics 17 (1)*, Seite 79–106. Walter de Gruyter, 1979.
- [34] DAL, INGERID: *Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage*. de Gruyter, Berlin [u.a.], 4., von Hans-Werner Eroms neu bearbeitete Auflage, 2014.
- [35] DE BOOR, HELMUT UND HAACKE, DIETHER (Herausgeber): *Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300*, Band 3: 1293–1296. Schauenburg, Lahr, 1957.
- [36] DE BOOR, HELMUT UND HAACKE, DIETHER (Herausgeber): *Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300*, Band 4: 1297–. Schauenburg, Lahr, 1963.

- [37] DE BOOR, HELMUT UND HAACKE, DIETHER UND KIRSCHSTEIN, BETTINA UND SCHULZE, URSULA (Herausgeber): *Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300*, Band 5: Nachtragsurkunden 1261–1297. Erich Schmidt, Berlin, 2004.
- [38] DE BOOR, HELMUT/WISNIEWSKI, ROSWITHA: *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Walter de Gruyter, Berlin/New York, 10. Auflage, 1998.
- [39] DECLERCK, RENAAT/REED, SUSAN: *The semantics and pragmatics of unless*. In: *English Language and Linguistics* 4 (2), Seite 205–241. 2000.
- [40] DETGES, ULRICH/WALTEREIT, RICHARD: *Grammaticalization vs. reanalysis: A semantic-pragmatic account of functional change in grammar*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 21, Seite 151–195. 2002.
- [41] DIPPER, STEFANIE: *Annotierte Korpora für die Historische Syntaxforschung: Anwendungsbeispiele anhand des Referenzkorpus Mittelhochdeutsch*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, Band 43 (Heft 3), Seite 516–563. De Gruyter, Berlin, Boston, 2015.
- [42] DIPPER, STEFANIE/DONHAUSER, KARIN/KLEIN, THOMAS/LINDE, SONJA/MÜLLER, STEFAN/WEGERA, KLAUS-PETER: *HiTS: ein Tagset für historische Sprachstufen des Deutschen*. In: *Journal for Language Technology and Computational Linguistics* 28 (1). *Special Issue*, Seite 85–137. 2013.
- [43] DITFURTH, HOIMAR VON: *Der Geist fiel nicht vom Himmel. Die Evolution unseres Bewußtseins*. Hoffmann und Campe, Hamburg, 1976.
- [44] DONALDSON, BRUCE: *Afrikaans*. In: EKKEHARD KÖNIG, JOHAN VAN DER AUWERA (Herausgeber): *The Germanic Languages*, Seite 478–504. Routledge, London [u.a.], 1994.
- [45] DONHAUSER, KARIN: *Negationssyntax in der deutschen Sprachgeschichte: Grammatikalisierung oder Degrammatikalisierung?* In: EWALD LANG, GISELA ZIFONUN (Herausgeber): *Deutsch – typologisch (= Institut für deutsche Sprache Jahrbuch 1995)*, Seite 201–217. Walter de Gruyter, Berlin, New York, 1996.
- [46] DRYER, MATTHEW S.: *Negative Morphemes*. In: DRYER, MATTHEW S. und MARTIN HASPELMATH (Herausgeber): *The World Atlas of Language Structures Online*. Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology (aufrufbar unter <http://wals.info/chapter/112>), Leipzig, 2013 (Stand: 17.04.2021).
- [47] DUDEN: *Die Grammatik*. Dudenverlag, Mannheim, Zürich, 8., überarbeitete Auflage Auflage, 2009.

- [48] DÜRSCHIED, CHRISTA: *Syntax. Grundlagen und Theorien*. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden, 2., durchgesehene und aktualisierte Auflage Auflage, 2003.
- [49] DÜWEL, KLAUS: *Runenkunde*. Metzler, Stuttgart [u.a.], 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage, 2008.
- [50] ELEMENTALER, MICHAEL: *Historische Graphematik des Deutschen. Eine Einführung*. Narr Francke Attempto Verlag, Tübingen, 2018.
- [51] ERBEN, JOHANNES: *Frühneuhochdeutsch*. In: LUDWIG ERICH SCHMITT (Herausgeber): *Kurzer Abriß der germanischen Philologie bis 1500. Band 1: Sprachgeschichte*, Seite 386–440. Walter de Gruyter, Berlin, 1970.
- [52] EYTHÓRSSON, THÓRHALLUR: *Verbal syntax in the early Germanic languages (Diss.)*. Cornell University, 1995.
- [53] EYTHÓRSSON, THÓRHALLUR: *Negation in C: The Syntax of Negated Verbs in Old Norse*. In: *Nordic Journals of Linguistics* 25, Seite 190–224. 2002.
- [54] FISCHER, HANNA: *Präteritumschwund im Deutschen. Dokumentation und Erklärung eines Verdrängungsprozesses (= Studia Linguistica Germanica 132)*. de Gruyter, Berlin, Boston, 2018.
- [55] FLEISCHER, JÜRIG: *Zur Methodologie althochdeutscher Syntaxforschung*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 128 (1), Seite 25–69. de Gruyter, 2008.
- [56] FLEISCHER, JÜRIG/SCHALLERT, OLIVER: *Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung*. Narr, Tübingen, 2011.
- [57] FURHOP, NANNA/PETERS, JÖRG: *Einführung in die Phonologie und Graphematik*. J. B. Metzler, Stuttgart, Weimar, 2013.
- [58] GANSLMAYER, C.: *Adjektivderivation in der Urkundensprache des 13. Jahrhunderts (= Studia Linguistica Germanica 97)*. De Gruyter, Berlin, Boston, 2009.
- [59] GÄRTNER, KURT: *Zur Negationspartikel ne in den Handschriften von Wolframs ‚Willehalm‘. Die mit ne und niht verneinten Sätze*. In: WERNER SCHRÖDER (Herausgeber): *Wolfram-Studien* 4, Seite 81–103. Schmidt, Berlin, 1977.
- [60] GERKEN, LOUANN: *Prosodic structure in young children’s language production*. In: *Language* 72, Seite 683–712. 1996.
- [61] GIANNAKIDOU, ANASTASIA: *Negative ... Concord?* In: *Natural Language and Linguistic Theory* 18, Seite 457–523. 2000.

- [62] GREENBERG, JOSEPH: *Some universals of grammar with particular reference to the order of meaningful elements*. In: *Universals of Language*, Seite 73–113. MIT Press, Cambridge, Massachusetts, 2. Auflage, 1963.
- [63] GRIMM, JACOB: *Deutsche Grammatik, Band 3*. C. Bertelsmann, Gütersloh, 1831.
- [64] GRIMM, JACOB: *Deutsche Grammatik, Band 3*. C. Bertelsmann, Gütersloh, 1890 [1831].
- [65] GRIMSHAW, JANE: *Projection, Heads, and Optimality*. In: *Linguistic Inquiry*, Nummer 28, Seite 373–422. 1997.
- [66] GRINEVALD, COLETTE G.: *A Grammar of Rama (= Report to National Science Foundation BNS 8511156)*. Université de Lyon, 1988.
- [67] GRØNVIK, OTTAR: *Tanker omkring et etterlatt manuskript av Ingerid Dal: Negasjonssystemet i eldste norrønt (eddadikt og skaldekvad)*. In: *Norsk Lingvistisk Tidsskrift 15*, Seite 3–33. 1997.
- [68] GROSSE, RUDOLF: *Die mitteldeutsch-niederdeutschen Handschriften des Schwabenspiegels in seiner Kurzform. Sprachgeschichtliche Untersuchung (= Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-Historische Klasse 56,4)*. Akademie-Verlag, Berlin, 1964.
- [69] HAARMANN, HARALD: *Kleines Lexikon der Sprachen. Von Albanisch bis Zulu*. C. H. Beck, München, 2001.
- [70] HAEGEMAN, LILIANE: *Introduction to Government & Binding Theory*. Blackwell, Oxford/Cambridge, 2. Auflage, 1994.
- [71] HAIDER, HUBERT: *Deutsche Syntax - generativ. Vorstudien zur Theorie einer projektiven Grammatik*. Narr, Tübingen, 1993.
- [72] HAIDER, HUBERT: *Projective Economy*. In: WERNER ABRAHAM, ELLY VAN GELDEREN (Herausgeber): *German: Syntactic problems, problematic syntax*, Seite 83–103. Niemeyer, Tübingen, 1997.
- [73] HAIDER, HUBERT: *The syntax of German*. Cambridge University Press, Cambridge, 2010.
- [74] HALL, T. ALAN: *Phonotaxis and the prosodic structure of words*. In: T. ALAN HALL, URSULA KLEINHENZ (Herausgeber): *Studies on the phonological word*, Seite 99–131. Benjamins, Amsterdam, 1999.

- [75] HALL, T. ALAN: *Phonologie. Eine Einführung*. Walter de Gruyter, Berlin, New York, 2000.
- [76] HAMARI, ARJA: *Negation in the history of the Mordvin languages*. In: WILLIS, D./LUCAS, CHR./BREITBARTH, A. (Herausgeber): *The History of Negation in the Languages of Europe and the Mediterranean. Volume I: Case Studies*, Seite 453–485. Oxford University Press, Oxford, 2013.
- [77] HANSEN, MAJ-BRITT MOSEGAARD: *Negation in the history of French*. In: WILLIS, D./LUCAS, CHR./BREITBARTH, A. (Herausgeber): *The History of Negation in the Languages of Europe and the Mediterranean. Volume I: Case Studies*, Seite 51–77. Oxford University Press, Oxford, 2013.
- [78] HARBERT, WAYNE: *The Germanic Languages*. Cambridge University Press, Cambridge [u.a.], 2007.
- [79] HARTWEG, FRÉDÉRIC/WEGERA, KLAUS PETER: *Frühneuhochdeutsch: eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit* (= *Germanistische Arbeitshefte* 33). Niemeyer, Tübingen, 2., neu bearbeitete Auflage, 2005.
- [80] HASPELMATH, MARTIN: *A Grammar of Lezgian* (= *Mouton Grammar Library* 9). Mouton de Gruyter, Berlin, 1993.
- [81] HAUGAN, JENS: *Old Norse Word Order and Information Structure* (Diss.). Det historisk-filosofiske fakultet, Trondheim, 2000.
- [82] HAYES, BRUCE: *Metrical Stress Theory: Principles and Case Studies*. University of Chicago Press, Chicago, London, 1995.
- [83] HELASVUO, MARJA-LIISA: *Syntax in the making: the emergence of syntactic units in Finnish* (= *Studies in discourse and grammar* 9). John Benjamins Publishing Company, Philadelphia, 2001.
- [84] HENNINGS, THORDIS: *Einführung in das Mittelhochdeutsche*. de Gruyter, Berlin, Boston, 4., völlig neu bearbeitete Auflage, 2020.
- [85] HERTEL, JULIA: *Zur Negationssyntax im Mittelhochdeutschen* (Diss.). Uni Saarland, in Vorbereitung.
- [86] HIGOUNET, CHARLES: *Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter. Aus dem Französischen übersetzt von Manfred Vasold*. Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 1990.

- [87] HORN, LAURENCE R.: *A Natural History of Negation*. University of Chicago Press, Chicago, 1989.
- [88] HORN, LAURENCE R.: *Introduction*. In: HORN, LAURENCE R. (Herausgeber): *The expression of negation (= The expression of cognitive categories 4)*, Seite 1–8. Mouton de Gruyter, Berlin, New York, 2010.
- [89] HORNSTEIN, NORBERT/NUNES, JAIRO/GROHMANN, KLEANTHES: *Understanding Minimalism: An Introduction to Minimalist Syntax*. Cambridge University Press, Cambridge, 2005.
- [90] HRBEK, DANIEL: *Zum Ersatz standarddeutscher Genitivformen im Niederdeutschen – eine Untersuchung der DGD-Korpora*. In: *Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 127, Seite 9–26. Husum Druck- und Verlagsgesellschaft, Husum, 2020.
- [91] ILC, GAŠPER: *Jespersen's cycle in Slovenian*. In: *Linguistica (Ljubljana)* 51 (1). Znanstvena založba Filozofske fakultete Univerze v Ljubljani, 349–363, 2011.
- [92] INGHAM, RICHARD: *Negation in the history of English*. In: WILLIS, D./LUCAS, CHR./BREITBARTH, A. (Herausgeber): *The History of Negation in the Languages of Europe and the Mediterranean. Volume I: Case Studies*, Seite 119–150. Oxford University Press, Oxford, 2013.
- [93] JACOBS, NEIL G./PRINCE, ELLEN F./VAN DER AUWERA, J.: *Yiddish*. In: ECKEHARD KÖNIG, JOHAN VAN DER AUWERA (Herausgeber): *The Germanic Languages*, Seite 388–419. Routledge, London [u.a.], 1994.
- [94] JÄGER, AGNES: *Negation in Old High German*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 24 (2), Seite 227–262. 2005.
- [95] JÄGER, AGNES: *History of German negation (= Linguistik Aktuell 118)*. John Benjamins Publishing Company, Amsterdam, 2008.
- [96] JESPERSEN, OTTO: *Negation in English and other languages*. Andr. Fred. Høst & Søn, København, 1917.
- [97] KEEL, WILLIAM D.: *The West Germanic Dialect Continuum*. In: MICHAEL T. PUTNAM, RICHARD B. PAGE (Herausgeber): *The Cambridge handbook of Germanic linguistics*, Seite 736–760. Cambridge University Press, Cambridge, 2020.
- [98] KELLE, JOHANN: *Glossar der Sprache Otfrids*. Manz, Regensburg, 1881.



- [99] KIRSCHSTEIN, B./SCHULZE, U./OHLY, S./SCHMITT, P.: *Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache auf Grundlage des Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300: Schreibortverzeichnis*. Erich Schmidt, Berlin, 1991.
- [100] KIRSCHSTEIN, B./SCHULZE, U./OHLY, S./SCHMITT, P. (Herausgeber): *Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache auf Grundlage des Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300: Band 1: ab – hinnen*. Erich Schmidt, Berlin, 1994.
- [101] KIRSCHSTEIN, B./SCHULZE, U./OHLY, S./SCHMITT, P. (Herausgeber): *Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache auf Grundlage des Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300: Band 2: hinnen dar – swester*. Erich Schmidt, Berlin, 2003.
- [102] KIRSCHSTEIN, B./SCHULZE, U./OHLY, S./SCHMITT, P. (Herausgeber): *Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache auf Grundlage des Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300: Band 3: swesterkind – zwivelrede; Nachträge abebenen – zilboun; Bemerkungen zum Abschluss des WMU*. Erich Schmidt, Berlin, 2010.
- [103] KLEIN, JARED S.: *Negation and Polarity in the Greek, Gothic, Classical Armenian, and Old Church Slavic Gospels*. In: *Indo-European syntax and pragmatics: contrastive approaches 3 (3)*, Seite 131–154. 2011.
- [104] KLEIN, THOMAS: *Die mittelhochdeutsche Apokope und Synkope nach Liquid in mittelhochdeutschen Grammatiken und Wörterbüchern und in mittelhochdeutschen Handschriften*. In: RALF PLATE, ANDREA RAPP (Herausgeber): *Lexikographie und Grammatik des Mittelhochdeutschen. Beiträge des internationalen Kolloquiums an der Universität Trier, 19. und 20. Juli 2001*, Seite 121–169. Franz Steiner, Stuttgart, 2005.
- [105] KLEIN, THOMAS, KLAUS-PETER WEGERA, STEFANIE DIPPER und CLAUDIA WICH-REIF: *Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (1050–1350), Version 1.0*. Technischer Bericht, 2016.
- [106] KLEIN, THOMAS/DIPPER, STEFANIE: *Handbuch zum Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (= Bochumer Linguistische Arbeitsberichte 19)*. Bochum, 2016.
- [107] KÖLLER, WILHELM: *Formen und Funktionen der Negation. Untersuchungen zu den Erscheinungsweisen einer Sprachuniversalie*. de Gruyter, Berlin, Boston, 2016.

- [108] KLUGE, FRIEDRICH/SEEBOLD, ELMAR: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Walter de Gruyter, Berlin, New York, 22. Auflage, 2015 [1989].
- [109] KOCH, PETER/OESTERREICHER, WULF: *Sprachwandel und expressive Mündlichkeit*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 102, Seite 64–96. 1996.
- [110] KÖNIG, WERNER: *Die Aussprache des Standarddeutschen als Sprachkontaktphänomen*. In: HORST HAIDER MUNSKE (Herausgeber): *Deutsch im Kontakt mit germanischen Sprachen*, Seite 175–202. Niemeyer, Tübingen, 2004.
- [111] KOPF, KRISTIN: *Von Korpus zu Korpus. Herausforderungen und Chancen diachron korpusübergreifenden Arbeitens*. In: *Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte* 10 (1), Seite 1–28. 2019.
- [112] KRASSELT, JULIA: *Der Verbalkomplex im Frühneuhochdeutschen. Eine korpuslinguistische Untersuchung zur Serialisierung zwei- und dreigliedriger Verbalkomplexe (Diss.)*. Ruhr-Universität Bochum, 2016.
- [113] KRAUSE, THOMAS/ZELDES, AMIR: *ANNIS3: A new architecture for generic corpus query and visualization*. In: *Digital Scholarship in the Humanities* 31. 2016.
- [114] KUHN, WALTER: *Vergleichende Untersuchungen zur Mittelalterlichen Ostsiedlung (= Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 16)*. Böhlau, Köln, Wien, 1973.
- [115] LABS-EHLERT, BRIGITTE: *Versalschreibung in althochdeutschen Sprachdenkmälern. Ein Beitrag über die Anfänge der Großschreibung im Deutschen unter Berücksichtigung der Schriftgeschichte (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 553)*. Kümmerle, Göppingen, 1993.
- [116] LADUSAW, WILLIAM A.: *Expressing Negation*. In: CHRIS BARKER, DAVID DOWTY (Herausgeber): *Proceedings of SALT II (= Ohio State Working Papers in Linguistics 40)*, Seite 237–259. Ohio State University, 1992.
- [117] LANDER, ERIC: *Revisiting the etymology of the Nordic negative enclitic -a/-at*. In: *Working Papers in Scandinavian Syntax* 100, Seite 20–40. 2018.
- [118] LARIVÉE, PIERRE: *The pragmatic motifs of the Jespersen cycle: Default, activation, and the history of negation in French*. In: *Lingua* 120 (9), Seite 2240–2258. 2010.

- [119] LARRIVÉE, PIERRE: *Is there a Jespersen Cycle?* In: PIERRE LARRIVÉE, RICHARD P. INGHAM (Herausgeber): *The Evolution of Negation: Beyond the Jespersen Cycle* (= *Trends in Linguistics* 235), Seite 1–22. De Gruyter Mouton, Berlin, Boston, 2011.
- [120] LEMNITZER, LOTHAR/ZINSMEISTER, HEIKE: *Korpuslinguistik. Eine Einführung*. Gunter Narr Verlag, Tübingen, 2006.
- [121] LENZ, BARBARA: *Negationsverstärkung und Jespersens Zyklus im Deutschen und in anderen europäischen Sprachen*. In: EWALD LANG, GISELA ZIFONUN (Herausgeber): *Deutsch – typologisch* (= *Institut für deutsche Sprache Jahrbuch 1995*), Seite 183–200. Walter de Gruyter, Berlin, New York, 1996.
- [122] LINDGREN, KAJ B.: *Die Apokope des mhd. -e in seinen verschiedenen Funktionen*. Druckerei-A.G. der Finnischen Literaturgesellschaft, Helsinki, 1953.
- [123] LINDOW, WOLFGANG [U.A.]: *Niederdeutsche Grammatik*. Schuster, Leer, 1998 (= Band 20 der Reihe *Schriften des Instituts für Niederdeutschen Sprache*).
- [124] LÖBNER, SEBASTIAN: *Semantik. Eine Einführung*. Walter de Gruyter, Berlin, New York, 2003.
- [125] LOCKWOOD, WILLIAM B.: *Historical German Syntax*. Clarendon Press, Oxford, 1968.
- [126] LOWE, JOHN J.: *Negated Participles in Rgvedic Sanskrit and Proto-Indo-European*. In: *Indo-Iranian Journal* 54, Seite 19–38. 2014.
- [127] LUCAS, CHRISTOPHER: *Negation in the history of Arabic and Afro-Asiatic*. In: WILLIS, D./LUCAS, CHR./BREITBARTH, A. (Herausgeber): *The History of Negation in the Languages of Europe and the Mediterranean. Volume I: Case Studies*, Seite 399–452. Oxford University Press, Oxford, 2013.
- [128] MAAS, UTZ: *Zur Geschichte der deutschen Orthographie*. In: URSULA BREDEL, THILO REISSIG (Herausgeber): *Weiterführender Orthographieerwerb*, Seite 10–47. Baltmannsweiler, 2011.
- [129] MARYNISSEN, ANN: *Sprachwandel zwischen Evolution und Normierung. Die e-Apokope als Bruchstelle zwischen dem Niederländischen und dem Deutschen*. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 76, Seite 165–188. 2009.
- [130] MASLOVA, ELENA: *A Grammar of Kolyma Yukaghir* (= *Mouton Grammar Library* 27). Mouton de Gruyter, Berlin, New York, 2003.

- [131] MATTHEIER, KLAUS J.: *Wege und Umwege zur neuhochdeutschen Schriftsprache*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 9 (3), Seite 274–307. de Gruyter, 2009.
- [132] MEIBAUER, JÖRG: *Pragmatik. Eine Einführung*. Stauffenburg, Tübingen, 2006.
- [133] MEIER, PAUL E./MEIER, INGEBORG/BENDOR-SAMUEL, JOHN T.: *A Grammar of Izi: An Igbo Language* (= *SIL International Publications in Linguistics and Related Fields* 47). Summer Institute of Linguistics of the University of Oklahoma, Norman, 1975.
- [134] MEILLET, ANTOINE: *L'évolution des formes grammaticales*. In: *Scientia* 12, Seite 384–400. 1912.
- [135] MERCHANT, JASON: *The Syntax of Silence. Sluicing, Islands and the Theory of Ellipsis*. OUP, Oxford, 2001.
- [136] MERKLE, LUDWIG: *Bairische Grammatik*. Allitera Verlag, München, 2005 [1975].
- [137] MIESTAMO, MATTI: *Clausal negation: A typological study (Diss.)*. University of Helsinki, 2003.
- [138] MIESTAMO, MATTI: *Standard Negation. The Negation of Declarative Verbal Main Clauses in a Typological Perspective*. Mouton de Gruyter, Berlin [u.a.], 2008.
- [139] MIESTAMO, MATTI: *Subtypes of Asymmetric Standard Negation*. In: DRYER, MATTHEW S. und MARTIN HASPELMATH (Herausgeber): *The World Atlas of Language Structures Online*. Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology (aufrufbar unter <https://wals.info/chapter/114>), Leipzig, 2013a (Stand: 17.04.2021).
- [140] MIESTAMO, MATTI: *Symmetric and Asymmetric Standard Negation*. In: DRYER, MATTHEW S. und MARTIN HASPELMATH (Herausgeber): *The World Atlas of Language Structures Online*. Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology (aufrufbar unter <https://wals.info/chapter/113>), Leipzig, 2013b (Stand: 17.04.2021).
- [141] MOSER, ANN-MARIE: *Form und Funktion der doppelten Negation in deutschen Dialekten, mit einem Schwerpunkt im Oberdeutschen*. In: *Linguistik Online* 98 (5), Seite 179–195. 2019.
- [142] MOSER, ANN-MARIE: *Negationskongruenz in den deutschen Dialekten* (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte* 185). Franz Steiner, Stuttgart, 2021.

- [143] MOSER, HUGO: *Deutsche Sprachgeschichte: mit einer Einführung in die Fragen der Sprachbetrachtung*. Niemeyer, Tübingen, 6., überarbeitete Auflage, 1969.
- [144] MÜLLER, GEREON: *Elemente der optimalitätstheoretischen Syntax*. Stauffenburg, Tübingen, 2000.
- [145] MÜLLER, REIMAR: *Modalverben, Infinitheit und Negation im Prosa-Lancelot*. In: REIMAR MÜLLER, MARGA REIS (Herausgeber): *Modalität und Modalverben im Deutschen*, Seite 239–262. Buske, Hamburg, 2001.
- [146] MÜLLER, STEFAN: *Grammatiktheorie*. Stauffenburg, Tübingen, 2013.
- [147] MUNCH, CHRISTINE B. ØSTBØ: *North Germanic Negation. A Microcomparative Perspective (Diss.)*. University of Tromsø, 2013.
- [148] MÜNCH, FERDINAND: *Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart*. Bonn, 1904.
- [149] NÄF, ANTON: *Die Wortstellung in Notkers Consolatio. Untersuchungen zur Syntax und Übersetzungstechnik (=Das Althochdeutsche von St. Gallen 5)*. de Gruyter, Berlin, New York, 1979.
- [150] NEWSON, MARK: *On the nature of inputs and outputs. A case study of negation*. In: PILAR BARBOSA [U.A.] (Herausgeber): *Is the best good enough? Optimality and competition in syntax*, Seite 315–336. MIT Press, Cambridge, London, 1998.
- [151] NÜBLING, DAMARIS: *Klitika im Deutschen. Schriftsprache, Umgangssprache, alemannische Dialekte (= ScriptOralia 42)*. Narr, Tübingen, 1992.
- [152] NÜBLING, DAMARIS [U.A.]: *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. Narr, Tübingen, 3. Auflage, 2010.
- [153] PALM, ERNST: *Alte Imperfekte in einer meißnisch-oberlausitzer Übergangsmundart*. In: *Zeitschrift für Mundartforschung* 12 (3), Seite 135–141. Franz Steiner, 1936.
- [154] PAUL, HERMANN: *Mittelhochdeutsche Grammatik. neu bearbeitet von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms und Klaus-Peter Wegera. Mit einer Syntax von Ingeborg Schöbler; neubearbeitet und erweitert von Heinz-Peter Prell*. Niemeyer, Tübingen, 25. Auflage, 2011.
- [155] PENSEL, FRANZ-JOSEF: *Die Satznegation*. In: GERHARD KETTMANN, JOACHIM SCHILDT (Herausgeber): *Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der syntaktischen Ebene (1470–1739). Der Einfachsatz*, Seite 287–326. Akademie-Verlag, Berlin, 1978.

- [156] PENZL, HERBERT: *Vom Urgermanischen zum Neuhochdeutschen. Eine historische Phonologie (= Grundlagen der Germanistik 16)*. Erich Schmidt Verlag, Berlin, 1975.
- [157] PETERS, ROBERT: *Sozio-kulturelle Voraussetzungen und Sprachraum des Mittel-niederdeutschen*. In: WERNER BESCH, ANNE BETTEN, OSKAR REICHMANN, STEFAN SONDEREGGER (Herausgeber): *Sprachgeschichte: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprachen und ihrer Erforschung, Band II*, Seite 1408–1422. Walter de Gruyter, Berlin, New York, 2000.
- [158] PETERS, ROBERT/FISCHER, CHRISTIAN/NAGEL, NORBERT: *Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete (ASnA). Band 1: Einleitung, Karten*. De Gruyter, Berlin, Boston, 2017a.
- [159] PETERS, ROBERT/FISCHER, CHRISTIAN/NAGEL, NORBERT: *Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete (ASnA). Band 2: Verzeichnis der Belegtypen*. De Gruyter, Berlin, Boston, 2017b.
- [160] PETERS, ROBERT/FISCHER, CHRISTIAN/NAGEL, NORBERT: *Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete (ASnA). Band 3: Verzeichnis der Schreibformen und der Textzeugen*. De Gruyter, Berlin, Boston, 2017c.
- [161] PICKL, SIMON: *Neues zur Entwicklung der Negation im Mittelhochdeutschen. Grammatikalisierung und Variation in oberdeutschen Predigten*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 139*, Seite 1–46. de Gruyter, 2017.
- [162] POLENZ, PETER VON: *Geschichte der deutschen Sprache. Erweiterte Neubearbeitung der früheren Darstellung von Hans Sperber (= Sammlung Götschen 4015)*. de Gruyter, Berlin, New York, 8., verbesserte Auflage, 1972.
- [163] POLENZ, PETER VON: *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band 1: Einführung – Grundbegriffe. Deutsch in der frühbürgerlichen Zeit*. Walter de Gruyter, Berlin, New York, 1991.
- [164] POLLOCK, J. Y.: *Verb Movement, Universal Grammar, and the Structure of IP*. In: *Linguistic Inquiry 20*, Seite 365–424. 1989.
- [165] PRINCE, ALAN/SMOLENSKY, PAUL: *Optimality Theory. Constraint Interaction in Generative Grammar*. In: *MIT Press*. Cambridge (Mass.), 1993.
- [166] PRÖLL, SIMON: *Raumvariation zwischen Muster und Zufall: geostatistische Analysen am Beispiel des Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 160)*. Franz Steiner, Stuttgart, 2015.

- [167] PRÖLL, SIMON/PICKL, SIMON/SPETTL, AARON/SCHMIDT, VOLKER/SPODAREV, EVGENY/ELSPASS, STEFAN/KÖNIG, WERNER: *Neue Dialektometrie mit Methoden der stochastischen Bildanalyse*. In: ROLAND KEHREIN, ALFRED LAMELI UND STEFAN RABANUS (Herausgeber): *Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven*, Seite 173–194. de Gruyter, Berlin, 2015.
- [168] PUHVEL, JAAN: *Indo-European Negative Composition*. In: *Language* 29 (1), Seite 14–25. 1953.
- [169] PUTZGER, FRIEDRICH WILHELM: *Historischer Schulatlas zur alten, mittleren und neuen Geschichte. In 234 Haupt- und Nebenkarten*. Velhagen & Klasing, Bielefeld, 29. Auflage, 1905.
- [170] REN-TEAM: *Referenzkorpus Mittelniederdeutsch/Niederrheinisch (1200–1650), Version 1.0*. Technischer Bericht, 2019.
- [171] ROBERTS, IAN G.: *Diachronic Syntax*. Oxford University Press, Oxford [u.a.], 2007.
- [172] ROWLETT, PAUL: *Sentential Negation in French*. Oxford University Press, New York, 1998.
- [173] SANDERS, WILLY: *Sachsensprache. Hanesprache. Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 1982.
- [174] SCHAFER, ROBIN: *Negation and verb second in Breton*. In: *Natural Language & Linguistic Theory* 13, Seite 135–172. 1995.
- [175] SCHIRMUNSKI, VICTOR: *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten. Aus dem Russischen übersetzt von Wolfgang Fleischer*. Lang, Frankfurt am Main [u.a.], 2010.
- [176] SCHÜLER, JULIA: *Alte und neue Fragen zur mittelhochdeutschen Negationssyntax*. In: AUGUSTIN SPEYER, PHILIPP RAUTH (Herausgeber): *Syntax aus Saarbrücker Sicht 1. Beiträge der SaRDiS-Tagung zur Dialektsyntax*, Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte; 165, Seiten 91–107. 2016.
- [177] SCHÜLER, JULIA: *Negationsstrukturen in den Kölner Urkunden des 13. Jahrhunderts im Vergleich*. In: *Rheinische Vierteljahresblätter* 81, Seite 1–23. 2017.
- [178] SCHULZE, URSULA: *Studien zur Erforschung deutschsprachiger Urkunden des 13. Jahrhunderts*. Schmidt, Berlin, 2011.

- [179] SCHWARZ, BRIGITTE: *Muaters Moul ond Vaters Riasl*. Edelstetten, 1995.
- [180] SCHWARZ, CHRISTIAN: *Wortbildungswandel im frühen Deutsch. Vergleichende Analysen der Referenzkorpora Altdeutsch und Mittelhochdeutsch*. In: *Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte 10 (1)*, Seite 241–260. 2019.
- [181] SCHWENTER, SCOTT A.: *Fine-tuning Jespersen's Cycle*. In: BETTY J. BIRNER, GREGORY WARD (Herausgeber): *Drawing the Boundaries of Meaning: Neo-Gricean studies in pragmatics and semantics in honor of Laurence R. Horn* (= *Studies in language companion series 80*), Seite 327–344. John Benjamins Publishing Company, Amsterdam, Philadelphia, 2006.
- [182] SCHWERDT, JUDITH: *Die 2. Lautverschiebung. Wege zu ihrer Erforschung* (= *Jenaer germanistische Forschungen 8*). Winter, Heidelberg, 2000.
- [183] SEILER RÜBEKEIL, ANNINA: *The scripting of the Germanic languages. A comparative study of „spelling difficulties“ in Old English, Old High German and Old Saxon* (= *Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen 30*). Chronos, Zürich, 2014.
- [184] SHRIER, MARTHA: *Case Systems in German Dialects*. In: *Language*, Band 41 (Heft 3), Seite 420–438. Linguistic Society of America, 1965.
- [185] SIMPSON, ANDREW/WU, ZOE: *Agreement, shells, and focus*. In: *Language 78*, Seite 287–313. 2002.
- [186] SOMERS WICKA, KATERINA: *From phonology to syntax: pronominal cliticization in Otfrid's Evangelienbuch* (= *Linguistische Arbeiten 530*). Niemeyer, Tübingen, 2009.
- [187] STAFFELDT, SVEN: *Zum Phonemstatus von Schwa im Deutschen. Eine Bestandsaufnahme*. In: *Studia Germanistica 7*, Seite 83–96. 2010.
- [188] STEFANOWITSCH, ANATOL: *Corpus linguistics: a guide to the methodology* (= *Textbooks in language sciences 7*). Language Science Press, Berlin, 2020.
- [189] STICKEL, GERHARD: *Untersuchungen zur Negation im heutigen Deutsch*. Vieweg, Braunschweig, 1970.
- [190] SUNDQUIST, JOHN D.: *Variable use of negation in Middle Low German*. In: JOSEPH SALMONS, SHANNON DUBENION SMITH (Herausgeber): *Historical Linguistics 2005*, Seite 149–166. John Benjamins Publishing Company, Amsterdam, 2007.



- [191] SZCZEPANIAK, RENATA: *Der phonologisch-typologische Wandel des Deutschen von einer Silben- zu einer Wortsprache*. de Gruyter, Berlin [u.a.], 2007.
- [192] SZCZEPANIAK, RENATA: *Jespersen's Cycle in German from the phonological perspective of syllable and word languages*. In: A. BREITBARTH, C. LUCAS, S. WATTS, D. WILLIS (Herausgeber): *Continuity and change in grammar*, Seite 321–334. John Benjamins Publishing Company, Amsterdam, Philadelphia, 2010.
- [193] SZCZEPANIAK, RENATA: *Grammatikalisierung im Deutschen: Eine Einführung*. Narr, Tübingen, 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, 2011.
- [194] SZULC, ALEKSANDER: *Historische Phonologie des Deutschen*. Max Niemeyer Verlag, Tübingen, 1987.
- [195] THRÁINSSON, HÖSKULDUR: *Icelandic*. In: EKKEHARD KÖNIG, JOHAN VAN DER AUWERA (Herausgeber): *The Germanic Languages*, Seite 142–189. Routledge, London [u.a.], 1994.
- [196] THRÁINSSON, HÖSKULDUR: *The Syntax of Icelandic*. Cambridge University Press, Cambridge, 2007.
- [197] TRAVIS, LISA DEMENA: *Parameters and Effects of Word Order Variation (Diss.)*. Massachusetts Institute of Technology, 1984.
- [198] TUCKER, A. N./BRYAN, M. A.: *Linguistic Analyses: the Non-Bantu Languages of North-Eastern Africa (= Linguistic Surveys of Africa 18)*. Oxford University Press, London, 1966.
- [199] UHL, WILHELM: *Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache*. Leipzig, 1906.
- [200] VERSLOOT, ARJEN P.: *Reduction of unstressed vowels in Proto-Frisian and the Germanic ‚Auslautgesetze‘*. In: *Nowele 72 (1)*, Seite 78–98. 2019.
- [201] VIKNER, STEN: *The Placement of Finite Verbs*. In: MICHAEL T. PUTNAM, RICHARD PAGE (Herausgeber): *The Cambridge Handbook of Germanic Linguistics*, Seite 365–388. Cambridge University Press, Cambridge, 2020.
- [202] VOLLMANN-PROFE, GISELA (Herausgeber): *Otfrid von Weißenburg: Evangelienbuch. Auswahl. Althochdeutsch/Neuhochdeutsch. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Gisela Vollmann-Profe*. Stuttgart, 2010.
- [203] WAGNER-NAGY, BEÁTA: *Konstituentennegation im Nganasanischen*. In: BEÁTA WAGNER-NAGY (Herausgeber): *Mikolakonferencia 2004*, Seite 127–136. Finnugor Tanszék, Szeged, 2005.

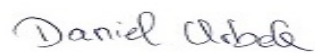
- [204] WEBER, THILO: *Die TUN-Periphrase im Niederdeutschen. Funktionale und formale Aspekte*. Stauffenburg, Tübingen, 2017.
- [205] WEBER, THILO: *An OT analysis of do-support across varieties of German*. In: *The Journal of Comparative Germanic Linguistics* (21), Seite 75–129. Springer, 2018.
- [206] WEISS, HELMUT: *Syntax des Bairischen: Studien zur Grammatik einer natürlichen Sprache (= Linguistische Arbeiten 391)*. Niemeyer, Tübingen, 1998.
- [207] WIESINGER, PETER: *Strukturelle historische Dialektologie des Deutschen. Strukturalistische und strukturgeographische Studien zur Vokalentwicklung deutscher Dialekte (= Germanistische Linguistik 234–236)*. Georg Olms Verlag, Hildesheim, 2017.
- [208] WILHELM, FRIEDRICH (Herausgeber): *Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300*, Band 1: 1200–1282. Schauenburg, Lahr, 1932.
- [209] WILHELM, FRIEDRICH UND NEWALD, RICHARD (Herausgeber): *Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300*, Band 2: 1283–1292. Schauenburg, Lahr, 1943.
- [210] WILLIS, DAVID: *Motivating the emergence of new markers of sentential negation. The case of Welsh ddim*. In: *Diachronica* 27 (1), Seite 110–156. John Benjamins Publishing Company, 2010.
- [211] WILLIS, D./LUCAS, CHR./BREITBARTH, A.: *Comparing diachronies of negation*. In: WILLIS, D./LUCAS, CHR./BREITBARTH, A. (Herausgeber): *The History of Negation in the Languages of Europe and the Mediterranean. Volume I: Case Studies*, Seite 1–50. Oxford University Press, Oxford, 2013a.
- [212] WILLIS, D./LUCAS, CHR./BREITBARTH, A. (Herausgeber): *The History of Negation in the Languages of Europe and the Mediterranean. Volume I: Case Studies*. Oxford University Press, Oxford, 2013b.
- [213] WITTGENSTEIN, LUDWIG: *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 37. Auflage, 2018.
- [214] WITZENHAUSEN, ELISABETH: *Negation – Exception – Contrast. The post-cyclical development of ne/en in Middle High German, Middle Low German and Middle Dutch (Diss.)*. Universiteit Gent, 2019a.
- [215] WITZENHAUSEN, ELISABETH: *Von Negation zu Domänensubtraktion. Die Funktion der Negationspartikel ne/en im Mittelniederdeutschen*. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 141 (1), Seiten 1–30. 2019b.

- [216] WOLF, NORBERT RICHARD: *Syntax des Mittelhochdeutschen*. In: WERNER BESCH, ANNE BETTEN, OSKAR REICHMANN, STEFAN SONDEREGGER (Herausgeber): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung [= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2]*, Seite 1351–1358. Mouton de Gruyter, Berlin, New York, 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, 2000.
- [217] WULF, CHRIS DE: *Klankatlas van de veertiende-eeuwse Middelnederlands. Het dialectvocalisme in de spelling van lokale oorkonden. Bouwstenen op het gebied van de Nederlandse naamkunde, dialectologie*. Koninklijke Academie voor Nederlandse Talen en Letteren, Gent, 2019.
- [218] ZEIJLSTRA, HEDDE: *Sentential Negation and Negative Concord (Diss.)*. University of Amsterdam, 2004.
- [219] ZEIJLSTRA, HEDDE: *Negation in Natural Language: On the Form and Meaning of Negative Elements*. In: *Language and Linguistics Compass 1/5*, Seite 498–518. 2007.
- [220] ZINGERLE, IGNAZ VINZENZ: *Über die bildliche Verstärkung der Negation bei mittelhochdeutschen Dichtern: ein Beitrag zur deutschen Grammatik*. Gerold in Komm., Wien, 1862.
- [221] ZWART, JAN-WOUTER: *The Syntax of Dutch*. Cambridge University Press, Cambridge [u.a.], 2011.

## Schlussklärung

Ich versichere hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst, ganz oder in Teilen noch nicht als Prüfungsleistung vorgelegt und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Sämtliche Stellen der Arbeit, die benutzten Werken im Wortlaut oder dem Sinn nach entnommen sind, habe ich durch Quellenangaben deutlich gemacht. Dies gilt auch für Zeichnungen, Skizzen, bildliche Darstellungen sowie für Quellen aus dem Internet.

Garching, den 26.07.2021



---

Daniel Hrbek